

Noch ist es nicht zu spät



Horst Malte Schulz

Noch ist es nicht zu spät

Roman einer Wandlung

Im Bieweg-Verlag

ISBN 978-3-663-00883-5 ISBN 978-3-663-02796-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-02796-6

5. bis 9. Tausend

Einband und Umschlag von Ernst Böhm, Berlin
Copyright 1941 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1941

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

E r s t e s B u c h

I

Tief unter ihm lag die belebte Straße. Fünfzehn Stockwerke zählte er, vielleicht waren es auch zwanzig. Zu Füßen der Häuser lief das pechglänzende Asphaltband. Wie an einer Schnur zogen die Autos stahlblinkend durch die Schlucht. Die Menschen waren nur noch ferne Punkte. Scheu drängten sie sich durch den grauen Schatten der mächtigen Steinfassaden. Kein Laut kam aus der Tiefe. Niemand bemerkte ihn. Um das Dach lief ein Steinsims. Es war nicht breiter als ein Handtuch. Die Füße setzte er dicht voreinander, um nicht ins Leere zu treten.

Noch immer glaubte er, daß man ihn mit der Feuerwehrlleiter holen würde. Er winkte. Ein niedriges Eisengeländer trennte das Sims vom Dach. Er wollte hinübersteigen, aber die Beine gehorchten ihm nicht. Die lichtlose Tiefe nahm seinen Blick gefangen. Er rief. Es gab nicht mal einen Auflauf. Niemand hörte. Er existierte einfach nicht mehr für die Menschen da unten. Nur noch mühselig hielt er sich im Gleichgewicht, und dann hatte er plötzlich ein langes Brett in den Händen, mit dem er balancierte. Das Brett wuchs zu einer Planke und wurde unerträglich schwer. Als sich noch immer niemand um ihn kümmerte, ließ er die Holzlast in das Straßengefümmel hinabstürzen.

Jetzt konnte er sich nicht mehr halten. Am Ende des schmalen Steges sah er gerade noch eine Frauengestalt auftauchen, als er abstürzte.

Der Fall riß ihn aus dem Schlaf.

Er drehte den Kopf nach der Fensterseite. Die hohen Züllgardinen lagen in der Morgensonne. Durch das Maschengitter brachen die Strahlen des jungen Apriltages und entzündeten sich auf dem glasigen Schmelz des Kachelofens zu neuer Glut. Die weißgetünchte Wand des Ateliers warf die Lichtwoge zurück, und als Heinz zum Fenster sah, traf die leuchtende Glut seine traumschweren Augen mit der Gewalt eines Brechers. Er drehte den Kopf zur Wand.

Mit geschlossenen Lidern versuchte er den Traum zurückzurufen. Die Netzhaut spiegelte ihm noch immer eine störende Tageshelle vor. Sie ballte sich zu roten Nebeln und versank schließlich. Jetzt gelang es ihm, den tiefen Straßenschacht in das Dunkel seiner Phantasie zu zeichnen, und er lief sicher auf dem Sims auf und ab. Deutlich sah er unter sich den stahlgrauen Fahrdamm. Die Menschen blieben stehen und sahen nach oben. Die Gesichter waren ihm zugekehrt, winzige Lichtpunkte auf schwarzen Stielen. Die Enge des Traumens hatte er überwunden. Das Sims war jetzt breiter. Ohne alle Beklemmung hob er seinen Blick über die Stadt. Gegen Osten lag der Dzean. Sonst aber fand er die gleiche Aussicht, die man vom Hochhaus am Alexanderplatz über Berlin hat. Rechtzeitig fielen ihm die Wolkenkratzer ein, die das Gesicht von New York bestimmen. Es gelang

ihm jedoch nicht recht, die steilen Hausriesen einzubauen, und so sah er wieder in die Straße hinunter. Dabei wartete er auf die Frauengestalt. Sicher war ihm Gerda entgegengekommen. Es gelang ihm nicht mehr, das Traumbild zu meistern, und Gerda erschien auch dann nicht, als er sich in die Angstgefühle zurückversetzte. Seltsamerweise stürzte er nicht ab, so sehr er sich auch über das Sims neigte.

Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß er Gerda sogar noch im Traum erwartete. Ärgerlich drehte er sich wieder zur Fensterseite und öffnete langsam die Augen. Die Uhr gab ihm seine gute Stimmung zurück. Es war erst zwei Minuten vor sieben. Gähmend drückte Heinz den Bügel nieder. Das Ticken störte ihn. Er stellte den Becker unter den Stuhl. Um zwei Minuten war er dem dünnen Gerassel zuvorgekommen. Der Tag fing gut an.

Heute wurde die Ausstellung eröffnet. Heute kam der Name Heinz Tillack vor die Öffentlichkeit, und mit seinem Bilde sagte er allen, die ihn bisher über die Achseln angesehen hatten: Ich brauche euch nicht mehr. Hier seht ihr den wahren Heinz Tillack, der die Maske der Unterwürfigkeit abgenommen hat und in Zukunft weitab von der ausgetretenen Straße wandeln wird als einer von den wenigen, die ihren eigenen Weg gefunden haben.

Heinz sah bereits das Gedränge vor den Bildern. Nach der Eröffnung nahmen ihn die Professoren von der Akademie in ihre Mitte, die Kritiker hielten ihn an, und auf der Treppe traf er Dr. Hübner. Gerdas

Vater kam jedes Jahr in die Frühjahrsausstellung. Er fehlte nirgends, wo sich die Welt der bekannten Namen traf. Als Produktionsleiter einer Filmgesellschaft gehörte er zwar nicht zu den Prominenten, aber er war es gewohnt, sich an ihrem Glanze zu wärmen. Mit Befriedigung verfolgte Heinz seit Jahren, daß sich der Filmbesucher nur selten den Namen des Produktionsleiters merkt. Die Namen der Darsteller und des Regisseurs bleiben haften. Den Albers kennen sie alle, aber wer weiß schon von Herrn Albert Hübner, dem gewichtigen Produktionsleiter?

Eigentlich ging ihn der Hübner jetzt nichts mehr an. Gerda hatte er schon seit vier Wochen nicht mehr gesehen. Es war kaum anzunehmen, daß sie nach der letzten Aussprache nach einem Wiedersehen Verlangen trug. Vermutlich kam ihr Vater heute allein in die Ausstellung. Er sollte staunen. Schon bei der ersten Begegnung fragte ihn der Produktionsleiter danach, wo er ausstellte. Heinz fand keine Antwort, und damit war er für den Dr. Hübner erledigt. Das war vor vier Jahren, als er Gerda soeben kennengelernt hatte. Sie versuchte damals noch, die Einwilligung des Vaters zu gewinnen. Bei Kempinsky trafen sie sich, es war am Tage nach Silvester.

„Herr Zillack hat gute Aufträge“, lenkte Gerda ein. Sie mußte sehr gut, daß er nichts verkaufte.

„Privat?“ Der Produktionsleiter zog seine Augenbrauen hoch. „In die Ausstellungen müssen Sie, vor die Öffentlichkeit. Gehen Sie doch mal zu meinem Schwager, dem bekannten . . .“

Sie verabschiedeten sich an jenem Abend sehr bald. Heinz gab nicht viel auf das Urteil des Produktionsleiters. Er mußte es selbst: Seinen Arbeiten fehlte noch die Reife. Für eine Ausstellung reichte es nicht. Nur im Traum sah er damals die Bilder, mit denen er seinen Durchbruch versuchen wollte. Wichtig und breit sollten sie wirken. Für eine ernsthafte Arbeit fand er jedoch nicht die Muße. Es fehlte ihm an innerer Sammlung, wie er es nannte. So oft er darüber nachdachte, gab er seiner Mittellosigkeit an allem die Schuld. Die Jagd nach den paar Groschen hielt ihn den ganzen Tag in Atem, so daß er nicht zum Malen kam. Gerda besuchte damals die Filmschule. Sie wurde seine beste ZuhörerIn. Lebhaft sprach er von seinen späteren Arbeiten. Sie begriff sofort, daß es ihm nur an Geld fehlte. Sie half ihm auf der Suche nach dem großen Zaubermittel. Das Stipendium gab so viel, wie er fürs Zimmer und zum Essen brauchte. Unter diesen Entbehrungen ernsthaft zu arbeiten, erschien ihm unmöglich. Oft blieb er vor den Bildern stehen, die in den Kunstläden hingen. Anfangs erklärte er Gerda an den süßlichen Farben, warum ein Maler diese Arbeiten für Kitsch hält. Dabei fielen ihm ganz nebenbei die Preise in die Augen. Bald schwieg er, und schließlich deutete er an, vielleicht sprach es auch Gerda zuerst aus, daß man mit diesen Bildern ganz gut Geld verdienen könnte. Beide lachten darüber, und Heinz spann mit spitzbübischem Genuß aus, wie er die Händler übers Ohr hauen wollte. Für eine holländische Landschaft brauchte er nicht

mehr als eine Stunde, rechnete er aus. Arbeitete er nur acht Stunden, so konnte er am Tage achtmal hundert Mark verdienen. Er traute sich jedoch mehr zu. Diese Arbeiten schaffte man mit der linken Hand. Es kam ja darauf an, möglichst viel Geld in der kürzesten Zeit zu verdienen, Ersparnisse zu machen, um dann sorgenlos zu malen.

Sagelang lief er mit den ersten Bildern durch Berlin. Im Westen fing er an, und am Nachmittag des zweiten Tages suchte er mit Kopfschmerzen die Friedrichstraße ab. Hundert Mark verlangte er für das Bild. Der Händler bot nicht mal die Hälfte. Heinz war froh, als ihm die „Benezianischen Barken“ für dreißig Mark abgenommen wurden. Die Kitschbilder gingen ihm langsamer von der Hand, als er erwartet hatte. Ehe er sich hineinfand, mußte er alle Vorstellungen von Malerei ausschalten und die Geduld eines Uhrmachers erlernen. An einem Tage schaffte er nicht mehr als zwei Bilder. Dieses Tempo hielt er nur die erste Woche durch, dann ging es noch langsamer.

Erst als der Onkel aus Lauterbach ihn bei J. G. Goerschner empfahl, bekam er regelmäßige Aufträge. Er verdiente, er sparte. Drei Jahre hielt er es durch. Dann machte er Schluß. Als letztes Bild brachte er einen „Alpengipfel“ zu Goerschner. Über Nacht entschied er sich, nur noch der reinen Kunst zu dienen.

Achthundert Mark hatte er gespart. Die Hälfte gab er an einem Tage für Farben, Leinwand, Rahmen und zwei neue Staffeleien aus. Telephon ließ er legen.

Das erste Gespräch führte er mit J. E. Goerschner, dem er nicht viel mehr sagte, als daß er in der nächsten Zeit für ihn nicht arbeiten könnte. Er hielt es für besser, diese Zuflucht vorläufig noch offen zu lassen.

Heinz Sillack blieb vor seinem neuen Apparat stehen und rief Gerda an. Es war schon besser, wenn er jetzt auch diese Sache hinter sich brachte. Seit Wochen waren sie einer Aussprache aus dem Wege gegangen, und mit diesem Schweigen hatten sie sich bereits alles gesagt. Es blieb nicht mehr viel zu erklären. Gerda verstand ihn, als er ihr seinen Entschluß mitteilte.

„Ja, es ist wohl besser so.“ Mehr sagte sie nicht, und weil Heinz die Pausen ihres Gespräches mehr fürchtete als den erwarteten Widerspruch, begann er zu reden. „Es ist nun mal so. Nach Gründen zu suchen, wäre in dieser Stunde wohl zwecklos. Warum wir nicht mehr weiter konnten, wird uns erst nach Jahren ganz klar werden. Es liegt wohl an mir.“

Er lauschte in den Apparat, und als keine Antwort kam, widersprach er ihrem Schweigen. „Doch, doch, du bist nicht schuld, sondern ich allein, oder vielmehr meine Arbeit. Solange ich für Goerschner arbeitete, ging es. Aber jetzt, was nun kommt, verlangt meinen ganzen Einsatz. Nicht für dich bin ich mehr da, und ebensowenig für mich, sondern nur noch für meine Aufgaben. An meinem Beruf liegt es. Ich kann mich nicht mehr teilen. Ein Künstler taugt nicht für die Ehe. Es ist das alte Problem.“ Er hielt inne, aber Gerda sagte nur: „Ich höre zu“, und so redete er

weiter. „Das war schon immer so. Entweder flog die Ehe auf, oder der Künstler ging verloren. Vielleicht täusche ich mich. Aber ich weiß, daß ich heute nicht anders handeln kann. Verstehst du mich? Hörst du?“

Das war vor vier Wochen. Heinz schloß sich ein. Was hinter ihm lag, war vergessen. Er gehörte nur noch der Kunst und dem großen Werk. Wie besessen arbeitete er. Jahrelang hatte er von dem Durchbruch geträumt, von der Leistung. Die Stauung löste sich, während er an den drei Arbeitern malte, die mit Schaufel und Spitzhacke eine Straße schottern. Das Bild nahm alle Spannkraft auf, die bisher keine Erlösung gefunden hatte, und in die Bewegung der Arbeitsmänner legte er den Glauben an die eigene Leistung. „Arbeit“ nannte er das Gemälde. Unter diesem Titel stand es auch im Katalog der Ausstellung.

Die Zeit der süßen Heidelandschaften hatte mit diesem Bilde ihren Abschluß gefunden. Es sprach derb und urwüchsig und war in seinen Augen ein Hohn auf alle Goerschner-Arbeiten. Mit den Fäusten der drei Arbeiter drohte Heinz jedoch nicht nur dem Händler aus der Friedrichstraße, sondern allen, die ihn bisher für irgendeinen Herrn Tillack gehalten hatten. Auch Gerda sollte vor dem Bilde erschrecken. Sie besuchte jetzt die Filmakademie. Nebenher studierte sie Kunstgeschichte. Heinz wußte, daß sie ihm jetzt nicht mehr folgen konnte. Die Sprache seines Pinsels war ihr zu fremd, zu neu. Für diese Arbeit gab es in ihrem kunstwissenschaftlichen Begriffsschatz keine Worte,

keine Fachausdrücke. Grob und unreif, so mußte ihr Urteil ausfallen. Heinz genoß schon im voraus die Bestätigung, die ihm eine solche Ablehnung bedeutete.

Schonungslos und offen: So sollte das Bild wirken. Eine Herausforderung an die Gestrigen, so nannte er die Arbeit. „Da soll der Bürger plätzen!“, mit diesen Worten hatte er seinen Namen in groben Keilstrichen unter das Bild gesetzt. Heute trat er mit seiner Anklage vor die Öffentlichkeit. Auge in Auge mußten die Satten seinen Vorwurf aushalten. Er war nicht mehr der namenlose, ärmliche Maler, dem man mitleidig aus dem Wege ging. Mit Behagen erinnerte sich Heinz an die Demütigungen, die er ehemals hinnehmen mußte. Die Kette der Erniedrigungen begann, sobald er auf die Straße trat. Oft blieb er vor den Geschäften stehen, und im Spiegel der Schaufensterscheibe beobachtete er, wie sich die Leute nach ihm umdrehten. In der U-Bahn kam es häufig vor, daß die Frauen hartnäckig seine Schuhe musterten. Jedenfalls schien es ihm so.

Die Schuhe waren schon in Ordnung, aber die Socken hingen herab. Er selbst konnte es nicht sehen. Ehe er von Haus wegging, trat er nicht mehr vor den Spiegel. Aber er mußte es, daß sie ihm auf die grauen dicken Socken sahen. Dann brachte er es fertig, die Füße noch weiter vorzustrecken. Mochten sie nur hinschauen, dachte er. Es dauerte ja nicht mehr lange, nur noch ein halbes oder ein ganzes Jahr, dann kann ich euch alle kaufen. Euch alle, mit und ohne Pelz. Aber ich werde euch nicht kaufen, ich werde

euch nicht mal ansehen. Auch nicht malen werde ich euch, bestimmt nicht. Oder ich werde euch auf die Leinwand setzen, mit spitzen Stirnen, blöden Augen und hängenden Backen, mit einem stieligen Hals, der auf einer Trommel sitzt. Grüne Schläfen und blaues Haar. Wie oft hatte er es sich ausgemalt, und dabei streckte er seine Schuhe mit den fallenden Socken noch weiter vor. Er wärmte sich an dieser Zukunft und nahm die Blicke der anderen wie vorgeschossene Körbeeren hin.

Diese Zeiten lagen weit zurück. Als Heinz bei J. E. Goerschner zu arbeiten begann, richtete er sich ein Konto ein. Von Monat zu Monat wurde abgerechnet. Anfangs kam er nicht zum Sparen. Sobald ihn die Eingangsbefätigung vom Scheckamt erreichte, lief er in die Stadt und hob das Geld wieder ab. Er kleidete sich ein, und Verda half ihm in der Tauenzienstraße ausfuchen. Die billigen Zigaretten kratzten ihm im Halse. Er gewöhnte sich an eine bessere Sorte. Ging er am Sonntag aus, so hielt er sich in dem Rahmen, den ein gutgekleideter Herr seinem Anzug schuldig ist. Er kaufte sich Schallplatten und hatte bald elf Schlipse im Schrank hängen. Als er die vierhundert Mark in Malcrutensfilien angelegt hatte, suchte er sich auf dem Heimwege eine hellgelbe, kalbslederne Aktenmappe aus. Nach Beendigung des Bildes ließ er sich Unter den Einden von einem bekannten Friseur die Haare waschen und anschließend die Kopfhaut massieren. Als er das Bild in einer Tage zur Ausstellung fuhr, stieg er unterwegs aus und kaufte sich

einen Hut für zweiundzwanzig Mark. „Man soll nicht auffallen“, dachte er sich dabei. „Jetzt werden sich die Leute nicht mehr nach mir umsehen.“

Im Eingang zu den Ausstellungssälen blieb er stehen. Neben der leeren Garderobe hing ein hoher Spiegel. Heinz setzte das Bild ab und trat vor den Spiegel. Zu seinem schwarzseidenen Hemd trug er eine blaue Schleife. Er zog sie gerade. Der Hut stand ihm, stellte er mit Befriedigung fest. Der weite Mantel ließ seine aufgeschossene Figur breit und stattlich erscheinen. Der Spiegel bot ihm das Bild eines Mannes, der sich hinter seiner Leistung nicht zu verstecken braucht. Jahre voller Entbehrung lagen hinter ihm. Jetzt kleidete er sich mit gutem Recht in einem Stile, der seinem Erfolge würdig war. Den Erfolg trug er unter dem Arm. Ob das Bild gut war oder nicht, entschied er selbst. Allenfalls wartete er auf das Urteil der Männer, die ihm zu folgen vermochten. Aber auch darauf kam es nicht an. Er war von seinem Wege überzeugt, und um jeden Preis wollte er ihn jetzt zu Ende gehen, auch dann, wenn man ihn nicht verstand.

Jedenfalls hing das Urteil nicht von Herrn Hübner ab, der von Bildern nichts begriff. Der Produktionsleiter liebte eindrucksvolle Gemälde von dem Schlage, der bei J. E. Goerschner feilgehalten wurde. Letzthin erst kaufte er einen „Blumenmarkt“. Das Bild hatte Van Heentjen gemalt, dessen Spezialität holländische Stücke waren. Alle Warenhäuser des Reiches versorgte Van Heentjen mit Blumenmärkten. Dieses

echte Professorenbild hängte sich Dr. Hübner über seinen Schreibtisch. Heinz stellte sich genießerisch die Wirkung seiner letzten Arbeit vor. Wie mußten die groben Straßenarbeiter auf einen Mann wirken, der seine Augen täglich im Anblick der Heentjenblumen schulte. Einfach plätschen wird er, schloß Heinz befriedigt.

Der Kachelofen war inzwischen in den Schatten gerückt. Heinz sah nach der Uhr. Es war bereits zehn nach acht. Eigentlich konnte er jetzt aufstehen und an dem Bild malen, das er gestern angefangen hatte. Die Ausstellung wurde erst um zwölf eröffnet. Alles lud ihn ein, diesen glücklichen Tag vor der Leinwand zu beginnen. Draußen schien die Sonne, die Fensterleisten blitzten. Sicher lagen die Dächer Charlottenburgs in dem rostroten und stahlgrauen Morgenglanz, wie er sie schon längst malen wollte. Aber das Siegen tat so wohl. Er genoß das Kraftbewußtsein, das eine gelungene Arbeit gibt. Die gute Stimmung ließ er gleichsam auf der Zunge zergehen. Er blieb im Bett.

Zwei bis drei Jahre, rechnete Heinz, dann war er soweit, um zu Studienzwecken nach Amerika zu fahren. Diesem Traum hing er schon damals nach, als ihm oft das Geld für die Stadtbahn fehlte. Was damals unmöglich erschien, war heute schon wahrscheinlich. New York interessierte ihn, die Stadt. Er wollte sehen, wie sie drüben malten.

Vor der Tür waren Schritte. Der Messingdeckel klappte, und die Post fiel durch. Es war inzwischen

fünf vor neun geworden. Immerhin eine gute Stunde früher, als er bisher aufzustehen pflegte. Die Bettliegerei führte bloß zu dummen Gedanken, das hatte er ja soeben gesehen. Was ging ihn Gerda überhaupt noch an?

Heinz warf das Bett zurück und stieg umständlich in die Hausschuhe. Er holte den Brief. „Herrn Kunstmalers“ stand vor seinem Namen. An den geschwungenen Schleifen erkannte er die Handschrift des Onkels aus Lauterbach. Der gute alte Glasnarr mit seiner plombierten Vitrine, dachte Heinz und stellte den Spiegel auf das Spiegelbrett. Rasiert war er auch nicht. Das mußte anders werden. Immerhin konnte er sich die Arbeit sparen und zum Barbier gehen. Geld war ja da. Mit den bohemischen Gewohnheiten war es aus. Die waren gut genug für den eitlen Goerschner.

Überhaupt, Goerschner mit oh-eh, J. E. Goerschner und Co., Kunst- und Gemäldehandlung. Wo sollte der Laden schon liegen, pflegte Heinz zu erklären. Natürlich in der Friedrichstraße. Da die ausgestellten Bilder auch gar nichts mit Kunst zu tun hatten, zeichnete sich die Firma redlich und offenherzig als „Kunst- und Gemäldehandlung“. Das imponierte Heinz. Sonst ließ er aber kein gutes Haar an dem Spanferkel, wie er seinen Abnehmer J. E. Goerschner nannte. Rosa spiegelte die Glaze des Händlers. Die aschblonden Wimpern standen wie Borsten über seinen wässerigen Augen, und auch die Gesichtsfarbe ermunterte zu dem Vergleich mit einem Ferkel.

Goerschner war Empfangschef, Verkäufer und Co. in einer Person. Er beschäftigte zwar eine Sekretärin,

die er aber nicht in den Laden ließ und vor seinen Besuchern geradezu verleugnete. Die Lieferanten fertigte er allein ab, mit der Sicherheit eines Menschen, der in seinem Laden auf der Friedrichstraße auf eigenem Grund und Boden steht. Für das Spanferkel waren die Maler Lieferanten, die von Termin zu Termin die fälligen Stücke bemalter Leinwand brachten. Ohne diese Leinwand waren die eindrucksvollen Rahmen nicht zu verkaufen. J. E. Goerschner sah ein, daß er ohne die Maler nicht gut auskam. Aber er trug diese Schwäche seines Geschäftes mit Würde, und ging es mit den Malern um den Preis, so war er ganz der Herr. Heinz behauptete gern, daß J. E. Goerschner die Konfektionäre um ihren neuen Artikel beneidete, den nahtlosen Strumpf. Goerschner dagegen mußte sich noch immer über die Naht ärgern, die zwischen den silbernen und bronzenen Rahmenleisten lief, und diese Naht konnte ihm gelegentlich die ganze Freude am Geschäft verleiden.

Mit der Kundschaft war er zufrieden. Er kannte ja den Geschmack seiner Besucher. Sogar die geheimen und unausgesprochenen Wünsche seiner Kunden erriet er.

Herr Strumpffabrikant Steffens aus Chemnitz fragte nach einem „Tiroler Jäger“, weil sein zukünftiger Schwiegerjohn Apotheker war und daher die Jagd liebte. J. E. Goerschner sah ihn bereits mit dem „Gebirgsbach“ aus dem Geschäft gehen. Er täuschte sich nicht. Herr Strumpffabrikant Steffens aus Chemnitz verließ den Laden mit einem echten Untermair,

und der Chef diktierte dann seiner Sekretärin einen Brief an seinen Lieferanten Heinz Tillack. „. davon sofort drei Stück 70 mal 100 wie gehabt. Machen Sie aber nicht wieder so struppige Bärte, die Kundschaft will heute keine Wilddiebe. Wir erwarten und so weiter.“

So jedenfalls schilderte Heinz seinen Brotgeber, dem er monatlich zweihundert Mark und mehr aus dem Haus trug. J. C. Goerschner war es gleich, was seine Lieferanten von ihm hielten. Die Abneigung war gegenseitig. Die Kunden kannten nur das runde, rosa Gesicht, das J. C. Goerschner ermunternd neben seinen Bildern leuchten ließ. Im Umgang mit den Malern zeigte es sich feurig und rot. Den Maler Tillack empfing er in dem Korridor, der durch einen Vorhang von dem Ausstellungsraum getrennt war. Nichts mißfiel dem Händler mehr, als wenn seine Lieferanten mit den Kunden direkt in Fühlung traten. Aber es war nicht schwer, die geldhungrigen Maler durch die Hintertür zu empfangen und auf dem gleichen Wege wieder fortzuschicken.

Damit war es jetzt aus. Heinz brauchte den Händler nicht mehr. Der Rest der Ersparnisse reichte noch für einen Monat. Der große Wurf war gelungen. Nur noch eine Stunde fehlte, und Heinz Tillack war kein Namenloser mehr.

Er entschloß sich, der Eröffnung fernzubleiben. Nach den Neden hatte er kein Verlangen. Außerdem sah es besser aus, wenn er sich für die guten oder bösen Nachreden nicht mal interessierte. Nichts konnte ihn

jetzt mehr an seiner Arbeit irremachen. Das Für und Wider der Öffentlichkeit ließ ihn kalt. Es genügte, daß man von ihm redete. Sprach man von ihm, so wurde er gekauft. Das bedeutete Geld, und von dem Gelde konnte er wieder malen.

Heinz sah auf das Thermometer. Achtzehn Grad, es wurde also Frühling. Vom Fensterbrett räumte er die Kleiderbürste und den Aschenbecher. Dann öffnete er das Fenster. Die Luft war mild, es roch nach angebrannter Milch. Unten summte ein rotes Postauto durch die Straße. An der Ecke standen die Frauen mit ihren Kinderwagen. Ein Bollewagen zog um die Ecke, der Mann klingelte. Gegenüber klopfte eine dicke Frau bei offenem Fenster die Sessel aus. Note Betten lagen in der Sonne. Hustend stocherte eine Frau in den fahlen Blumentöpfen.

Er schloß die unteren Fenster. Der Kalender zeigte noch den Zwölften. „Januar“ stand darüber. So lange hatte Heinz nicht mehr abgerissen. Drei Monate waren wie im Fluge vergangen. Dienstag war heute. Sorgfältig löste Heinz die Blätter vom Kalender. Über der Sechszwanzig stand: „SA 4.39 Uhr“. Somit hatte er also schon vier Stunden vom Tage versäumt. Wieviel Bilder konnte er inzwischen nicht schon gemalt haben! Heinz las den Spruch des Tages: „Im ewigen Kampfe ist die Menschheit groß geworden, im ewigen Frieden geht sie zugrunde.“

Heinz wußte: Dieser Tag brachte ihm die große Wende. Mit dem bequemen Frieden war es jetzt aus, in dem es nur um die Magenfrage ging. Für ihn

kam jetzt der große Kampf, die Läuterung. Lange genug hatte er sich in den Plänkeleien verloren.

Jetzt erschien es ihm seltsam, daß er jemals auf die Launen des Spanferkels angewiesen war. Noch heute wollte er ihm die verdiente Antwort auf die erniedrigenden Jahre geben. Vorher zog er natürlich den neuen Anzug an. J. C. Goerschner sollte sich wundern.

Im voraus wußte er, wie das Gespräch verlief.

„Wo stecken Sie denn so lange? Haben Sie meine Briefe nicht bekommen, Herr Zillack?“

„Das schon, Herr Goerschner. Danke, wir brauchen nicht erst hinter den Vorhang zu gehen. Haben Sie meine Bilder verkauft?“

„Wo denken Sie hin, drei stehen noch hinten.“

„Sie werden die Güte haben, mir die Bilder zurückzugeben, Herr Goerschner.“

„Nein aber, das . . .“, hier würde sich das Spanferkel über die Glase fahren und an der schwarzen Krawatte ziehen. „Aber so nehmen Sie doch erst Platz, lieber Herr Zillack. Darüber läßt sich doch reden. Also eigentlich sind die Bilder so gut wie verkauft.“

„Soeben waren sie noch unverkauft. Ich verlange sie zurück.“

„Na schön, ich komme Ihnen entgegen. Sie sollen das Doppelte haben. Also hundert. Mein letztes Wort, hundertzwanzig. Also hören Sie, Herr Zillack, die Bilder habe ich längst außer Haus, Sie sollen . . .“

Ja, so würde er ihn als Betrüger entlarven. Heinz schnitt sich Brot ab und trug den Kaffee auf den Tisch. Immerhin, an Goerschner war er von Onkel Walter empfohlen worden, damals, als sich kein Mensch aus der Familie um ihn kümmerte. Aber was ging ihn schon dieser komische Onkel an.

Heinz strich das Messer auf der Schmitte ab und wischte den Rest Marmelade auf das Butterpapier. Er hielt die Schneide geschickt am Heftgewinde. Der billige Holzgriff hatte sich vor langer Zeit gespalten und war in zwei Scheite aufgeplatzt. Das Messer stammte noch aus der Zeit, als er mit hängenden Socken herumlief. Mit der Klinge riß er den Brief auf.

II

„Mein lieber Heinz“, schrieb der Onkel. „Daß Du meine Einladung nicht ganz unbeantwortet läßt, hat mir große Freude bereitet. Noch mehr befriedigt mich, daß Du jetzt offenbar das Ziel Deiner langen Irrjahre erreicht hast. Leider kann ich Dienstag noch nicht in Berlin sein. Ich wäre sonst sehr gern bei der Eröffnung zugegen gewesen. Ich komme jedoch Mittwoch, am 27., hol mich bitte von dem Elf-Uhr-Zuge in Schöneeweide ab. Bis dahin lieber Heinz, Dein Onkel Walter.“

Um den Rand des Bogens lief noch eine Zeile: „Abgesehen traf ich heute Annemarie. Sie läßt Dich grüßen und drückt beide Daumen für Dich.“

Morgen kam also der Onkel, und er brachte eine Zeit mit, der er sich schon lange entwachsen fühlte. We waren die Jahre nur geblieben, seine Kindheit, seine Schulzeit? Gleich nach dem Abitur hatte er Lauterbach verlassen. Er vergaß die Glashütten und die weiten Kiefernwälder, und bald war die Lausitz für ihn nicht mehr als ein geographischer Begriff. Es fiel ihm nicht schwer, den Tonfall seiner schlesischen Mundart zu verleugnen und sich in Berlin als Eingeborener zu fühlen. Fragte man ihn nach seiner Herkunft, so wick er dieser Frage aus, oder er nannte „Schlorrendorf“ als seinen Geburtsort. Von Lauterbach erzählte er nicht gern. Unter den Akademie-schülern galt er als Berliner. Die Zugereisten glaubten ihm, und den Anfässigen war es gleich, wofür sich einer ausgab.

Erst der Tod seines Vaters rief ihn zum ersten Male wieder nach Lauterbach. Nur drei Stunden hielt er sich in seiner Heimatstadt auf. Es war ein heißer Tag. Blicklos ging er durch die vertrauten Straßen. „Das alles geht mich nichts an, ich bin hier fremd.“ Mit diesen Worten verschloß er sich gegen die Erinnerungen, die ihm jeder Schritt aufdrängte. Sieben Jahre war er von Haus fort. Sieben Jahre lang strich er Lauterbach aus seinem Gedächtnis und lebte wie ein Mensch, der nie Kind gewesen ist. Auf der Rückfahrt las er in den Zeitungen. Die Fahrt war lang, und als ihm der Lesestoff ausging, befaßte er sich mit den Rätseln. In Berlin jedoch begegneten ihm die Gesichter seiner Kindheit. Sie suchten ihn im Traum,

auf Spaziergängen, und er sah sie auf der Leinwand. Heinz sträubte sich dagegen. So kommt das Alter, redete er sich ein, mit fünfundzwanzig Jahren bin ich reif für meine Memoiren. Aber er wurde die Gesichter nicht los.

Jetzt kam der Brief des Onkels und brachte ihm abermals die Stimmen seiner Kindheit ins Haus. Er hörte, wie der Onkel ihnen auf der Grundschule ein gutes Hochdeutsch hebringen wollte. Der Rektor stammte aus der Lausitz und sprach ein unverfälschtes Schlesiſch. Seine Eltern waren von Warmbrunn zugereist. Walter Übel konnte es anstellen wie er wollte, statt Hirt oder Hürde klang es stets Hitt, Hidde, mit dem umwölkten schlesiſchen i. Dagegen war er trotz aller Schulmeisterweisheit machtlos. Um so genauer hielt es der Onkel mit dem gedehnten ü, das seinen Namen einleitete. Er brachte es spitz und glasklar heraus, und den Lausitzern war dieser Klang fremd wie der Ton der Holzharfe aus dem Märchen.

Gerade darum wurde er nur „der alt Ibel“ genannt. Obwohl er sehr beliebt war, hatten die Jungs keinen rechten Spitznamen für ihn gefunden. In den letzten Jahren des Weltkrieges machten sich die Schüler nicht mehr viel aus den schlechten Noten, die ihnen der Konrektor Walter Ibel für Betragen gab. „Im ganzen gut“ war die höchste Auszeichnung, zu der er sich damals entschließen konnte. Sie fiel einem Jungen zu, der wegen eines unglücklichen Sprachfehlers zu den Stillen aus der Klasse gehörte. Prügeln wollte der Rektor nicht, und so versuchte er es damit, die

schlimmsten Jungs während der Pause an den Baum zu stellen. Der weite Hof war von hohen Platanen eingefast. Der alte Ibel versprach sich sehr viel von der neuen Methode, die den Missetäter der Geringschätzung seiner Kameraden preisgab. Bald reichten die Bäume nicht aus, so beliebt wurden die Straßecken. Die Betroffenen wurden wie Helden bestaunt, und der Konrektor bekam den Namen „Osterhase“. Sobald die Knaben den Hof erreichten, scharten sie sich jetzt gruppenweise um die Bäume. Walter Abel suchte nach einer neuen Erziehungsmethode. Darüber ging der Krieg zu Ende, und als Rektor hieß er bald darauf wieder der alte Ibel.

Der Onkel wohnte vor der Stadt am Bahndamm. Das eisenbewachsene Haus war leicht zu finden. Der gepflegte Rosengarten verriet den Schulmeister. Nicht mal von der dicken Anna ließ er sich in seiner Gartenarbeit stören. Im Garten war er der Herr. Im Hause dagegen regierte die Wirtschaftlerin. Sie verfügte über Küche und Keller, und er wagte nicht zu widersprechen.

Schickte sie ihn jedoch zum Friseur, damit er seinen struppigen Bart scheren ließ, so war er taub. Auf diesen Weibertratsch hörte der Hagestolz nicht, wie er die Anspielungen auf seinen Bart nannte. Als seine Nichte noch lebte, gab er ihr zu jedem Geburtstag und auch vor Weihnachten das Versprechen, sich barbieren zu lassen. Der gelblichweiße Bart fiel über sein steifes Chemisett und reichte bis zur Uhrkette. Ging er dann gratulieren, so kam er jedesmal mit derselben Aus-

rede: Gerade an diesem Tage war die Barbierstube überfüllt gewesen. Über die derben Leisten seiner Backenknochen spannte sich die gelbe Gesichtshaut. Die hohlen Schläfen ließen seine Stirn ungewöhnlich hoch erscheinen, und die Bartsträhne übertrieb die steile Linie seines Kopfes. Von seinem struppigen Bart trennte er sich ebensowenig wie von seinem steifen Hemisett, dem festgenähten schwarzen Binder und der grünen Joppe, die sonst nur die Glasmacher tragen. Für sich hatte er nicht viel übrig. Alle seine Sorgen galten den Rosen und der Gläser Sammlung.

Als Heinz Tillack noch nicht über den Tisch sehen konnte und in einem dicken Buch auf die Radierung des Don Quichotte stieß, tippte er mit dem Finger auf den langen Reiter und sagte „Mü-mü“. Damit meinte er seinen Onkel Walter.

Niemand wußte richtig zu erklären, warum das Kind den weißbärtigen Herrn unter Mü-mü begriff. Es war kein Mensch zugegen, als der Onkel seinem Neffen das schwierige ü vorzuflöten begann. Heinz stand noch im Gitter und hatte es knapp bis zum ersten bla-bla gebracht. Schon früh wollte ihn der Onkel vor der verderblichen schlesischen Mundart schützen. Heinz fand Gefallen an den hohen Kopftönen, die aus dem großen Bart kamen. Der Onkel hieß für ihn Mü-mü.

Später kam er zum alten Ibel in die Schule. Keine Stunde verging ohne eine Übung dieses schwierigen Umlautes, für den kein schlesischer Mund gewachsen ist. Am schlimmsten ging es den Jungs aus

den Glasmacherfamilien, und das waren die meisten. Bei ihnen zu Haus hieß es einfach „hiem unn driem“. Unter dem Druck der leeren Klassenwände lasen sie benommen „hieben und drieben“. Das ließ der Onkel nicht durchgehen. Die Bücher wurden zugeschlagen. Alle mußten auf den Konrektor sehen. „Drüüüben heißt es. Nachsprechen!“

„Drieben“, schallte es gegen die Wände, denn die Glaserjungs waren in der Mehrzahl.

Der Onkel schüttelte den Kopf. Sein Kampf gegen den bösen Laut nahm den gewohnten Gang. Er fragte nach dem Choral.

„Ib immer . . .“

Er klopfte ab. „Falsch. Uüüb . . .“

Jetzt versuchten alle gleichzeitig, und es klang wie auf der Weide, wenn die Kiebitze um ihre Eier lärmen. Nie fragte er die Jungs nach einem Beispiel. Er hatte wohl seinen Grund. Heinz wußte, die ganze Klasse hätte „iebel“ gerufen. Das war wohl auch der Anlaß, warum der Onkel den Umlaut mit der gleichen Sorgfalt pflegte wie seine Gläser und die Rosen. Sein Name gab nicht viel her. Es war kein Staat damit zu machen. Er polierte ihn wie ein unedles Metall, bis der rostige Ton in einem güldenem ü zu glänzen anfing.

Wäre es nach dem Onkel gegangen, so hätte Heinz sein Glück in Lauterbach gemacht. Der alte Ibel stammte aus einer alten Glasmacherfamilie. Für ihn

war es selbstverständlich, daß der Nefte in die Hütte ging. Der Vater wollte ihn jedoch ins Geschäft nehmen oder Jura studieren lassen. Während die beiden alten Herren über die Zukunft des Abiturienten stritten, brannte Heinz durch. Der Rektor konnte dem verlorenen Sohn nicht verzeihen. Vor einem Vierteljahr fragte der alte Ibel unerwartet an, ob Heinz nicht wieder mal nach Lauterbach kommen wollte. Heinz wußte nicht, was er von dieser Einladung halten sollte. Er schob die Antwort hinaus. Vor einer Woche schickte er dem Onkel eine Einladungskarte für die Ausstellung. Als Antwort meldete der alte Ibel seinen Besuch an. Damit hatte Heinz nicht gerechnet. Was zum Teufel suchte der gute Onkel in Berlin, auf einer Gemäldeausstellung?

„Übrigens traf ich heute Annemarie.“ Der Onkel erwähnte sie nebenher. Heinz wußte, wie sehr sich der alte Ibel um Annemarie kümmerte. Vielleicht kam er ihretwegen. Als Heinz die Prima besuchte, war Annemarie seine erste und große Liebe. Von Berlin aus schrieb er ihr schwärmerische Briefe. Alle Hoffnungen und Sorgen um seine Zukunft vertraute er ihr an. Annemarie blieb ein gläubiges Kind. Daß er Gerda kennengelernt hatte, verschwieg er ihr. Gerda war die selbstsichere, gewandte Großstädterin, die Frau, die er liebte, während er Annemarie, dem verliebten Provinzmädchen, sein Vertrauen und seine Träume schenkte, aber nicht mehr. Es sah dem Onkel ähnlich, wenn er ihn jetzt mit Annemarie wieder zusammenbringen wollte.

Heinz schüttelte den Kopf und trat vor seine Staffelei. Er öffnete das Fenster. Die Dächer der Stadt lagen im Mittagsdunst. Das Bild wurde von dem mächtigen Schornstein des Charlottenburger Elektrizitätswerkes beherrscht. Mit Kohle hielt er die Linien auf der Leinwand fest, dann griff er nach der Palette.

Ein oder zwei Stunden hatte er gearbeitet, als ihn das Telephon unterbrach. Eine fette Stimme meldete sich. J. C. Goerschner suchte eine Unterredung.

„Nein, bei mir kann ich Sie leider nicht empfangen“, antwortete Heinz. „Aber ich hätte Sie heute nachmittag ohnehin aufgesucht. In einer Stunde also. Wie?“

Heinz ließ sich den Satz wiederholen. Ohne sich zu verabschieden, legte er den Hörer auf. „Ich bin von Ihrem Bilde restlos begeistert“, hatte ihm Goerschner gesagt. Er kam gerade von der Ausstellung. Goerschner war also begeistert. Heinz sah auf die unfertigen Farbinseln, die er auf die Leinwand getragen hatte. Er malte an dem breiten Sockel des Schornsteins. Nachdenklich verglich er und sah über die Dächer hinaus. Er schüttelte den Kopf. J. C. Goerschner war begeistert.

Jemand etwas stimmte hier nicht. Der Händler hatte einen unbekrübaren Instinkt für lebendige Kunst. Er begriff sie im Dunkeln. Was nicht in seinen Laden paßte, lehnte er ab, die alten Meister ausgenommen, denen er jedoch nicht traute. Mit einem alten Meister war sein Bild nicht zu verwechseln. Goerschner irrte

sich nicht. Was er lobte, paßte auch wirklich in seinen Eaden. „Ich bin von Ihrem Bilde restlos begeistert.“

Heinz legte die Palette auf den Fußboden, wusch sich die Hände und griff zum Mantel.

Restlos begeistert . .

III

Die Unterhaltung mit dem Kunsthändler verlief anders, als Heinz sich vorgestellt hatte. J. E. Goerschner schickte die Sekretärin aus seinem Kontor und bot ihm den tiefen Ledersessel an, der vor dem überladenen Schreibtisch stand. Sie saßen sich gegenüber. „Alter seiner Weinbrand“ stand auf dem Glaschenetikett, über das ein Spinnwebenmuster lief.

„Auf Ihren Erfolg“, trank ihm das Spanferkel zu. Als der Händler den Rauchtisch heranrollte, zog Heinz sein Zigarettenetui.

„Natürlich will ich Sie nicht drängen“, nahm J. E. Goerschner das Gespräch wieder auf. „Ich weiß, ein Künstler von Ihrem Format läßt sich nicht gern nach seinen Plänen befragen. Immerhin, es lohnte sich schon, davon zu sprechen. Wie ich Ihnen vorhin sagte, genau wie vor drei Jahren, als Sie das erste Mal zu mir kamen: Einen Namen brauchen Sie, weiter nichts. Schaffen Sie sich ein Publikum, und ich kann Ihnen ganz andere Preise machen. Jetzt sind wir soweit, Herr Sillack. Sie kommen in die Zeitungen, und was man von dem Bilde schreiben wird, kann ich Ihnen heute schon sagen. Eine starke Persönlichkeit

ganz eigener Prägung, jeder Strich verrät die überlegene Sicherheit. Das Hohelied der Arbeit, von einem Künstler gestaltet, der den Rhythmus unserer Zeit begriffen hat. Und so weiter. Sie wissen ja. Als ich vor zwanzig Jahren anfing, habe ich mir nämlich die Kritiken gesammelt. Nach einem halben Jahre wußte ich, auf welche Wendungen es ankommt. Heute brauche ich nicht mehr nachzulesen. Aus der Nähe besehen, schreibt man noch genau so wie damals. Nur die Namen wechseln, die darunterstehen. Oh, ich will nichts gegen die Kritiker sagen. Sie allein machen den Künstler bekannt. Je mehr sie schreiben, um so häufiger geht bei mir die Tür. Als ich mir Ihr Bild ansah, stand gerade der Nielsdorf hinter mir, Sie kennen ihn ja. Soll ich Ihnen sagen, was er zu Ihrem Bilde meinte?"

Heinz zuckte mit den Achseln. Er sah durch das verstaubte Fenster in den Hof. Die Mülleimer wurden abgeholt. Männer in gelben Kitteln setzten die Kästen auf niedrige Handloren, die polternd über den Hof rollten.

„Ich versteh schon, Herr Tillack, Sie brauchen sich heute um das Urteil nicht mehr zu kümmern. Was hab ich Ihnen damals gesagt? Arbeiten Sie sich ein, nur nicht locker lassen. Sie kennen doch den schönen Ausdruck: Berlin wird auf dem Arsch eressen. Drei Jahre braucht man dazu. Klingt wie eine alte Bauernregel, und bei Ihnen trifft es genau zu. Jetzt kommt es nur darauf an, daß Sie das Feuer nicht ausgehen lassen. Das Publikum darf Sie nicht vergessen. Sie wissen doch, wie schnell man in dieser Stadt vergißt.

Jeden Monat ein neues Bild für mein Schaufenster, das genügt schon."

Heinz winkte ab. „Es tut mir leid, Herr . . .“

„Nicht doch, Herr Tillack, ich weiß, was Sie einwenden wollen. Natürlich sollen Sie mir keine Genrebilder mehr bringen. Darunter können Sie Ihren Namen nicht mehr setzen. Sie haben doch jetzt Ihre eigene Note. Ich rate Ihnen, halten Sie sich zu, ehe Ihnen die Konkurrenz auf die Spur kommt. Sie werden sehen, Ihre Straßenszene schlägt ein. Ich hab dafür ein Auge. Wollen wir wetten? Keine vier Wochen, und Sie haben das erste Angebot für einen Kunstdruck. Das Bild kommt in alle Häuser, was wollen Sie mehr. Nur nicht nachlassen. Bleiben Sie bei den Straßenarbeitern. Sowas ist heute sehr gefragt. Früher sprach man von Leistikowschen Kiefern. Jetzt müssen Sie die Leute zwingen, solche Arbeitsbilder nur noch mit Ihren Augen zu sehen. Was hilft es den Nachläufern, die Ihre Art kopieren werden? Wer nicht genau hinsieht, wird auch die Nachahmungen für einen echten Tillack halten. Sie sehen, noch die Konkurrenz wird für Sie arbeiten. Ich kenne das. Und ich kenne mein Publikum. Wenn es sich in einen Bildertyp vernarrt hat, bleibt es zehn Jahre und länger dabei. Was meinen Sie, wie lange die Elfenreigen gingen. Dreißig Jahre und länger. Hier, nach diesem Blumenmarkt, wurde mir das Geschäft schon vor dem Weltkrieg eingerannt.

Aber das zieht alles nicht mehr so recht. Ist ja auch verständlich. Für uns heute sind die Sachen schon

reichlich abgestanden. Sie werden sehen, der Markt schreitet förmlich nach einer neuen Leistung, wie sie Ihnen jetzt gelungen ist."

"Wirklich, Herr Goerschner, ich habe keine Zeit für Ihre Aufträge."

"Aber was meinen Sie, wie Ihnen die Arbeit beim dritten Bilde von der Hand geht. Sie wissen ja selbst, wie sehr es auf Routine ankommt. Außerdem, mir ist es sogar lieber, wenn Sie ein kleineres Format nehmen. Siebzig mal hundert, das genügt. Bedenken Sie, die meisten Kunden wollen sich das Bild über die Couch hängen. Wenn die Leute bei mir kaufen, denken sie mehr an die Anrichte oder an das Bett als an das Bild. Also siebzig mal hundert. Sie können sich Zeit lassen. Wenn ich erst mal ein Bild für das Fenster habe, bin ich fürs erste schon zufrieden. Dann sieht das Publikum wenigstens Ihren Namen. Dreihundert?"

Goerschner bot Zigaretten an und schenkte ein. „Dreihundert, gemacht?"

Heinz beobachtete eine Fliege, die an der Fensterleiste hochlief.

"Fahren Sie doch zur Autobahn hinaus, Herr Tilack, nehmen Sie einfach Photos von den Leuten. Ein paar Rollen, und die Jungs stellen sich, wie es Ihnen gerade gefällt. Dann setzen Sie sich zu Haus hin und .. Der erste Wurf ist Ihnen gelungen, das ist die Hauptsache. Also gemacht?"

Heinz stand auf. „Vielleicht. Ich will es mir noch überlegen."

Er ging essen. In der Friedrichstraße suchte er ein Bierrestaurant auf. Mit einem Zuge trank er sein Glas leer. Das Essen schmeckte ihm nicht. Die Speise ließ er stehen.

Der warme Wind blies den Asphaltstaub durch die Straßen. Heinz nahm eine Tasse und fuhr zur Ausstellung. Im ersten Saale traf er Gerda. Zu ihrem dunkelgrünen Kostüm trug sie einen Schlips und einen grauen Herrenhut. Sie gab sich sportlich, das war neu. Wahrscheinlich nahm sie einen Fahrkursus.

Gerda stand vor einem Mädchenkopf und lehnte sich gegen ihren Begleiter. Heinz wollte vorbeigehen. Sie erkannte ihn. Zur Begrüßung reichte sie ihm beide Hände. Den dunklen kleinen Herrn stellte sie ihm als irgendeinen Doktor vor. Nach dem zweiten Satz wußte er, daß er ihr Vetter war.

„Und denk dir nur, Vater ist von deinem Bilde einfach weg. Zu Tisch hat er von nichts anderem geredet. Von selbst ist er wohl nicht drauf gekommen. Die Mohaupt hatte er mit, eine Soubrette, die zum ersten Male in Babelsberg filmt. Sein neuer Star muß sich mächtig ins Zeug gelegt haben für dein Bild. Nach dem Essen fing er davon an. Was ich wohl meine, wenn er das Bild kauft. Für sein neues Herrenzimmer. Ich bin natürlich gleich hergefahren. Komm, du kannst es uns viel besser erklären.“

Das Bild beherrschte die hohe Leinwand. Wer in den Saal trat, wurde von dem wuchtigen Eindruck gefangengenommen. Das Licht war gut. Die Farben traten voll und saftig heraus. Heinz legte den Kopf

zur Seite. Blau und weiß leuchteten die Hemden der Arbeiter, blau und weiß stand darüber der Himmel. Das Rot der wetterharten Gesichter wurde von den kantigen Schlagschatten scharf herausgehoben. Die Figuren waren von unten gesehen, aus der Höhe des Spatengriffs, den der eine Arbeiter mit den Fäusten gegen den Boden fließ.

Die Männer trugen weite Leinenhosen, die in einem fatten Dunkelblau gehalten waren. Satt leuchtete das Weiß und Blau der Hemden, satt stand darüber der Himmel. Je länger Heinz hinsah, um so fremder wurde ihm das Bild. Er schirmte die Hände zu einem Dach über seine Augen. Die Figuren traten noch weiter zurück. Sie versanken zu einem Flächenpiel mit dem leuchtenden Ocker des Lehmbodens und dem quellenden Wolkenhimmel. Sie verloren ihren Schwung, sie erstarrten, und was er jetzt sah, war ein Plakat. Reklamemänner mit Plakatgesichtern vor einem Plakat-himmel. Das Bild leuchtete in den Farben einer Bäder-reklame. Weiße Hemden, blaue Hemden, so blau, so blau. O Donau . . , unwillkürlich fiel ihm die Wiener Melodie ein, und mit bitterer Genugtuung stellte er fest, daß die Arbeiter sich in einem eleganten Walzer-takt bewegten, trotz der markigen Gesichter und der sorgfältig ausgearbeiteten Fäuste.

Sich selbst hatte er gemalt, wie er sich in diesen Wochen gesehen hatte: Kraftstrotzend, im sonnigen Vorgefühl des sicheren Erfolges. Und was ihm fehlte, trug er in das Bild: Die arbeitsgestählten Gesichter. Mit Arbeit und Straßenbau hatte das Bild nichts zu

tun, und die Männer waren nur ein Vorwand, Schaupuppen, die er mit seinem plötzlichen Himmelsdrang austopfte.

Als er die ersten Skizzen für sein Bild nahm, sprach er mit einem Straßenarbeiter. Heinz fragte ihn, wie sie sich nannten. „Wir sagen halt Tiefbauluden“, sagte der Mann. Heinz ahnte schon damals, daß dieser Ausdruck nicht zu seinem Bilde paßte. Jetzt begriff er auch den Grund. Wirklich, die Männer auf seinem Bilde waren keine Tiefbauluden.

„Wirklich, wirklich . . .“, flüsterte Gerda neben ihm.

Wenn er jetzt mit dem Messer in die Gestalten stieß, mußte die Sägespäne herausplätzen. Das falsche Pathos seiner letzten Jahre lag in diesem Plakat, die große Behauptung, der kein Inhalt entsprach. Eine kunstvolle und üppige Fassade war das Bild, nichts weiter.

Kurz gesagt, ein echter Tillack.

Heinz suchte in seinen Taschen. Dann sah er nach der Uhr. In einer halben Stunde wurden die Säle geschlossen. Unvermittelt gab er Gerda und ihrem Vetter die Hand.

Draußen stieg er in die nächste Straßenbahn. Auf dem Perron blieb er stehen. Als der Wagen in eine Geschäftsstraße einbog, stieg er ab. Fünf Minuten mußte er laufen, bis er eine Eisenhandlung fand. Ein billiges Klappmesser verlangte er. Die Klinge prüfte er sorgfältig auf ihre Schärfe. Dann fuhr er in die Ausstellung zurück.

Der Kontrolleur wollte ihn nicht einlassen. Heinz zog seinen Ausweis. Die letzten Besucher drängten sich vor dem Ausgang. Die Räume waren leer. Im letzten Saal hing die „Arbeit“.

Mit ausgestrecktem Arm erreichte er knapp die Mitte des Bildes. Heinz stieß zu, und während er die Klinge bis zur Rahmenleiste herabriß, platzte die Leinwand nach beiden Seiten auseinander.

Auf dem Heimweg fiel ihm ein, daß er noch zum Abendbrot einholen mußte. Vor einem kleinen Milchladen entschied er sich für Quark. Ein halbes Pfund kaufte er. Während die Händlerin mit der Holzkeule in die weiße Schüssel fuhr, suchte er nach dem Geschmack, der ihm auf der Zunge lag. Er hatte Appetit auf Leinöl, das die Glasmacher in Lauterbach zum Quark nahmen. Heinz fragte in mehreren Geschäften. In einem Kellerladen ließ er sich das Leinöl abwiegen und in eine Seltersflasche füllen.

IV

Das Abendrot zerschmolz über den Dächern Charlottenburgs, und aus den Häusern kroch die Dunkelheit. Heinz saß mit dem Rücken gegen das Fenster. Die Wände seines Ateliers erloschen, der Raum versank. Auch die Zeit floß zurück, und er war wieder in Lauterbach. Nach diesem Tage fühlte er sich wie ein Ausgestoßener. Die Nacht führte ihn in seine Kindheit zurück, und in der Geborgenheit seiner Erinnerungen suchte er Ruhe.

„Tante, gib mir einen Pfennig.“

„Bitte, Onkel, nur einen Pfennig.“ Heinz sah den kleinen Jungen, wie er von Laden zu Laden ging und um Kupferstücke bettelte. Die Frau des Bahnmeisters stand auf dem Balkon und winkte. Sie kannte den Fünfjährigen.

„Was willst du, Heinz?“

„Bitte, bitte einen Pfennig, Tante.“

„Komm und hol ihn dir.“

„Nein, du mußt ihn mir runterbringen.“ Der Kleine war nicht zu bewegen, sich die Münze zu holen. Er ging weiter. Beim Bäcker Warwas gab man ihm ein Schaumei. Am Uhrmacherladen ging der kleine Heinz vorbei. Er fürchtete sich vor dem Hund. Auch bei dem Lottereeinnehmer hielt er sich nicht auf. Die Klinker war ihm zu hoch. Um so mehr lohnte es sich, bei der „Tante Selbmann“ zu fragen, die Konfitüren verkaufte. Sie ließ ihn sogar hinter den Ladentisch kommen. Diesmal schenkte sie ihm eine kleine Pappschachtel, die in grünes Glanzpapier eingeschlagen war. Um die Schachtel lief ein Gummiband, an dem ein Klemmer hing. Heinz löste den Bügel und zwickte ihn auf die Nase. Die beiden runden Fenstergläser waren in schwarzlackiertes Blech gefaßt. Er mußte den Kopf weit zurücklegen, um Tante Selbmann zu sehen. Ohne sich zu bedanken, lief er wieder aus dem Laden und setzte sich auf die Steinstufen. Als er sich über die Schachtel beugte, rutschte ihm der Klemmer von der Nase und glitt über die Knie auf das Kopfsteinpflaster. Heinz wollte danach greifen, aber es war schon zu spät.

Dabei verlor er auch die Schachtel, und die bunten Zuckererbsen rollten zwischen die Fugen der runden Steine. Die Gläser waren zersprungen, aber der Rahmen war noch ganz. Er setzte den Klemmer wieder auf und suchte nach den roten und weißen Kugeln. Als er sie kaute, knirschten Sandkörner zwischen seinen Zähnen. Auf dem Boden der grünen Schachtel lag ein Bild mit einem Mohren. Heinz sammelte die Erbsen auf, und er packte sie mit den gebrannten Mandeln zusammen, die er beim Paukenkarl bekommen hatte. Während er die Schachtel mit klebrigen Fingern zusammenquetschte, kam der Vater um die Ecke.

Der Vater trug einen Strohhut über dem Bauch und nahm ihn bei der Hand. Mittag war wohl längst vorbei. Wie der Vater erzählte, hatte ihn Hilde, das Dienstmädchen, bereits in der ganzen Stadt gesucht, und auch das Lehrmädchen war noch unterwegs. Der Vater nahm ihn mit ins Geschäft. Neben der Kasse war ein hoher Spiegel. Vor den Spiegel setzte der Vater einen Hocker. Auf den Hocker mußte Heinz sich stellen, das Gesicht gegen den Spiegel gewandt. Das Gesicht war schwarz gefleckt. Die Zuckererbsen hatte er aus der hohlen Hand gegessen. Vorher hatte er mit einem alten Ofenrohr gespielt, das beim Paukenkarl im Hofe lag. Davon waren die Hände schwarz geworden, und mit den Zuckerkugeln hatte er den Ruß über das ganze Gesicht geschmiert. Heinz sah sich im Spiegel. Hinter ihm standen Kunden und lachten, auch die Anestellten stellten sich hinter ihn und lachten. Der Vater sah zu, und Heinz getraute sich nicht,

vom Stuhl zu steigen. Mit der Hand fuhr er übers Gesicht, aber es half nichts. Als er zu heulen anfang, wurde es erst ganz schlimm.

Der Kleine wurde sieben, und Heinz sah ihn auf der Kirchenbank unter einem Weihnachtsbaum sitzen. Von den Eltern eines Spielkameraden war er mit zur Weihnachtsfeier einer Sekte genommen worden, die damals in Lauterbach einen großen Zulauf hatte. Dünnes Harmoniumspiel erfüllte den Raum. Die Kinder saßen in der ersten Bank. Frauen mit weißen Hauben verteilten Milchbrötchen. Dann erhielt jeder eine brennende Kerze. Der Stil des gelben Wachslichtes steckte in einer gelben Papiermanschette. Wie eine Blume saß die leuchtende Kerze in den goldenen Blättern. Der kleine Heinz wollte das Milchbrötchen in die Tasche stecken, die Tasche war aber voll von den beiden Fausthandschuhen. Er schob es unter seinen Wollweater. Nach dem Schlußgesang drängte er sich zur Tür. Die anderen bliesen die Kerze aus. Er wollte das flackernde Licht dem Vater nach Haus bringen. Als er auf die Straße trat, löschte der Wind die Flamme. Es war dunkel.

Zu Haus erwartete ihn der Vater am Abendbrotstisch. Es war bereits zwanzig nach sieben, und Punkt sieben wurde täglich gegessen. Diesmal jedoch war Heinz seiner Sache sehr sicher. Er wollte von dem Christbaum erzählen und von den Engeln. Die anderen Jungs konnten auch nicht früher weglaufen. Und in dem Betstahl hing keine Uhr. Wenn das nichts half,

hatte er ja das Brötchen. Es war rund, flach und leicht, braun und gelb wie Hildes Omeletts, und es roch nach Zimt. Als die Kinder in der Kirche zu essen begannen, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Er schluckte und blieb standhaft. Solche Brötchen gab es zu Haus nicht, und Vater würde Augen machen. Noch zum Abendbrot mußte Vater davon essen. Der kleine Heinz nahm sich vor, nicht mal davon zu kosten. Vater sollte alles allein haben.

Er wurde jedoch in die Ecke gestellt, zwischen das hohe Büfett und die Standuhr. Als er sich verstohlen umsah, lag das Brötchen noch unberührt neben dem Teller. Der Vater hatte es an den Rand des Tisches geschoben. Hilde räumte ab und nahm es mit in die Küche.

Während Heinz auf die dunklen Tapetenrosen starrte, ging der Vater hinter ihm auf und ab, und so oft er vorbeikam, lief ein großer Schatten über die Wand.

„Ich habe dir doch wieder und wieder gesagt, du sollst nicht mit fremden Leuten mitgehen. Du kannst vor der Tür spielen oder im Hof.“

Heinz verschwieg, daß ihn die Mutter von Willi Klenner mitgenommen hatte. Mit Willi ging er zur Schule. Sprach er jetzt, so wurde es wohl nur noch schlimmer. Heinz begriff nicht, warum Vater das Milchbrötchen nicht mal kostete. Zum Frühstück und zum Abendbrot gab es Schnitten, und zum Kaffee bisweilen eine Semmel. Nur zum Sonntag kam Kuchen auf den Tisch. Zwei Stück durfte er nehmen, mehr nicht. Der Vater sagte, Kuchen ist ungesund.

Auch Bonbons waren ungesund und Schlagsahne. Heinz verstand nicht, warum den anderen Jungs die Eckereien so gut bekamen. Ihre Zähne waren auch nicht schlechter. Die Eltern gaben ihnen Geld, sie durften sogar vor den Mahlzeiten naschen. An jedem Eismagen blieben sie stehen. Er beneidete die Jungs, deren Väter in der Glashütte arbeiteten. Ihnen ging es besser.

Warum konnte er es nicht auch so haben? Der Vater wollte von solchen Fragen nichts wissen. Eines Tages bettelte er den Vater um Pfefferminz an. „Das kostet Geld“, wurde Heinz belehrt. „Woher soll ich denn das ganze Geld nehmen? Was meinst du denn, was deine Sachen kosten, und was du jeden Tag zerreißt? Gestern erst hast du wieder neue Schuhe bekommen.“

„Ich dachte ja nur, einmal eine Tüte Pfefferminzbonbons.“

„Du dachtest. Du weißt eben nicht, wie schwer sich das Geld verdient. Später, wenn du groß bist, und wenn du selbst Geld verdienst, dann.“

Wenn du mal selbst verdienst.., Heinz seufzte. Dann mußte er wohl noch sehr lange warten.

„Aber die anderen Jungs bekommen doch auch.“

„Die anderen Jungs“, wiederholte der Vater. „Dann müssen ihre Väter eben sehr viel Geld haben. Dein Vater kann das nicht. Du weißt eben nicht, was Geld wert ist. Wer den Pfennig nicht ehrt.“

„Vater, durfstest du denn früher auch keine Bonbons kaufen?“

Der Vater strich über seinen schmalen blonden Schnurrbart. „Was meinst du wohl, wenn ich all das gehabt hätte, was du so bekommst. Auf die Schulausflüge gab uns Mutter eine Flasche Himbeerwasser mit, das war alles. Sonst nichts, gar nichts.“

Wenn der Vater von seiner harten Jugend zu erzählen begann, schämte sich Heinz. Er dachte nicht mehr an die Pfefferminzbonbons. Allmählich glaubte er daran, daß der Vater wirklich nicht anders konnte. Den anderen Jungs ging es eben besser, damit fand er sich ab.

Zu Ostern stand er schon sehr früh auf. Vielleicht hatte er Glück und sah den Hasen. Noch vor dem Frühstück durfte er suchen. Tante Mahlchen wurde erwartet mit Lisa, seiner Kusine, und vorher sollte er fertig sein. Der Vater frühstückte im Garten. Heinz brachte ihm die bunten Eier auf den Tisch. Sie wurden in eine Korbschale gelegt, und während Heinz über der Sandtorte kaute, zählte er immer wieder die Eier. Die gefüllten Schokoladenstücke hatten es ihm angetan.

Er kaute hinter. „Jetzt darf ich aber eins essen“, verkündete er strahlend.

„Nach dem Mittagessen“, bestimmte der Vater und schloß die Eier in den Bücherschrank. Da half kein Betteln. Heinz kannte das von der großen Tüte, die er am ersten Schultage bekam. Sie reichte ihm bis an die Schultern, war aber bis zur Hälfte mit Holz-

wolle ausgelegt. Vater schloß die Beckereien ein, und dann bekam er täglich vor dem Mittagschlaf ein Stück. Vorher mußte er Lebertran schlucken, und wenn er das Stück Schokolade auf die Zunge nahm, war sein Mund noch bitter von dem Löffel.

Von seiner Kusine Eisa wollte Heinz nicht viel wissen. Nachdem der Vater die Ostereier verschlossen hatte, lief er zu Willi. Die Eltern Klenner kamen gerade von der Früh tour zurück, sie waren mit dem Kade in den Wald gefahren. Heinz durfte suchen helfen. Er sprang mit den Kindern um die Wette. Sie kletterten auf Tische und Stühle. Hinter den Gardinen, auf dem Schrank, und sogar hinter der Wanduhr fanden sie Eier. Heinz kam stets zu spät. Über dem Sofa hing ein Wandbrett, auf dem Vasen standen. In die Öffnungen der Gläser waren Eier gestellt. Heinz sah sie zuerst. Wortlos zeigte er mit dem Finger. Willi sprang auf das Sofa, die anderen folgten ihm. Im Nu waren die Eier heruntergeholt. Angstlich sah sich Heinz nach dem Vater Klenner um. Aber der Alte lachte nur. Er hielt eine Flasche Bier in den Händen. Auch die Mutter lachte. Schon vorhin hatte Heinz beobachtet, wie die Eltern bis zur Küchentür zurücktraten, damit die Kinder unbehindert über Stühle, Tische und Kommoden steigen konnten. Nun stand Willi gar auf dem Sofa.

Dafür hätte Heinz zu Haus Prügel bekommen. Er wagte gar nicht daran zu denken, daß er den Fuß überhaupt nur auf die Stühle setzte. Bei Vater waren sie allerdings mit kastanienfarbenem Leder bezogen.

Goldene Knöpfe liefen um den Sitz. Die Küchenstühle bei Klenners waren einfach aus Holz. Der Glasmacher hatte aber wohl so viel Geld, daß er sie nachkaufen konnte wie er wollte. Die Mutter Klenner hatte ja auch stets einen Groschen für Willi übrig.

Willi wußte genau, was sein Vater in der Woche verdiente. Der Junge hatte kein eigenes Zimmer und war stets dabei, wenn sich die Alten unterhielten. Sechzig Mark brachte Vater Klenner am Freitag nach Haus. Heinz rechnete nach, so gut es ging. Dann verdiente Vater vielleicht achtzig in der Woche. Oder sogar neunzig. Wie er von Vater wußte, kostete ein Geschäft viel Geld, während die Glasmacher für die Hütte nichts zu bezahlen brauchten. Also hatte Vater mehr Geld nötig als die Klenners. Den Vater zu fragen, getraute sich Heinz nicht. Allmählich kam er zu der Überzeugung, daß es zu Hause wirklich fehlte. Der Vater hatte schon Grund, wenn er kein Geld für Salmiakpastillen herausrückte, und wenn er die Oftereier wieder verschloß.

Bei den Klenners ging es anders zu. Wer ein Ei fand, fing an zu naschen. Willi und seine beiden Brüder kauten, und was im Munde keinen Platz mehr hatte, stopften sie in ihre Taschen. Nur Marga und Edith trugen ihre Beute zusammen und begannen zu teilen. Heinz kostete von den verbotenen Früchten. Die Zuckereier zerbrachen in seinem Mund, sie waren mit Krem gefüllt. Willi gab ihm von seinem Taschenvorrat ab. Heinz aß, und es war noch nicht mal zehn Uhr vormittags.

Willi brauchte nicht viel auf seinen Anzug zu achten. Auch darin war der Glasmacherjunge besser gestellt. Ziel er hin, so wurden die Flecke gewaschen, und gerissene Stellen stopfte die Mutter. Heinz dagegen trug teure Sachen, wenigstens erklärte ihm der Vater täglich, wieviel sie kosteten. Der Vater mußte sparen. Darum gab es auch für jedes Loch und für jeden Fleck Strafe.

In den Ferien nahm ihn der Vater mit an die See oder ins Gebirge. So weit kam Willi nicht. Sicherlich kostete die lange Fahrt sehr viel Geld. Am Ostseestrand hatten die Kinder Gummitiere, Fahnen und große Bälle. Heinz hatte sich einen Blechdampfer mitgenommen. Die Schraube lief zwar schon in Lauterbach nicht mehr, aber das Schiff schwamm noch. Am zweiten Tage verlor er den Dampfer im Sande. Aber das schadete nichts. Der Vater kaufte ihm dafür zum Geburtstag einen grünen Eimer, mit dem man zum Beispiel Wasser schöpfen konnte und noch viel mehr.

Bei Hagenbeck in Hamburg sah er, wie die Kinder auf Ponnys ritten und in niedrigen Kutschen fuhren, die von kleinen Zebras gezogen wurden.

In Dresden kamen sie an einem Kasperletheater vorbei, das auf einem großen Platz aufgebaut war. Es war sehr komisch, denn alle Figuren sprachen sächsisch. Als der Mann mit der Mütze herumging, sah sich Heinz nach seinem Vater um. Der Vater stand weit weg und winkte. So kam es, daß Heinz das

Spiel vom Teufel und vom Barbier nicht zu Ende ansehen konnte.

In München gab es eine Alpenbahn, und in Hirschberg stand ein Fernrohr. Bei gutem Wetter sah man durch das Rohr die Leute auf dem Ramm, wie der Mann sagte. Heinz fragte nicht mehr.

Er begann den Wert des Geldes zu begreifen.

Wenn er mit dem Vater reiste, war es nicht so schlimm. In Lauterbach traf er sich jedoch täglich mit den Schulkameraden. Bei den Tauschgeschäften konnte er noch mithalten. Im Eisenwarenladen des Vaters gab es genug Abfälle. Die Metallstücke wurden durch ihre Unbrauchbarkeit nur noch interessanter und standen hoch im Kurse. Brauchte er jedoch Geld, so war es schlimm. Vom Vater bekam er keinen Pfennig. Und über die Jahre war er hinaus, als er von Laden zu Laden betteln ging.

Der Onkel half, der gute alte Onkel. Der Weg zu den Waffeltüten und zu den Gummistangen führte über Onkel Mü-mü. Der kannte seinen Kummer und rückte schließlich mit einem Sechser heraus.

In seinem Garten stand ein Birnbaum. Unter dem Birnbaum zog ihm der alte Ibel mit Hilfe eines Zwirnfadens einen wackligen Zahn, und Heinz verstand es, sich für die ausgestandenen Leiden mit fünf Groschen entschädigen zu lassen. Portugiesische Briefmarken kaufte er sich dafür und eine Stange Lakritze. Der Vater hatte ihm Lakritze verboten. „Das Zeug machen die Zigeuner aus Eselblut, hinten in ihren

Wagen auf den Klosetts." Dort wurde nach der Ansicht seines Vaters auch das Waffeleis gemacht, das es auf dem Kummelplatz schon für einen Sechser gab. Die Glasmacherjungs leckten und lutschten die klebrigen Sachen, und Heinz schämte sich, sie darum anzubetteln. Der Vater blieb hart. „Man soll Kinder nicht verziehen." Nach Tisch durfte Heinz eine Stunde auf den Kummelplatz gehen, also zu der langweiligsten Zeit. Dann saß er wieder am Kaffeetisch, löffelte gelangweilt den Honig auf die Buttersemmel und kaute gehorsam, denn der Vater saß neben ihm. Seine Gedanken aber waren bei den Glasmacherjungs, die jetzt vor den Eisbuden standen und die Sakrifestangen um das Handgelenk drehten.

Wie es beim Vater außerhalb der Mahlzeiten keine Bekereien gab, erschienen auch die Spielsachen pünktlich zu Weihnachten und zum Geburtstag. Der Vater schenkte reichlich. Heinz hatte seine Eisenbahn, Zinnsoldaten, eine Festung und sogar ein Dretauto. An Spielsachen fehlte es ihm nicht. Er mußte jedoch allein spielen. Gegen alle seine Freunde hatte der Vater etwas einzuwenden. „Das ist kein Umgang für dich." Vater war nur für Jungs, die herumliefen „wie aus dem Ei gepellt". Mit denen wußte Heinz nichts anzufangen. Am besten kam er mit den Glasmacherjungs aus. Sie waren gute Kameraden. Willi war sein nächster Freund. Vater konnte ihn nicht leiden.

Was Heinz am meisten beeindruckte, war die stolle Stirnfalte, die über der Nase seines Freundes stand.

Den Kopf mit dem drahtigen schwarzen Haar hielt Willi stets geneckt. Traf man ihn, so sah er einen von unten herauf an, und wer Willi nicht kannte, mißtraute diesem lauernden Blick. Die Augen lagen tief hinter den schwarzen Brauen.

Willi Klenner wohnte „unten“ in den rostfarbenen Ziegelhäuschen der Glasmacher. Von Haus zu Haus waren Leinen gezogen, und zu allen Jahreszeiten hingen rote Betten, blaue Schürzen und gestopfte Wäsche aus. Vor jeder Tür stand ein Klotz, auf dem das Brennholz geschlagen wurde. Es wimmelte von Katzen und lauten Kindern. Nirgends konnte man besser Verstecken spielen. Sogar die Böden standen offen. Es gab hier keine Vorhängeschlösser.

Der Vater sah es nicht gern, wenn Heinz dorthin ging. Vergrub er seine Hände in den Taschen, oder kippelte er auf dem Stuhl, so hieß es: „Das hast du wohl da unten gelernt.“

Eines Tages stieg Heinz auf den Tritt und suchte nach der Klingel, die oben auf dem Sims des Büfettts stand. Mit dieser Klingel wurde eigentlich nur Weihnachten zur Bescherung geläutet. Heinz spielte mit der Eisenbahn, und an den Übergängen mußte geläutet werden. Er brauchte also die Klingel.

Auf dem Sims fand Heinz ein Fünfpfennigstück und sechs Kupferpfennige. An die Klingel dachte er nicht mehr. Auch den Tritt ließ er stehen. Vater war unten im Geschäft. Ungesehen kam Heinz auf die Straße. Die elf Pfennige trug er zum Paukenkarl,

der in seiner Stube Tauben hielt. Ehe er den Laden verließ, schob er einen länglichen, grasgrünen Bonbon in den Mund. Die spitze Tüte steckte er in die Tasche. Die Straße war leer. Im Hof klopfte das Mädchen Teppiche. Er ging in den Garten. Im Schatten des Holunderbusches zog er die Tüte aus der Tasche. Er zählte. Zehn Stück blieben ihm noch.

Plötzlich stand der Vater vor ihm. Er hatte ihn wohl durch das Kontorfenster beobachtet, das auf den Garten ging.

„Mach deinen Mund auf. Zeig die Zunge.“ Dann mußte er mitkommen. Der Tritt stand noch immer vor dem Büfett. Er brauchte nichts zu sagen. Der Vater griff in den Seitenflügel des Bücherchranks. Dort stand der „gelbe Onkel“, wie der Rohrstock genannt wurde. Heinz konnte sich nicht erinnern, jemals mehr Dresche bekommen zu haben. Jedenfalls war es bei den Osterzensuren nicht halb so schlimm. Sonst hörte der Vater auf, wenn Heinz in seiner letzten Not hinauschrte: „Du sollst auch die hundert Mark haben.“ Heinz wußte nur von dem Sparbuch, das auf hundert Mark lautete und ihm vom Onkel geschenkt worden war. Dann ließ ihn der Vater laufen. Wohl nicht wegen der hundert Mark, sondern wegen der schrecklichen Stimme. Diesmal konnte Heinz nicht schreien, denn er hatte den großen Bonbon im Munde. Während er sich dann ausheulte, lutschte er noch immer über dem grünen Zucker. An diesem Tage verbot ihm der Vater „ein für allemal“, jemals wieder „nach unten“ zu gehen.

„Unten“, damit meinte der Vater die Siedlung der Glasmacher. Sie lag zu beiden Seiten der Sorauer Straße, die Heinz von den Fenstern des Wohnzimmers übersehen konnte. Nur zehn Minuten brauchte er bis zu Willi. Jetzt war dieser Weg verboten.

Der Vater war überzeugt, daß Heinz da unten das Stehlen lernte und noch Schlimmeres. Nach der Meinung des Oberförsters waren alle Glasmacher Wilderer und Holzdiebe. Mit dem Oberförster war der Vater befreundet.

Heinz wagte noch nicht, sich offen aufzulehnen. An seine Mutter hatte er keine Erinnerung. Der Vater war ihm alles. Früher nahm ihn der Vater auf die Schultern und ließ ihn „Huckepack“ reiten. Das war schon lange her. Heinz sah ein, daß man es trotz aller Härten gut mit ihm meinte. Er folgte. Heimlich jedoch ging er seine eigenen Wege. Mit Willi traf er sich täglich. Sie suchten sich neue Spielplätze.

Im Juli rüstete sich die Stadt zum Empfang der Turner, die in Lauterbach ihr Gaufest abhielten. Gleichzeitig war Schützenfest, und auf dem Kummelplatz wurde schon an der Achterbahn gebaut. Die Jungs liefen schon nachmittags auf das Vergnügungsgelände, um sich einige Groschen zu verdienen oder wenigstens zuzusehen. Für die Karussells hatten sie kein Auge mehr. Ihr Interesse gehörte jetzt ungeteilt dem Bau der schwindelnden Schleifen. In der Schule wurden sogar die Tauschgeschäfte vergessen. Sie sprachen nur von der Achterbahn. So kam es, daß auch Heinz eines Tages von der Schule aus zum

Kummelplatz ging und für zwanzig Pfennig Bretter tragen half. Er blieb über die Mittagszeit. Es wurde Abend, und der Vater holte ihn.

„Das ist doch schon wieder der Klenner, mit dem du da rumstrolchst.“

„Die andern waren gerade im Motorenhaus“, beteuerte Heinz.

„Mit dem Bengel will ich dich nicht noch mal sehen; verstanden?“

Heinz verstand nicht. Warum sollte er kein Geld verdienen? Brettertragen fiel ihm leichter als den Garten gießen, und obendrein bekam er zwanzig Pfennige. Der Vater ermahnte ihn täglich, fleißig zu sein. Als er jetzt mit seiner Arbeit Geld verdiente, war es plötzlich nicht recht. „So was schickt sich nicht. Du wirst noch ein richtiger Straßenjunge, wenn du so weiter machst.“

Am nächsten Tage trafen sich die beiden Freunde heimlich. Hinter dem Goethetempel hatten sie sich verabredet. Mit der Wichtigkeit von Verschwörern hielten sie Umschau, dann stiegen sie auf den Hügel, unter dem die Eiskellerei lag. Von hier aus hatten sie einen guten Ausblick über die Parkwege, ohne gesehen zu werden. Heinz wischte mit seiner Mütze die Bank sauber. Dann wickelte er das Packpapier auseinander und stellte das schwarzlackierte Blechauto auf den Sitz.

„Ein Brennabor“, entschied Willi. „Der Chauffeur sieht aus, als wenn er schläft.“

Im Kühler faß die Kurbel. Heinz drehte. Der Motor summt. „Die Feder ist schon in Ordnung. Nur der Gang schaltet sich nicht mehr ein. Dein Onkel wird ihn wieder ganz machen. Ich hab zu Haus noch so ein Auto. Da wollte ich dir das hier schenken.“

Willi setzte das Spielzeug auf seine Hand. „Mein Onkel kriegt es schon wieder hin.“

Heinz sah, wie sich sein Freund freute, und darum vergaß er auch bald, daß Willi sich nicht mal bedankte. Er wußte selbst nicht recht, warum er auf diesen Einfall gekommen war. Nachdem ihm der Vater den Umgang mit Willi verboten hatte, wollte er eigentlich alle seine Spielsachen mit dem Glasmacherjungen teilen. Das ging aber nicht gut, zumal mit der Festung und der Eisenbahn. Von einigen Sachen hätte er sich auch nur ungern getrennt. Abends setzte er den Flieger und das Dominospiel heraus. Tags darauf überlegte er es sich jedoch anders. Er nahm das Auto. Nicht das neue, das er letzte Weihnachten bekommen hatte, und das vorwärts und rückwärts fahren konnte, sondern den alten „Brennabor“. Tante Malchen hatte ihm den Wagen zum Geburtstag geschenkt, und was Tante Malchen brachte, ging meist sehr schnell entzwei. Immerhin, der Motor lief noch. Er machte mehr Krach als sein neuer Wagen, und das war schon was.

Schon am nächsten Tage trafen sie sich wieder hinter dem Goethetempel. Heinz war fest überzeugt, daß es für Willi jetzt keine größere Freude gab als den Brennabor. Willi kam jedoch mit leeren Händen und sprach nur von dem Drachen, den er kleben wollte. Das Auto

schien er vergessen zu haben. Heinz war enttäuscht. Da war er doch ganz anders. Wenn er zu Weihnachten oder zu Ostern beschenkt wurde, sagte er laut seine Freude, und dann gab er dem Vater einen Kuß auf den Mund, der nach Zigarren roch. Soviel verlangte er nicht von Willi, aber der Freund hätte wenigstens ein Wort sagen können.

Sie sahen sich seltener, und schließlich blieb Willi ganz weg. Mutter Klenner lag krank. Willi paßte auf die jüngeren Geschwister auf und holte ein. Heinz kam auf das Gymnasium. Als er den Freund bei der Einsegnung wiedersah, wußten sie sich nicht viel zu sagen. Willi trug noch kurze blaue Hosen, dazu dicke wollene Strümpfe. Heinz ging schon in den „Längen“. Aber die Sackkappen seiner neuen Schuhe fielen die Umschläge, die damals Mode wurden.

Heinz kam in den Stimmbruch und fand bald heraus, daß sein Vater zu den reichsten Kaufleuten der Stadt gehörte. Die Eisenhandlung von Tillack ist eine Goldgrube, hieß es. Heinz verlor seinen kindlichen Glauben an die väterlichen Machtworte. Die letzten drei Jahre ging er in Görlitz zur Schule. Empört stellte er sich gegen die Welt seines Vaters, in der nur von Geld und verdienen und sparen die Rede war. Er malte, schrieb Gedichte und nahm Klavierunterricht. Der Vater fand sich damit ab. Sein Sohn schlug aus der Art. Zum Kaufmann hatte er nicht das Zeug. Der Alte fand heraus, daß man als Anwalt immer noch am leichtesten zu Geld kam. Machte der Junge seinen Doktor, so konnte er sogar zur Industrie gehen.

Von einem Kunststudium wollte er nichts wissen. Das war brotlose Kunst.

Heinz ließ es zum Bruch kommen. Kampflustig setzte er sich in den Kopf, es denen in Lauterbach „zu beweisen“. Er sah sich, wie er als bekannter und gesuchter Künstler eines Tages in die Heimatstadt fuhr, um seine Widersacher zu beschämen. Bald vergaß er, mit welchem Schneid er gegen den Geschäftsgeist seines Vaters zu Felde gezogen war. Der Geldhunger packte ihn, er begann bei J. C. Goerschner zu verdienen. Auf dem sicheren Boden der Ersparnisse wollte er sich dann in die Kunst stürzen. Er arbeitete für eine sichere Position, für gute Anzüge und bequeme Schuhe. Ohne es zu merken, verfiel er den Gesetzen, unter denen er erzogen worden war, und noch über das Grab hinaus bestimmte der Vater seine Entscheidungen. Er vergaß, daß es ihm vor Jahren noch um die Kunst ging, um ein gutes Bild. Jetzt wollte er sich gegen die Menschen behaupten, die ihn nicht für voll nahmen. Mit ihren eigenen Mitteln wollte er sie schlagen, mit Geld, mit Ansehen und mit einer Position. Mit jedem Goerschnerbild gab er nicht nur verlorene Stunden hin, er verlor sich selbst. Er wurde haltlos, und als er plötzlich den entscheidenden Wurf versuchte, versagte er. So wenig wußte er um sich selbst, daß er das eigene Falschspiel ernst nahm.

Als er von der Ausstellung zurückkam, aß er Abendbrot, dann legte er sich aufs Bett. Er fand jedoch keinen Schlaf. Es wurde dunkel. Die Sterne traten

aus dem frostigen Abendhimmel. Er setzte sich ans Fenster. Lautlos versanken die Wände seines Ateliers. Die Nacht verschlang Charlottenburgs Dächer, und er war mit sich allein, mit sich und seinen verlorenen dreißig Jahren.

So sah er sich, als einen Menschen, der sich verspielt hat. Sein Einsatz war falsch gewesen, darum mußte er verlieren. Protestieren wollte er mit seinem Bilde und „den Bürger zum Plätzen bringen“. Der Neid trieb ihn, die Mißgunst des Unterlegenen. Er hatte die Welt noch nicht überwunden, die ihn aus Lauterbach vertrieb. Noch immer bekannte er sich zu dem Evangelium der Satten, und weil sie ihn nicht anerkannten, protestierte er. Leer nannte er ihre Welt, solange sie ihm verschlossen blieb, und mit dem Bilde wollte er allen seinen Abscheu vor der Leere zeigen, seinen horror vacui. Jetzt wußte er es: Die Angst vor dem Nichts ist unfruchtbar. Der horror vacui ist noch kein Inhalt.

Als Empörer war er ausgezogen, um jetzt mit einer Niederlage zu enden. Grau und farblos lag die Zukunft vor ihm. Die Palette war leer, und er hatte nichts mehr zu sagen. Ein Zurück gab es nicht. Mit dem Bilde hatte er auch seine Illusionen zerschnitten. Er war so weit wie vor zwölf Jahren, als er die Welt aus dem Nichts zu meistern versuchte. Mit dem Mut des Springers brach er auf, und der Sprung ging ins Leere. In Berlin war er nicht zu Hause, und auch nicht in Lauterbach. Nirgends gehörte er hin.

Seine Gedanken suchten. Heinz erinnerte sich an seinen Schulfreund Willi Klenner. Willi ging von der Schule in die Hütte. Man brauchte ihn, er hatte seinen Platz. Was er aus den Händen gab, war nützlich und gut. Mit dem Glas ließ sich kein falsches Spiel treiben: Es gelang, oder die Scherben wanderten in den Ofen zurück. Sein Leben lang saß er über dem Glas, und niemand hatte ihn zum Tanz um das Geld erzogen.

Die Kinder der Glasmacher hatten eine andere Jugend. Teure Spielsachen kamen nicht ins Haus. Ein Ausflug ins Dorf war schon eine weite Reise. Ihr Wohlstand war der gedeckte Küchentisch und ein warmes Bett. Verschlossene Schränke kannten sie nicht. Was auf den Tisch kam, gehörte allen. Überfluß war ein Fremdwort. Was nötig war, wurde gekauft. Genügsamkeit lernten sie von den Eltern, und es bedurfte keiner Ermahnungen. Die unschuldigen kleinen Wünsche ließ man ihnen, so daß ihnen der brennende Durst nach den unerreichbaren Dingen unbekannt blieb. Fremder Besitz reizte sie nicht, weil sie hinter kein künstliches Gitter von Verboten gesperrt wurden. Darum wußten sie auch später nichts von der Jagd nach einer sicheren Existenz, nach dem guten Posten.

Sie lebten anders, erschien es Heinz, sie waren andere Menschen. Er mußte zu ihnen gehen, mit ihnen leben und von ihnen lernen. Sie waren weiter als er. Auf das gesellschaftliche Ansehen gaben sie nichts. Es war auch niemand, der sich nach ihnen umsah. Darum

brauchten sie keine Fassade, und sie warteten auf keine Anerkennung.

Aber wie sollte er zu ihnen finden, in der Stadt, die ihn als den Sohn des reichen Tillack kannte? Es war zu spät.

Das bohrende Summen eines Flugzeuges kam näher. Die Bordlichter glitten über den Himmel, ein wanderndes Sternbild. War es wirklich zu spät?

Heinz band seinen Schlips auf. Die Fenster waren beschlagen. Er ging zum Tisch und schmierte sich eine Schnitte. Durstig trank er von dem kalten Tee.

Dann trat er vor den Spiegel. In dem leeren Glase stand die Nacht. Als er an der Zigarette zog, warf das glimmende Auge rote Flecken über sein Gesicht.

Vielleicht, sagte er halbblaut zu sich, vielleicht ist es noch nicht zu spät.

V

Der alte Ibel gab es auf, seinen Geburtstag in Berlin zu verleben. Die Unrast der Großstadt behagte ihm nicht. Allein durch die Stadt zu bummeln, war ihm zu aufregend. Mit Heinz war nichts anzufangen. Der Nefte verschloß sich in seinem Atelier und wollte von Gott und der Welt nichts wissen. Nicht mal ans Telephon ging er, und der Rektor hatte seine Not, die neugierigen Anrufer zufriedenzustellen. Zeitungsleute wollten den Maler sprechen, und immer wieder meldete sich der Ausstellungsleiter. Heinz war nicht

zu Haus. Es half auch nichts, wenn der alte Ibel die Wahrheit sagte. Heinz rührte sich nicht aus dem Sessel.

So kam es, daß der Rektor am Morgen seines Geburtstages wieder zum Zuge ging. „Berlin hat dich kaputt gemacht“, sagte er zum Abschied. „Du solltest nun wirklich nach Lauterbach kommen und dich erholen.“

Heinz reichte ihm den Koffer durch das Fenster. „Du hast wohl recht, Onkel. Ich habe hier nichts mehr zu suchen.“

Der Rektor wußte nicht, was er von der Antwort seines Neffen zu halten hatte. „Wirklich? Ich werde Anna gleich Bescheid sagen, daß sie dir den Schreibtisch oben ins Zimmer stellt. Oder du kannst auch unten wohnen. Wie du willst.“

„Ist schon recht. Ich komme morgen oder Sonnabend. Mach dir keine Umstände.“

„Morgen ist doch schon Sonnabend. Können wir dich wirklich erwarten?“

In Kottbus hob der alte Ibel den Koffer aus dem Netz. Er stand vor der Tür, bis der Zug in Lauterbach einfuhr. Kein Auge hatte er für die Hüften, die immer näher heranrückten. Durch die Straßen ging er mit der blinden Gewohnheit des Einheimischen, der seit vierzig Jahren in dieser Stadt zu Hause ist. Von rechts und links wurde er begrüßt. Zerstreut zog er seinen breiten schwarzen Hut. Zwei Generationen waren durch seine Schule gegangen, so daß er zum

Stadtbilde gehörte wie der Heilige Florian auf dem Topfmarkt. Er lief schneller als sonst, und wer ihn heute mit einladendem Lächeln zum gewohnten Stehplatz erwartete, wurde enttäuscht. Der Koffer war schwer. Trotzdem machte der alte Ibel einen Umweg, um mit dem Pförtner der Aktienhütte zu sprechen. „Bitten Sie doch Herrn Posselt, daß er heute nachmittag zu mir kommt.“

Der Pförtner legte die Hand an die Müße. „Wird gemacht, Herr Rektor. Ich werde gleich mal in die Kantine gehen. Vielleicht sitzt er drüben.“

Der alte Ibel trat auf die Straße, und vor der Eitfaßsäule setzte er seinen Koffer ab. Es war wohl kein Zufall, daß er an dieser Stelle Pause machte. In seinem Rücken lagen die Fenster der Lohnbuchhalterei. Hinter dem zweiten von links hatte Annemarie Bischoff ihren Platz.

Der Rektor sah auf seine Uhr. Sie war stehen geblieben. Umständlich zog er sie auf und blickte angestrengt die Sprottaufer Straße hinunter. Der spitze Schieferturm der Jakobikirche strahlte in der Sonne. Das schwarze Zifferblatt konnte er aus dieser Entfernung schon lange nicht mehr erkennen, die Augen hatten nachgelassen. Er steckte die Taschenuhr wieder ein und betrachtete aufmerksam die Plakatsäule. Ein Anschlag lud zum „Mailball“ mit Tanz und Humor, Preischießen und freiem Eintritt nach Kamlau ein. Wieder sah er nach der Uhr und blickte unschlüssig nach dem Kirchturm aus, als er Annemaries Stimme hörte.

„Fünf nach eins, Herr Rektor.“ Sie winkte aus dem Fenster. „Die Kirchturmuhre geht falsch.“

„Dankedanke, Fräulein Annemarie.“ Er blickte hinauf. „Was für ein Zufall! Wie geht es Ihnen denn?“

Annemarie öffnete den zweiten Fensterflügel und lehnte sich hinaus. Sie gratulierte ihm. Es zog, sie mußte sich immer wieder ihr dunkles Haar aus dem schmalen Gesicht streichen. „Heute nachmittag komme ich zum Kaffee, Herr Rektor. Sehen Sie, so behalte ich mir Ihren Geburtstag.“

Darauf hatte der alte Ibel gewartet. „Das ist prächtig, von Berlin muß ich Ihnen erzählen. Ich komme nämlich gerade vom Bahnhof. Wissen Sie schon, daß ich verreist war?“

Die Kontoristin machte ein erstauntes Gesicht.

„Ich habe nämlich meinen Neffen besucht.“ Er lachte, seine Augen wurden ganz klein. „Also bis dann“, sagte er plötzlich. Ausladend zog er seinen Hut. Dann nahm er den Koffer und ging.

Als er die Jakobikirche erreichte, war er noch bei demselben Gedanken: Wirklich, ein nettes Mädchen. Und er wiederholte es laut, als er zum Turm hinaufgesehen hatte. Die goldenen Zeiger hingen zusammengesunken auf halb sieben, und diese Zeit hielten sie schon seit einem Jahr. Annemarie wollte ihn nicht verletzen. Sie sagte nur: „Die Kirchturmuhre geht falsch.“ Wirklich, ein nettes Mädchen.

Nach dem Essen legte sich der Rektor schlafen, aber er stand bald wieder auf. Er mußte nicht, wie er die

Zeit herumbringen sollte und lief durch sein Zimmer. Bis zum Abend war noch lange hin. Trotzdem ging er auf den Balkon und suchte die Straße ab, die am Bahndamm entlang aus der Stadt kam. Schließlich trat die dicke Anna ins Zimmer und zog über den Blumentästen Wäsche auf. Als der Rektor noch immer keine Ruhe fand, stemmte sie die Fäuste in die Hüften und sah ihn groß an. Er zog es vor, in den Garten zu gehen.

Immer wieder erinnerte sich der Rektor an die letzten Worte seines Neffen. Es war wirklich gut, wenn der Junge wieder ein Zuhause fand. Seit zwölf Jahren wartete der Rektor auf diese Wendung. Er konnte es damals ohnehin nicht begreifen, wie sein Neffe aus heiterem Himmel mit der Familie und der ganzen Vergangenheit brach. An der Erziehung konnte es nicht liegen. Daran hatte es der Vater nicht fehlen lassen. Er selbst hatte den Jungen unterrichtet, bis er aufs Gymnasium ging. Aber auch die höhere Schule drängte ihn nicht auf diesen Weg. Der Rektor stand vor einem Rätsel.

Für ihn war die Gesellschaft ein solides Uhrwerk. Die glatten Räder liefen nach den gleichen guten Väterweisheiten, die man ihm als Kind mit auf den Weg gegeben hatte. Für die gefährlichen Klopföne in diesem Uhrwerk hatte er kein Gehör. Was er nicht verstand, verurteilte er, oder er ging daran vorbei. „Zweifelhafte Existenz“, hätte er von Gerda gesagt, aber was wußte der Onkel von den Launen des Schicksals. Er war wie ein Kind durch die Welt gegangen.

Nach seiner Überzeugung brauchte man die Menschen nur gleich den Rosen an einen Stocf zu binden, und sie wuchsen gerade in die Höhe. „Morgenstunde hat Gold im Munde“, und „Ohne Fleiß kein Preis“, das waren die Spallerstäbe, an denen er seine Schüler großzog.

Er bewahrte sich die Welt seines Elternhauses und der Schuljahre bis ins Alter. Das Schicksal ließ ihm den Frieden seines Vorgartens, und die Not dieser Jahrzehnte blieb draußen. Mit Kindern war er umgegangen. Kinder sind immer gut. So erhielt er sich den Glauben an eine gute Gesellschaft. Die Welt der Erwachsenen verstand er nicht immer. Was er nicht ganz begriff, nannte er „schlecht“. Das Böse nahm er hin wie Hagel und Hochwasser: „Das war schon immer so.“

Krieg und Nachkrieg stellten seinen Kindersinn vor immer schwerere Aufgaben. Er begann zu schmollen, weil die Menschen am Morben und Brennen immer wieder Gefallen fanden. Als man den Rektor schließlich in den Ruhestand schickte, ergab er sich seiner Welt der Gläser. Sie waren so rein und edel, wie er die Dinge zu sehen liebte. Bisweilen zersprang ein Glas. Aber es wurde nicht trübe, und nicht mal der Zimmersaub in die Vitrine, die seine Schätze barg.

Bisweilen wunderte er sich über das Leben, das hinter seinem Vorgarten begann. Man konnte eben nicht alles begreifen. Warum waren die Menschen nicht so klar und einfach wie seine Gläser? Heinz war in der großen Welt krank geworden. Die zwölf Jahre

hatten ihn hart mitgenommen. Er war gebrochen, und es war nur gut, daß man ihn nicht wie ein zer-
schlagenes Glas aufzugeben brauchte. Menschen und
Rosen lassen sich wieder hochrichten. Davon war der
Rektor überzeugt. Seine große Hoffnung setzte er auf
Annemarie Bischoff. Was dem Neffen am meisten
fehlte, war eine Frau, die ihn auf dem richtigen Wege
hielt. Zurückgefunden hatte er schon, das stand fest.
Nun brauchte man ihn nur zu verheiraten, und der
Neffe war gegen alle Versuchungen dieser sonderbaren
Welt geschützt.

Der Rektor dachte weiter. Er war nun schon sieben-
undsechzig. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr. Ihm war
es nicht gleich, wer später die Gläser in Pflege nahm.
Annemarie war wohl das einzige weibliche Wesen,
dem er seine Sammlung gern zeigte. Vor der dicken
Anna verschloß er sein Studierzimmer. Nicht mal
Staub wischen durfte sie. Gewiß, seine Schwester hatte
die Sammlung gekannt. Aber sie wollte von den „ver-
staubten Echerben“ nichts wissen. Da war Annemarie
ganz anders.

Der Rektor sah besorgt nach der Sonne, die sich
über den Bahndamm neigte. Noch fünf Stöcke hatte
er zu schneiden und anzubinden. Die dicke Anna be-
hauptete zwar, daß es mit den Rosen bis zur nächsten
Woche Zeit hätte. Aber was begriff die Haushälterin
schon von seinen tieferen Gründen! Heute war sein
Geburtstag. Davon wollte er zwar nicht viel wissen.
Von Berlin brachte er jedoch so viele Neuigkeiten mit,

daß er den Besuch der beiden Gäste kaum erwarten konnte. Mit seinem Geburtstag hatte diese Einladung nichts zu schaffen, weißgott nicht. Irgendwie mußte er die Zeit herumbringen. Bis sie kamen, sollte der Garten in Ordnung sein.

Unter dem Garten verstand der alte Ibel nur seine Rosen. Die Laube zerfiel. Das Gras war über dem Weg zusammengewachsen, und vor der Veranda stand noch der weiße Kübel, aus dem er vor einem Jahre die Laube falken wollte. Die Laube gab vorzeitig nach. Den Kalk überließ er seinen Nachbarn, und der Kübel blieb stehen. Nur um die Rosen kümmerte er sich, und er sah weder die verwilderten Wege noch den lahlen Nußbaum, der vor fünf Jahren erfroren war. Das Gerippe warf keinen Schatten, also durfte es bleiben.

Als er den buckligen Anton in die Mühlenstraße einbiegen sah, stand er von der Bank auf und machte sich wieder an den Rosen zu schaffen. Er war davon durchdrungen, daß man den Menschen ein Beispiel geben muß. Wie er wußte, rechnete man den Schulmeistern gern ihr Übermaß an freier Zeit vor. Um so mehr kam es ihm als Rektor darauf an, seinen Besuchern zu jeder Stunde das Bild eines stark beschäftigten Mannes zu bieten. Hatte er nichts zu schreiben oder zu ordnen, so ließ er die Hand über den Hinterkopf freisen und dachte nach. Weit über seine Amtszeit hinaus blieb er der Rektor. Jetzt suchte er die Bastfäden zusammen und wickelte sie zu einem dicken Ring, den er noch beim Kaffee um seinen Zeigefinger trug.

Er mußte lange warten, bis er mit dem Glasbläser allein ins Gespräch kommen konnte. Sobald er mit seinen Plänen loslegen wollte, wurden sie von der dicken Anna gestört.

„Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß Sie morgen zu Haus bleiben müssen, weil mein Nefse kommt. Gehen Sie Sonntag zu Ihrer Schwester, so sehr eilt das doch nicht.“

„Also iebermorgen“, sagte Anna in der Tür.

Der Rektor sah sich um, aber er schwieg. In Gegenwart des Gastes konnte er Anna kaum verbessern. Der Pudlige sprach schlesisch oder er schwieg. Dem Glasmacher ließ er das falsche ü durchgehen. Es war zu spät.

Eine seltsame Freundschaft verband die beiden. Anton Posselt war in den Fünzigern, also gut zehn Jahre jünger. Kurz nach dem Weltkriege lernte der alte Ibel ihn kennen. Es war an einem heißen Julitage, als der Rektor die Jungs beim Stehlen erwischte. Sie hatten ihn nicht bemerkt. Vom Zaun aus rief er sie an.

„Der schimpft nicht“, erklärten die Jungs.

„Wer?“

Da sagten sie alle: „Der Pumpi“ und sahen zu dem schwarzen Blockhaus hinüber, das hinter den Bäumen lag. Es war wohl früher ein Bauernhaus gewesen, wie es in dieser Gegend die Wenden bauen.

„Wer ist das, der Pumpi?“

„Der Pudlige von der Achse.“

„Nicht so schlimm, Herr Rektor.“ Die verlegene Stimme kam aus den Fliederbüschen. „Es ist nur wegen der Zaunlatten, die mir die Jungs manchmal mitnehmen, aber sonst macht es nichts. Die Bäume haben sowieso ausgetragen, altes Zeug.“

Auf den engen Schultern, die sich im Rücken zu einem schiefen Höcker hoben, saß ein unförmlich großer Kopf. Unter den Augen hing die Haut in zwei grauen Säcken, auch die Backen fielen schlaff über den breiten Kiefer. Die faltigen Einien des Graukopfes erinnerten an eine Dogge. Pumpi schob verlegen seine Mütze hoch und rieb sich mit dem Daumenknöchel über der Stirn. Der breite Handrücken war dicht behaart. Pumpi ließ die Arme sinken, und jetzt kam es dem Rektor vor, als reichten dem Buckligen die Fäuste bis an die Knie. Die Beine waren kurz wie der Oberkörper. Die Blende, das blaue Schurztuch der Glasmacher, fiel über die Holzpantoffeln.

„Ja, dann muß ich wohl Mittag machen“, entschuldigte sich Pumpi und verschwand hinter den Bäumen.

Bald darauf wurde in Berkau ein Glasmacher begraben, ein ehemaliger Schüler des Rektors. Sie trafen sich nach der Beerdigung wieder. Underthhalb Stunden Waldweg gingen sie zusammen bis Lauterbach. Pumpi hatte von der Gläserammlung gehört. Der alte Jebel führte ihn vor die Vitrine und fand den ersten Menschen, der seine Liebe zu den Gläsern verstand. Pumpi wischte sich die Finger an der Hose ab und sagte gar nichts. Den Warmbrunner Hochzeitsbecher wog er in der Hand. Er hob ihn gegen das

Licht und strich über den Boden. Behutsam stellte er den Becher auf das Fenstersims und legte den Daumen auf die geschnittenen Blattmuster. Dann setzte er ihn in die Vitrine zurück und fuhr sich mit dem Handrücken über die Nase.

Seit diesem Tage kam er jeden Sonntag. Die Männer schlossen sich in das Studierzimmer ein. Die dicke Anna brachte den Kaffee mit dem Mohnkuchen und setzte das Tablett im Korridor auf dem Vertiko ab. Dann klopfte sie und schlürfte wieder die Treppe hinunter. Ziel dann nach einiger Zeit die Haustür ins Schloß, so mußte der Rektor, daß ihn an diesem Tage nichts mehr stören konnte.

Anna schien zu ahnen, daß es den Männern heute nicht um die Gläser zu tun war. So oft es ging, kam sie mit einer neuen Frage. Schließlich meldete sie Fräulein Bischoff.

Der Rektor unterhielt sich mit Annemarie. Pumpi rückte seinen Stuhl ans Fenster. Wenn die Kontoristin ihm ein Wort zuwarf, nickte er nur. Er sah, wie sie den Fuß aus ihrem linken Schuh zog. Ein Stück Pappe rutschte heraus und fiel auf den Teppich. Es war von der Einlage abgerissen und zeigte die Form ihrer Ferse. Sobald Annemarie sich über den Teppich neigte, sah der Glasmacher auf das Stück Pappe.

„Die Schuhe drücken mich nämlich.“ Annemarie folgte seinem Blick. „Warum sind Sie denn heute so schweigsam, Herr Posselt?“

Pumpi lächelte nur und rieb sich mit dem Daumenknöchel die Stirn. Vom Bahndamm kam das Pfeifen einer Lokomotive. Die Maschine schob einen Güterwagen. Als der Wald die Lichter verschluckte, verschränkte Pumpi seine Arme und strich mit der Schuhspitze die Teppichfransen gerade.

Der Rektor schaltete die Lampe ein. Anna kam und zog die Vorhänge vor. Pumpi mußte sich an den Tisch setzen. Er suchte sich den Platz an der Schmalseite aus und rückte so weit zurück, bis sein Gesicht im Schatten des grünen Lampenschirms lag.

Als der Rektor die Kontoristin hinunterbegleitete, bückte sich der Glasmacher unter den Tisch. In diesem Augenblick trat auch die dicke Anna ins Zimmer.

Pumpi tauchte mit gerötetem Kopf wieder auf. „Schade um die Kuchenkrümel. Ich will sie meinem Jakob mitnehmen.“

Anna warf ihm einen bösen Blick zu, aber der Bucklige lächelte.

Als die Haustür knallte und auch Anna aus dem Haus war, gingen die Männer in das Studierzimmer. Der Rektor drehte hinter sich den Schlüssel herum. Aus der Vitrine nahm er den Humpen und zeigte Pumpi das geschnittene Wappen. „Es gehe Hirschberg woll“ stand darunter.

„Beim Unterförster aus Rättschen habe ich das Glas gekauft.“ Der Rektor drehte den Humpen gegen die Lampe. „Bisher gab es nur ein Exemplar dieser Art. Es steht in Berlin und gilt als das älteste geschnittene Glas Schlesiens. Der Becher in Berlin hat die

Jahreszahl 1648, aber das hier stammt aus derselben Zeit."

Pumpi war nicht recht bei der Sache.

„Ich habe es mir zum Geburtstag geschenkt.“

Die Gläser standen voll. Der Budlige trank seinen Korn. „Meinen Sie wirklich, daß er es schaffen wird?“

Der alte Ibel schloß den Humpen in die Vitrine. „Wenn mein Neffe später mal den Posten bekommt, ist es genau so, als wenn Sie selbst bestimmen. Uns liegt die Liebe zum Glas im Blut. Ich war ja der erste seit Generationen, der aus der Hütte davonlief. Der Alte war um meine Lunge besorgt, weil ich es mit sieben Jahren auf der Brust hatte. Am Ofen hab ich schon gestanden. Erst mit sechzehn Jahren sing ich an. Aber es dauerte nur drei Tage, und ich hielt es nicht mehr aus. Genau wie bei Heinz. Als meine Schwester den Tillack heiratete, hat es mir gar nicht gepaßt.“

„Nimm dir einen Glasmacher“, hab ich ihr gesagt. „Da gehören wir hin. Na schön, sie blieb dabei. Erich Tillack war ja auch ein guter Kerl. Aber was der Heinz ist, der hat nichts von seinem Vater. Ich kann es verstehen. Wer nach unserer Familie schlägt, muß etwas zwischen den Fingern haben, nicht nur Zahlen und trockenes Papier. Da hat er sich eben auf die Malerei geworfen.“

„Dann wird er uns solche neumodische Sachen bringen wie der Höfner. Und wir haben wieder nichts anderes zu tun, als was jeder Einträger kann.“

„Heinz nicht“, beharrte der Rektor. Er schenkte sich ein und schob Pumpi die Glasche hin. „Der nicht. Sehen Sie sich doch das Bild an, das die Hütte von seinem Berliner Händler gekauft hat. Ist das etwa verrücktes Zeug? Ist das nicht eine richtige Heide mit Birken und . . . na ja. Morgen gehe ich zu Leuschner und werde alles besprechen. Heinz wird sich dann selbst um den Posten bewerben. Wenn er erst mal Modelleur ist, rückt er auch weiter auf. Der Heinz als künstlerischer Leiter: Dann bekommt ihr die alten Werkstellen wie früher, und es wird auch wieder richtig geschliffen werden. Sie werden sehen!“

„Er wird sich bei uns in Lauterbach nicht wohl fühlen. Wo er zwölf Jahre in Berlin war.“

„Dafür werde ich schon sorgen.“ Der Rektor zögerte. Der Glasmacher war heute so einsilbig, daß es besser war, ihm erst später von den Heiratsplänen zu erzählen. „Heinz wird glücklich sein, wenn er wieder nach Lauterbach zurückgefunden hat. Nach Berlin paßt er überhaupt nicht. Dafür hat ihn mein Schwager viel zu gut erzogen, wenn er sich auch manchmal in den Mitteln vergriff. Aber damit hatte er recht. Jungs soll man nicht verwöhnen. Zugegeben, er war reichlich streng. Aber der Junge parierte. Manchmal tat mir der Bengel selbst leid. Ja, die Sache mit der Mundharmonika fällt mir da ein.“

Der alte Tebel hob sein Glas und stieß mit dem Buckligen an. „Heinz war damals etwa acht Jahre. Sie waren zum Sommer in Agnetendorf, nein, im September, denn es war ja zu seinem Geburtstag.“

Ich war ihnen nachgefahren. Meine Schwester lebte damals nicht mehr. Es war übrigens einen Tag vor Heinzens Geburtstag. Wir gingen nachmittags im Wald spazieren. Heinz lief voraus. Als wir an eine Bank kamen, pflückte mein Schwager Blätter von den Haselbüschen und breitete sie über die Sitzleisten. In die Mitte legte er die Mundharmonika. Dann rief er den Jungen und sagte ihm, wo er ihn mit auf eine so schöne Reise genommen habe, genügte es eigentlich für den Geburtstag, aber er wollte ihm doch noch das da schenken, und zwar einen Tag vorher. Heinz ließ inzwischen die Mundharmonika nicht aus dem Auge. Er machte einen schiefen Diener vor seinem Vater, und als ich ihm nun gratulierte, reichte er auch mir die Hand. Dann ging er vorweg und blies. Übrigens, dann kam noch die Sache mit dem Papagei. An Heinzens Geburtstag regnete es nämlich. Er mußte auf dem Balkon bleiben. Mittags kam das Mädchen von nebenan, da war wohl auch eine Pension. Sie brachte die Beschwerde ihrer Gnädigen. Der Papagei gäbe keine Ruhe, da er den ganzen Vormittag auf die Pfeifentöne von Heinz antwortete, und das Pfeifen zwischen dem Jungen und dem Tiere ginge unausgesetzt hin und her. Stimmt ja, es war keine Mundharmonika, sondern eine Trillerpfeife. Heinz hatte offenbar seine Freude an dieser Unterhaltung, denn er war ja allein auf dem Balkon. Er durfte also nicht mehr trillern, und das auf seinem Geburtstag. Heinz entschuldigte sich wohl. Er hatte gar nicht gewußt, daß es gerade ein Papagei war, der drüben antwortete.

Ja, mein seliger Schwager ging manchmal etwas weit. Aber es ist schon besser, die Kinder lernen beizzeiten hart gegen sich zu sein. Das heißt, ob ich es nun fertiggebracht hätte . . .”

„Was hatte denn sein Vater so im Monat verdient?“

„Wie? Ach, so meinen Sie, nun, sieben bis achthundert waren es damals wohl schon.“

Sie schwiegen. Der Glasmacher trank seinen Schnaps und trat vor die Vitrine. „Ja, jetzt muß ich also wohl gehen. Um fünf ist die Nacht rum.“

Eigentlich wollte der Rektor noch über Annemarie sprechen. Aber Pumpi war plötzlich so müde, daß er sich nicht mehr halten ließ.

Als der Rektor wieder in das Studierzimmer trat, schlurfte die Schwarzwälder Uhr zwölf Schläge. Der alte Ibel schenkte sich noch einen Stonsdorfer ein. Er stellte den Humpen auf den Tisch und setzte sich davor.

„Siebenundsechzig. Minn!“ ermunterte er sich halblaut und goß den Korn hinter. „Es gehe Hirschberg woll!“

Unten knallte die Tür, die dicke Anna war wieder da.

VI

Als Heinz Tillack durch die Sperre trat, sprang der große Zeiger der Bahnhofsuhr auf voll. Es war neun Uhr. Also noch zwanzig Minuten Zeit, rechnete er aus. In dem Gilzugwagen belegte er mit dem Koffer

einen Eckplatz. Er hängte seinen Mantel auf und ging wieder auf den Bahnsteig. Dämmeriges Zwielicht erfüllte die Halle. Zwischen den beiden Zügen verlor sich der Bahnsteig in einer dunstigen Schlucht. Aus der Tiefe lösten sich Gesichter, Figuren, Mäntel, Koffer, dann waren es Reisende, die dicht unter den Wagen liefen und wieder verschwanden.

Heinz machte kehrt. Mit einem gemüthlichen Brummen überholte ihn eine Gepäcklore. Auf dem Trittbrett stand die Silhouette des Trägers. Die Lore glitt ins Helle. Jetzt strahlte die Bluse des Mannes in einem fastigen Grün, die Mütze funkelte blau, und die Messingleisten eines Plattenkoffers blitzten auf. In einem sanften Bogen erreichte der Bahnsteig das Freie. Über der südlichen Hallenwölbung spannte sich ein wolkenloser Himmel. Als Heinz in die Sonne trat, schloß er die Augen. Dann sah er die silbernen Schnüre der Gleise, die hinter gelben Häusern verschwanden. Dröhnend ließ die Maschine Dampf ab. Die hohen Räder der Lokomotive leuchteten rot. Unter dem Kesselsims brannte eine Glühbirne. In würdigen Abständen stieß die Maschine einen Seufzer aus, den ein leises metallisches Pfeifen begleitete. Jedesmal erschien über dem vordersten Rade ein schmaler Dampfstrahl. Gegen das Fenster des Führerstandes lehnte ein Mann in einem öligen Kittel. Das Mützenschild war in der Mitte gebrochen. Das Kinn stützte er in seinen Handballen, die Finger spreizte er wie ein Korbgitter über den Mund. Von Heinz nahm der Mann keine Notiz. Er sah unverwandt auf das weiße Persil-

mädchen, das drüben mit flatterndem Rock über eine leuchtende Hauswand lief.

Vor dem Gepäckwagen schoben die Träger ihre Boren zusammen. Heinz ging in die schattige Halle zurück. Ihm gegenüber hatte ein junger Mann Platz genommen, der einen verschnürten Margarinekarton auf den Knien hielt. Heinz zog das Fenster herab.

Der junge Mann stellte sich neben ihn. „Sie fahren auch nach Lauterbach?“

Bisher war für Heinz die Reise nur ein Plan, ein Entschluß. So entscheidet man sich für einen neuen Anzug, der eine ungenaue Vorstellung bleibt, solange man nicht die Jacke auf den Schultern spürt und den Stoff nicht zwischen den Fingern reiben kann. Erst als Heinz unvermittelt diese Frage hörte, im Sonfall seiner Heimat, wurde ihm der Ausbruch wirklich und greifbar. Er wußte es von früher: Nur die Leute aus der Lausitz sprechen so geradezu auf einen Fremden ein. Ihre derbe Neugierde kennt keine Umwege, sie greift schonungslos ins Ziel. Hinter dieser Frage lag nicht etwa die Gesprächigkeit des Berliners. Mißtrauen war es, tiefer und gefährlicher als dörflische Verschüchterung.

Heinz war zu keinem Gespräch aufgelegt. Als er die Frage bejahte, schwieg der andere und versteckte sich hinter seinem Buche. Den Titel konnte Heinz nicht erkennen. Auf dem Rücken des schwarzen Schutzumschlages stand in weißen Druckbuchstaben: E. Trencker § 117. Der Zug glitt hinaus, und Sonne fiel ins Abteil.

Heinz hob den Koffer ins Netz. Er setzte sich und lehnte den Kopf gegen seinen Mantel. Nach Haus fuhr er und kehrte wie der verlorene Sohn mit leeren Händen zurück. Dennoch fühlte er sich nicht geschlagen, sondern wach und leicht wie nach einem tiefen Schlafe. Widerstandslos gab er sich den Bildern dieses Tages hin. Seine Augen waren durstig, und was er sah, kam ihm mit einer ungewohnten Helle und Durchsichtigkeit entgegen.

Die Häuserzeilen wurden niedriger. Die Straßen lichteten sich, und hinter den Brücken senkte sich das Land zu einer weiten Mulde. Unter dem grünen Flor der Obstbäume hockten die Laubenbaracken wie morsches Treibholz, das die Frühjahrsflut auf einer Wiese abgesetzt hat. Kiefernwälder schoben sich an den Bahndamm heran, und das fliegende Bitterwerk der Baumstämme warf das Brausen des Zuges zurück. Der Wagen neigte sich, in der Kurve sangen die Räder.

Eine ausgebrannte, rauchende Trümmerstätte, so sah Heinz die Etappe, die er hinter sich ließ. Vor ihm lag die Zukunft wie eine Palmeninsel. Geborgenheit versprach die Heimat, innere Sammlung und Frieden. Eine glückliche Unruhe erfüllte ihn, eine zuversichtliche Spannung. Was hinter ihm lag, war überwunden. Er wußte nicht, was jetzt kam, aber im matten Morgendunst der Ferne sah er deutlich die Palmeninsel. Das Säusen der Räder erreichte nicht mehr seine Ohren. Er spürte die Windstille des blauen Eilands und atmete Seeluft. Segnend hielten die Palmen ihre Zweige über das sanfte Ufer.

Als er wieder erwachte, war der Platz vor ihm leer. Der junge Mann stand im Gang, den Pappkarton trug er an einem Holzgriff.

„Schon da?“

Der andere nickte.

Aber es war noch Zeit. Der Kiefernwald gab eine Richtung frei. Ein Bahndamm erreichte die Böschung und trug einen Gleisstrang heran. Die Schienen liefen nebenher und glitten schließlich unter den Zug. Gedämpft klopften die Achsen über die Weichen. Die ersten Häuser tauchten auf. Der Wald teilte sich in lose Kieferngruppen, Felder flogen vorüber. Die Chaussee kam näher. Sie war asphaltiert. Die alten Kastanienbäume standen nicht mehr. Junge Obstbäume liefen neben dem tiefblauen Fahrdamm her. Da war auch noch das Schild „E. J. Sillmann Eisenwaren Lauterbach (D. E.)“. Alfons Baumann hieß der Mitbegründer des Geschäftes, und beide Namen waren zu „Sillmann“ zusammengezogen worden. E-eff-tee wurde die väterliche Firma allgemein genannt. Es ging ihn nun ja nichts mehr an. Der alte Baumann hatte das Geschäft übernommen. Vor dem Hause des Onkels hielt der Milchwagen. Der rote Ziegelbau stand unverändert wie vor zwanzig Jahren. Die ersten Schornsteine tauchten auf. Langsam glitt der Zug am Hof der Bärenhütte vorüber.

Jeder Zaun, jedes Haus war ihm jetzt vertraut. Er ertappte sich dabei, wie er immer dieselben Worte vor sich hinsagte: Heinz Sillack, geboren am vierzehnten neunten nullacht in Lauterbach. Geboren am vier-

zehnten neunten nullacht in . . , ja, so hatte er es ungezählte Male auf Formulare und Ausweise gesetzt, vor Behörden aufgesagt, bis es für ihn zu einer farblosen Registerbezeichnung erstarrte. Jetzt war es aber wirklich, dieses „geboren in Lauterbach“. Sie lebte noch, die Stadt der fünfzig Schornsteine, wie er es auf der Schule gelernt hatte. Der alte Ibel ließ sie aussagen: Neunzehntausend Einwohner, Glasindustrie seit 1872, hieß früher „Zum Lautersee“, hat die größte Hohlglasfabrik Deutschlands, und wieder: Heinz Tillack, geboren am . .

Es war also alles wahr. Auf der Laderampe der Vereinigten Lauterbacher Werke stand der dicke Kuttner in Hemdärmeln, Packmeister Kuttner. Wie vor zwölf Jahren. Heinz stieg aus. Die rote Mütze trug nicht mehr der alte Jänsch, der war nun wohl schon tot. Der neue Bahnhofsvorsteher war für ihn ein fremdes Gesicht. Im Holzhäuschen an der Sperre stand noch der einarmige Knipser. In der Vorhalle war ein Zeitungsstand, den gab es damals nicht. Der Hoteldiener vom „Reichshof“ kaute noch immer über seinem Zigarrenstummel. Er ging jetzt ganz krumm.

„n' Sag, Hermann“, sagte Heinz und reichte ihm die Hand. Der Hoteldiener wischte über die Schürze, ließ ihm verlegen zwei Finger und zog die Mütze mit der goldenen Borte.

„Entschuldigen Sie, ich weiß nicht . . .“

„Tillack, Heinz Tillack . . .“

„Aber ja, von E-eff-tee, aber ja, natürlich. Der Herr sind immer noch gewachsen. Da wird sich der

Herr Rektor aber freuen. Der Herr Tillack wollen gewiß hinausfahren."

"Danke, ich laufe. Also, Hermann."

Der Diener setzte wieder seine Mütze auf und trat in die Reihe der Kollegen zurück, deren betreßte Mützen zur „Sonne“, zu „Melzners Reichshallen“ und ins „Deutsche Haus“ einluden.

Heinz ließ den Koffer bei der Aufbewahrung und lief in die Stadt.

Vor der Achse traf er Annemarie. Sie hatte ihn zuerst erkannt und stand plötzlich vor ihm, so daß er nicht mehr ausweichen konnte.

Es war kurz nach zwölf Uhr, die Männer und Frauen drängten sich auf die Straße. Ohne ein besonderes Ziel war Heinz an der Achse vorbeigekommen, als die Fabrik sirene heulte. Wenige Augenblicke später kamen die Jungs, die am Ofen arbeiteten. Die Sechzehnjährigen gingen mit der schleppenden Würde ihrer Meister, während die Knirpse aufgeregt mit ihren Holzsandalen über die Straße klapperten. Die meisten trugen eine schwarze Hose über dem Hemd. Man konnte meinen, daß sie aus der Turnstunde kamen. Heinz sah ihnen nach, als Annemarie zu ihm trat.

„Du? Hier?“

„Ja, wieder im Lande.“ Er begann zu lachen, um seine Verlegenheit loszuwerden. „Gestern habe ich mich erst entschieden. Wie es eben so ist, ich mußte wieder mal nach Haus.“

„Und du kennst uns noch, wo du doch so ein berühmter Mann geworden bist?“

Jetzt fiel ihm ein, daß er ihr die letzte Antwort schuldig geblieben war. Zu Weihnachten hatte sie geschrieben, und zum Neuen Jahre abermals, ja, und dann kam ein Brief, der wie ein Abschied klang. Er wollte antworten, aber die Zeit ging hin, und dann fiel ihm nichts ein, wie er sein Schweigen erklären sollte. So ließ er es.

„Du brauchst gar nicht so bescheiden zu sein, Heinz. Wir haben es doch in der Zeitung gelesen. Von deiner Ausstellung und dem anderen.“

Er wich ihrem Blick aus und sah zum Tor hinüber.

„Wen suchst du denn?“ Sie trug eine Aktenmappe unter dem Arm.

„Ich? Eigentlich wollte ich einen Glasmacher sprechen, den Klennerwilli. Ist er noch hier?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kenne ihn nicht. Die aus der Hütte sind schon fort. Wie geht es denn deinem Onkel?“

Annemaries Gesicht war nicht mehr so rund wie früher, stellte Heinz fest. Vielleicht lag es auch nur daran, daß sie ihr dunkles Haar jetzt in einem Knoten trug. Das Ohr und die Wange lagen frei. Der Mittelscheitel gefiel ihm nicht. Zu glatt und gesetzt, die Frisur machte sie älter, wie ihm schien. Die schwarzen Sichel ihrer hochgewölbten Brauen gaben den graublauen Augen noch immer den fragenden, nachdenklichen Blick, der ihn als Gymnasiasten so tief gefangen nahm. Damals hingen ihr die langen schwarzen Haarwellen auf die Achseln herab. Ihre Schultern sah er jetzt zum ersten Male: Sie erschienen ihm rundlich, beinahe

mollig. Vielleicht lag es auch nur an dem breitgehäkelten, roten Wolljumper, den sie trug. Als er in Berlin ihre Briefe las, sah er sie mit dem weißen, weichen Kragen vor sich, den sie damals zu allen Kleidern anlegte. „Babykragen“ nannte er ihn. Kindlich und beinahe knabenhaft hatte er sie im Gedächtnis. Gewiß, sie hatte nicht verloren, fraulicher war sie geworden, wärmer. Heinz fand jedoch nicht die versonnene Annemarie wieder, die ihm damals so vertraut war.

Beim Abschied fragte sie ihn noch, wie lange er bleiben wollte, und er sagte nur: „Wir sehen uns ja bald wieder.“

Sie nickte und streifte ihn mit ihren nachdenklichen Augen. Als er ihre Hand hielt, wußte er jedoch, wie nahe sie ihm geblieben war. Sie sah zur Seite, und es gelang ihm nicht, das stumme Gesändnis ihrer Hand zu erwidern.

„Also bis dann“, und „Mach's gut“, so gingen sie auseinander. Heinz zog den Hut ins Gesicht und beschleunigte seine Schritte. Nachdem er von Willi gesprochen hatte, konnte er ihn ja wirklich besuchen. Hinter dem zweiten Siedlungshaus bog er von der Straße ab.

Die beiden Pflaumenbäume stützten ihre verkrüppelten Äste auf das Schieferdach des rostroten Ziegehäuschens. Die Tür war frisch gestrichen und lackiert. Über dem saftigen Grün leuchtete ein blaues Emailleschild mit einer weißen Sieben. Die Ziegelstufen waren ausgetreten. Auf der Bank standen zwei Eimer und

ein Paar Holzschuhe, daneben lag die Düse einer Gießkanne. In der angelehnten Tür tauchte der Kopf eines weißen Käschens auf.

„Miezemieze“, lockte Heinz und bückte sich. Ein kleines Mädchen mit einer langen Küchenschürze kam aus dem Flur und nahm die Käse in den Arm. Heinz suchte nach einer Ähnlichkeit mit Willi.

„Das ist keine Käse, das ist unser Peter“, sagte die Kleine und drückte das Eier an sich. „Mieze haben wir geschlachtet.“

„Geschlachtet?“

„Im letzten Winter. Die war schon so fett. Ich hab aber nicht mit davon gegessen.“

„Sag mal, ist dein Papa zu Haus?“

Das Mädchen sah ihn groß an.

„Wohnt hier nicht Herr Klenner, Willi Klenner?“

Das Mädchen setzte die Käse ab, ohne den Fremden aus dem Auge zu lassen. Dann zeigte es die Straße hinauf: „Da, wo die Laube steht.“

Die Fenster der Laube waren ausgehängt. Über dem Gartentisch lag eine geblümete Decke. Der Stamm des Apfelbaumes war frisch geweißt. Um den Vorgarten lief ein Drahtzaun. A. Klenner las er an der Haustür. Als niemand öffnete, drückte Heinz auf die Klinke. Im Flur stand ein Kinderwagen. An der Spiegelgarderobe hingen eine Imkerhaube und ein Klammerbeutel.

Heinz räusperte sich und piffte dann die drei Töne, das Signal, an dem sie sich damals bei ihren heimlichen Treffen erkannten. Es blieb still im Haus. Heinz

wollte sich schon wieder zur Tür wenden, als ein leises Kinderweinen aus dem Zimmer kam. Er klinkte auf. Die Küche war leer. Er ging auf die nächste Tür zu und klopfte. Die Stube war dunkel. Vor dem Fenster hing eine Steppdecke.

„Leise doch, leise“, kam es aus einer Ecke des Zimmers. Jemand stand gebeugt über dem Kinderbett.

Heinz trat zurück und wartete in der Küche. Auf dem Tisch lag Bettwäsche. Der Kissenbezug war mit Spitzen besetzt. Auf dem Fensterkreuz saß ein Wellensittich und begann zu schimpfen.

„Still, Hans.“

Die Stimme kam aus dem dunklen Zimmer. Heinz drehte sich um. Ein großes blondes Mädchen stand auf der Schwelle und zog hinter sich die Tür ins Schloß. Heinz fing den fremden Blick ihrer großen schwarzen Augen auf, die ihn unfreundlich musterten. Über dem breiten Nasensattel lag eine drohende Falte, die ihn an Willi erinnerte.

Der Wellensittich flatterte jetzt in die Gardine und schwatzte noch lauter. Das Mädchen streckte den Zeigefinger aus und trug den Vogel ins Bauer. Der Sittich spreizte die Federn, als ihm die Blonde über den Schnabel strich. Sie schloß das Gittertürchen. Der Vogel blieb ruhig.

„Sind Sie von der Kasse?“ Sie trat zum Tisch und schlug die Kinderwäsche zusammen. Das Spitzenkissen legte sie in den Schub des Küchentisches. Die Falte war von ihrer Stirn verschwunden. Den Besucher hielt sie noch immer mit ihren schwarzen Augen fest.

„Willi kommt Sonnabend erst um halb zwei. Am Ofen arbeiten sie länger.“ Sie band ihre Schürze ab. Zwischen den blanken Zähnen hielt sie die Sicherheitsnadel. Die Schürze legte sie über die Wäsche. Auf einer billigen Stickerie über dem Plüschsofa steckte sie die Nadel fest.

„Ich komme heute nachmittag noch mal vorbei“, sagte Heinz. „Wenn Sie von mir grüßen wollen . . .“

„Vielleicht schreiben Sie es auf. Ich komme vor morgen nicht wieder.“

Heinz zog einen leeren Umschlag aus seiner Tasche und schrieb. „Sind Sie nicht Frau Kleenner?“

Sie stand im Fenster und schüttelte den Kopf. Heinz überlas seine Zeilen. Er sah, wie sie ihre Arme über den Nacken zusammenschlug und die Haare ordnete. Am Fensterkreuz hing ein Spiegel. Sie hob den Kopf, und in dem Spiegel sah er ihren Halsauschnitt. Das helle Kleid spannte sich über ihren festen Schultern und übertrieb die neugierige Bewegung der Brüste. Sie beugte sich tiefer. Als sie im Spiegel seinen Augen begegnete, ließ sie die Hände sinken und richtete sich auf.

„Genau weiß ich es nicht, ob ich heute nachmittag kommen kann“, sagte Heinz.

Sie nahm den Zettel und las.

Heinz erklärte. „Wir haben als Jungs viel zusammen gespielt. Wie geht es ihm denn?“

Sie holte einen Stuhl vom Herd und stellte ihn mitten in die Küche. „Vielleicht wollen Sie ein bißchen warten? Er muß ja bald kommen.“

Sie stand mit dem Rücken gegen das Fenster, das auf die leuchtende Ziegelwand des Nachbarhauses ging. Ihr Gesicht lag im Schatten. Heinz suchte ihre Augen. Er sah ihre hohen Schultern und spürte das dunkle Feuer, das ihn aus ihren Blicken verfolgte. Er mußte nichts zu sagen, und ihm war, als liefen die eiligen Pendelschläge der Küchenuhr immer schneller und lauter. Wieder schwastete der Sittich, und Heinz sah erleichtert zum Käfig hinauf.

Sie ging zum Bauer und klopfte behutsam gegen die Stäbe. „Wir mögen ihn alle gern, wenn er nur nicht so viel Krach machen wollte.“

Heinz trat neben sie. Sie hielt ihre ausgearbeitete Hand gegen das Gitter. Heinz folgte der selbstbewußten Linie ihres Armes bis zum Nacken. Sie wandte ihm den Kopf zu. „Warum sagen Sie gar nichts?“

Er konnte nicht anders, mit der Rechten zog er ihren Arm an sich, die andere Hand legte er um ihre Schulter. Als sie sich widersetzte, schloß er sie noch fester in seine Arme.

„Was soll das, so lassen Sie mich doch.“

Ihre Augen suchte er. Der Wellensittich setzte zu einem drohenden Gschwätz an. Das Mädchen wollte ihn mit der Schulter von sich stoßen. Als er ihre vollen Lippen fand, wehrte sie sich nicht mehr. Er gab ihre Gelenke frei und legte beide Hände um ihren Hals.

Die Uhr fing plötzlich an zu schnarren, und sie sah sich erschrocken um. Es war ein Uhr, aber die blecherne Stundenschläge tönten unaufhaltsam.

„Mein Gott, ich muß ja gehen“, seufzte sie und trat zum Spiegel.

„Wenn du morgen hier bist, werde ich auch kommen“, sagte er.

„Wie heißen Sie denn weiter? Auf dem Zettel steht bloß Heinz.“

„Sillack. Hat Ihnen Willi nie von mir erzählt?“

„Sillack?“ Sie sah ihn ungläubig an.

„Ist denn da was dabei?“

„Nein, gar nichts“, antwortete sie nach einer Weile, und als sie schon in der Thür stand: „Gehen Sie lieber allein vorweg, ich muß noch nach dem Kleinen sehen.“

Er wollte auf sie warten, aber sie schüttelte nur den Kopf. „Das geht nicht, Sie können mich auf der Straße nicht begleiten. Nein, das geht nicht, Sie werden es schon noch verstehen. Gehen Sie jetzt bitte, der Kleine ist wieder wach geworden.“

Ehe er antworten konnte, verschwand sie in dem dunklen Zimmer. Leise schloß sich die Thür. Vor dem Fenster Spiegel zog er sich den Schlipß gerade und strich das Haar aus der Stirn. Dann ging er. Der Onkel erwartete ihn.

VII

Der pensionierte Rektor Walter Abel stammte aus einer alten Glasmacherfamilie.

Im Jahre 1873 erfuhr Anton Abel von dem guten Verdienst, den die neue Hütte in Lauterbach versprach. Er verließ Warmbrunn und zog mit seiner Frau,

beiden Söhnen, dem Gesellen und einem Gehilfen nach der Laufsitz. Die Wege waren vom Frühjahrsregen aufgeweicht, so daß die Fahrt vier Tage dauerte. Die Familie reiste im eigenen Wagen. Der Glasmacher war sehr stolz auf das Kutschpferdel, mit dem er in schlechten Zeiten über die Dörfer auf Handel fuhr. Gab es in der Hütte keine Arbeit, so besuchte er auf eigene Rechnung die Bauern und brachte ihnen das Glas ins Haus. Dieses unstete Leben war er satt. Der Glashandel hatte unter dem Kriege gelitten. Anton Übel sah sich schon lange nach einer neuen Hütte um. Er hatte gut zurückgelegt und suchte jetzt den festen Platz, der einem geschickten Glasmacher Arbeit über das ganze Jahr gab.

In Warmbrunn wußte niemand, wo Lauterbach lag. Dagegen sprach jeder Glasmacher von dem reichen Schlichting. Er wollte von seinen Dollars in Lauterbach einen Ofen bauen, wie man ihn bisher noch nirgends gesehen hatte. Natürlich brachte Schlichting das Geld aus Amerika, und sogar die Hüttenmeister erregten sich bei dem Gedanken, daß man drüben als gewöhnlicher Kelchmacher reich werden konnte. Schlichting war sogar sagenhaft reich. In Lauterbach baute er an drei Hütten zur gleichen Zeit. So erzählte man wenigstens.

Anton Übel gab nicht viel auf diese Geschichten. Seit vierzig Jahren blies er seine Becher und wußte, was hinter dem Ofen gesponnen wurde. Zumal, wenn es keine Arbeit gab und der Winter, wie in diesem Jahre, kein Ende nehmen wollte. Mißtrauisch hörte er sich

die Reden vom reichen Schlichting an und vertraute im stillen auf die alte Erfahrung, daß wenigstens etwas Wahres daran sein müsse. Der Schnee war kaum geschmolzen, als Meister Übel sein Werkzeug packte und das Kutschpferdel vor den hochbeladenen Planwagen spannte. Die Männer aus der Hütte sahen ihm lange nach: Der „damische Ibel“ hatte sie nur ausgelacht, und jetzt war er der erste, der nach diesem Zauterbach fuhr. Es wird alles nur Rederei sein, mit dieser plötzlichen Einsicht hielten sie sich schadlos.

„Nichts wie Rederei“, sagte sich der damische Ibel, als er vor sich das verschlafene Dorf sah, das knapp dreißig Häuschen zählte. Es entging seinem Auge nicht, daß man hier mit Holz baute, schmucklose, schwarze Blockhütten. Ein schönes Hungerland, stellte er fest. Zwischen den verstreuten Häusern lag die Kirche, nicht viel größer als eine Scheune. Neben dem weißgetünchten Bau stand ein Holzschuppen, der ausah wie ein riesiges Schilderhaus. Das war der Glockenstuhl. Weiter hatte es also die Gemeinde Zauterbach nicht gebracht. Die Häuser lagen in einer flachen Senke. In geflickten Streifen stiegen die Felder bis zum Rande des Waldes, der die dörfliche Insel zu allen Seiten einschloß.

Wald gibt es hier jedenfalls genug, und das ist schließlich die Hauptsache, tröstete sich Anton Übel. Daß auch der Sand gut war, wußte der Glasmacher seit einer halben Stunde. Der Wagen war stecken geblieben. Die Räder hatten sich festgemahlen, und der Braune schaffte es nicht mehr.

Als Anton Abel fünfzehn Jahre später am Tage der Heiligen Drei Könige an einer Lungenentzündung starb, standen schon acht Hütten, und die Ofen hatten weite Eichtungen in die Wälder gefressen. Achtzehnhundert Mann standen in Arbeit. Tiefe Sandgruben zogen sich um den Ort. Täglich gingen die Fuhrkolonnen mit rheinischem Tafelglas hinaus, mit Lampen und Bechern, mit Zylindern für Gas und Petroleum.

Franz, der Älteste, übernahm die väterliche Werkstelle. Der Zweite kaufte sich eigenes Arbeitszeug und wanderte nach Warmbrunn zurück. Walter war sechzehn Jahre alt, als der Vater starb. Lehrer wollte er werden. Zwölfhundert Mark und ein schuldenfreies Häuschen hatte der Glasmacher hinterlassen. Die Witwe lebte sparsam, die beiden Gesellen des Vaters blieben zur Miete bei ihr wohnen. Lehrer studieren, das war jetzt zu teuer. Die Mutter gab ihn zu dem ältesten Sohne in die Hütte. Walter wartete auf das Wunder, das ihn von dieser Arbeit befreien würde.

Das Wunder blieb aus, dafür bewies Walter eigenhändig, wie wenig er für die Hütte taugte. Drei Tage war es gut gegangen. Dann kam er schon um zehn Uhr nach Haus, und die Mutter sah sein verheultes Gesicht. Walter ging stumm an ihr vorbei und verschloß sich in seinem Zimmer. Vom Boden holte er seinen Schulranzen, den er schon lange nicht mehr trug. In seiner Kammer legte er die Mappe auf den Boden, nahm den blauen Anzug vom Bügel, zog das Gesangbuch aus dem Regal und wollte nun packen. Als die Mutter hinter ihn trat, sah er sich nicht mal um.

„Ich gehe“, erklärte er.

„Ja, wohin denn?“

Darüber hatte Walter noch gar nicht nachgedacht. Wohin nur? Er senkte seinen Kopf, und als er die erste Träne unter dem Auge spürte, fing er laut an zu schluchzen.

Franz hatte ihm eine Ohrfeige gegeben, vor den anderen Jungs, die durchweg jünger waren als er. Nach dieser Demütigung stieß er mit dem Anfaßeisen nach dem Bruder. Als sich Franz drohend erhob, riß er plötzlich aus. So viel wußte er, daß ihm die Bewegung mit dem Eisen noch mehr Ohrfeigen einbringen würde.

„Zum Lehrer werde ich gehen“, sagte Walter. „Er wird mir Geld geben, damit ich auf die Präparandie gehen kann.“

Er bekam keine Schläge. Die Mutter sprach lange hinter der Küchentür mit Franz, und dann stand es fest, daß Walter Lehrer werden durfte.

Mit zweiundzwanzig Jahren erhielt er die Stelle in Jeschkendorf, anderthalb Stunden Weg hinter Lauterbach. Durch das Dorf lief die Bauzener Landstraße. Im letzten Haus wohnte der Schmied. Walter nahm sich bei dem alten Tillack ein Zimmer. Der jüngste Sohn Erich war gerade nach Lauterbach zu einem Eisenhändler in die Lehre gegangen. Als die Frau des Schmiedes starb, schrieb Walter an seine Schwester. Sie kam nach Jeschkendorf. Walter zog in die Schule, und Marie Abel führte ihm die Wirtschaft. Am sech-

zigsten Geburtstag des Schmiedes lernte Maria ihren zukünftigen Mann kennen. Erich Tillack kam aus Lauterbach, wo er inzwischen mit Alfons Baumann die Eisenhandlung E. J. Tillmann eröffnet hatte. Erich fuhr im eigenen Landauer vor. Zu Weihnachten heiratete er Maria Übel, und Walter wirtschaftete nun allein. Nach drei Jahren wurde er nach Lauterbach versetzt, und er kam gerade zurecht, um von seiner Schwester Abschied zu nehmen, die acht Tage nach der Geburt eines Mädchens starb.

Heinz Tillack ritt fröhend auf dem neuen Schaukelpferde, während seine Mutter begraben wurde. Vierzehn Tage später fehlten an dem Holztier beide Ohren, und als er den Schwanz ausriß, brüllte er so ernsthaft, daß der Vater aus dem Geschäft in sein Zimmer kommen mußte. Der Vater strich ihm über den Kopf, und als der Knirps nicht aufhörte, drohte er mit dem Finger. Heinz verfolgte mit großen Augen die Handbewegung seines Vaters und vergaß das Heulen. Dann sah er ängstlich auf das Korbett, das am Fenster stand. Der Korb war leer, auch die Kissen fehlten, und Heinz blickte seinen Vater groß an. Der Vater strich ihm wieder über den Kopf und ging hinaus. Als das Mädchen kam, zeigte Heinz auf das Kinderbett und sagte: „Dada?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Das ist fort. Dada kommt nicht wieder.“ Das Korbett wurde aus dem Zimmer getragen, und Heinz konnte jetzt mit seinen Bauklößern wieder an dem freien Platz spielen.

Heinz sah fremde Gesichter. Bald war es eine Anna, bald eine Emma, die ihm in die Höschen half und den großen Schwamm in sein Gesicht drückte.

„Der Junge ist jetzt drei Jahre alt und spricht noch kein Wort“, sagte Walter Übel eines Tages zu dem jungen Witwer. „Du brauchst einen Menschen, der sich ständig um das Kind kümmert.“

„Mit der Erna geht es ja jetzt“, meinte Erich Tillack.

„Das genügt nicht. Ich bekomme da eben einen Brief von meiner Nichte aus Johannistal . . .“

Die Nichte blieb acht Jahre bei dem Kaufmann Tillack. Dann heiratete sie einen Apotheker und zog nach Berlin. Wieder kam der Onkel Walter, wieder brachte er einen Brief, diesmal von der Nichte Anita aus Warmbrunn.

Als Anita nach Lauterbach kam, war sie gerade zwanzig, acht Jahre älter als Heinz. Frieden nannte man die anderthalb Jahre, die seit dem Weltkrieg vergangen waren. Ein Finanzamt, eine Sparkasse, eine Realschule, ein Amtsgericht, eine Zeitung, drei Hotels, vier Juweliere und zweiunddreißig Kneipen gab es jetzt in Lauterbach, dazu eine öffentliche Badestube mit vier Wannen. Der Ort zählte 16 856 Einwohner und war zur Stadt erhoben worden. Vor den Laderampen füllten sich die Waggons mit Glühbirnen, Kristallschalen, Reagensgläsern, Kömern, Schnapsgläsern, Wasserbechern, Sektgläsern, Kathedralenfenstern und Bierseideln. Die Züge brachten das Glas durchs Reich, auf Schiffen ging es nach Übersee.

VIII

Der Onkel redete so lange auf ihn ein, bis er zusagte.

„Was liegt dir denn daran, wenn ich gleich am ersten Abend ausgestellt werde?“, fragte Heinz.

„Ich habe schon meine Gründe. Außerdem, Anita hat den Abend eigentlich für dich angesetzt. Du wirst da eine Menge Leute kennenlernen, dann bist du gleich mehr zu Haus bei uns.“

„Na schön, dann will ich ihr vorher wenigstens schnell noch guten Tag sagen.“

Der Onkel klopfte ihm auf die Schulter. Bis zum Bahnübergang hatten sie denselben Weg. Dann bog Heinz rechts ab und stieg zum Wald hinauf. In einer schmalen Lichtung an der Oswaldpromenade lag die Villa von Georg Leuschner, dem leitenden Direktor der Vereinigten Lauterbacher Werke. Der Park war durch eine hohe Mauer gegen die Akazienallee abgeschlossen. Vor der Ausfahrt hielt ein Eiswagen und ein schwarzes Sportkabriolett. Der Kutscher kam aus dem Torweg, über der Schulter trug er einen Lederschurz. Heinz schlug den Fahrweg ein, der an der Garage vorbei zum Kücheneingang führt. Aus dem offenen Fenster kam die Stimme seiner Kusine. Sie sprach in der Küche. Er wollte eintreten, dann blieb er jedoch stehen.

„. . . und zwar fristlos. Heute abend bleiben Sie natürlich noch hier. Servieren wird Elsbeth. Sie hel-

fen der Kochfrau und verlassen mir nicht die Küche. An der Garderobe bei den Gästen haben Sie nichts zu suchen. Und morgen früh bringt Ihnen Miehle die Sachen."

Man hörte Geschirrkloppern, eine Schranktür quietschte. „Die Wäsche kommt mir selbstverständlich nicht wieder ins Haus. Ich habe keine Lust, daß meine Kinder womöglich . . . Vorher rechnen Sie noch ab, was Sie beim Fleischer und in der Wäscherei ausgegeben haben. Den Schlüssel zu Ihrer Kammer . . ."

Heinz ging wieder zurück. Von dieser Seite kannte er Anita sehr gut. Schon damals sprang sie mit den Dienstboten um, daß ihr niemand zu widersprechen wagte. Im Hause hatte Vater nicht mehr viel zu sagen. Als sie aber die Lehrlinge aus dem Geschäft einholen ließ, bekam sie Krach mit Vater, und er mußte ein Laufmädchen für den Haushalt nehmen. „Anita braucht einen Mann." Der Vater hatte damals über ihre Herrschsucht gelacht. Nun war sie mit Georg Leuschner verheiratet. Offenbar hatte sich nichts geändert.

Mit schwarzen und weißen Steinen waren die Kieswege ausgelegt. Es knirschte unter seinen Füßen. Heinz lief auf die Oswaldpromenade zurück, dann trat er durch die Gartentür in den Park. Der Weg führte um die alte Rotbuche. Auf den Verandastufen stand eine weiße Siebkanne. Die Fenster der Veranda waren herabgelassen. Heinz pfliff, während er sich die Füße abtrat. Aus der Kakteenecke kam ein Geräusch. Eine Zeitung wurde umgeblättert, der Korbsessel knisterte.

Hinter der Zeitung tauchte das Gesicht Martin Höfners auf, den Heinz von Berlin her flüchtig kannte. Höfner saß im Sporthemd. Ehe er Heinz die Hand reichte, zog er sich die weiße Leinenjacke über. Einen Sessel schob er heran, dann ging er in das Eckzimmer und kam mit dem Tauchzeug zurück.

„Sie rauchen, wie ich mich erinnere.“ Höfner bot ihm die Zigaretten an. Einen breiten Goldreifen trug er an dem rechten Mittelfinger mit einem schwarzen Stein, der wie ein Dach das ganze Fingerglied bedeckte. Die Finger waren kurz und dick. Unwillkürlich sah Heinz auf die Glase des anderen, der tief in seinem Sessel saß und sich über den Zigarrenabschneider beugte. Über den Ohren sträubten sich zwei volle Haarbüschel, die nach hinten lagen und dem beweglichen Gesicht Höfners einen faunischen Zug gaben. Über den neugierigen Augenbrauen und der kurzen Stirn spannte sich der kahle Schädel, und Heinz sah, daß die Glase grau und unsauber war. Höfner wußte nicht recht, wo er seine Arme lassen sollte. Beim Gespräch fuhr er sich gern über die Glase, und bisweilen faltete er beide Hände über dem Kopf. Hemd, Jacke und Hose waren schneeweiß, auf der rechten Wange hatte er einen Lebersfleck, auf dem zwei schwarze Haare saßen.

Heinz hörte zu. Der andere sprach unaufhaltsam. Seine Augen fanden keine Ruhe. Sobald Heinz den Kopf hob, wick der andere seinem Blick aus.

„Ja, Herr Tillack, nun sind es schon vier Jahre, daß ich hier die künstlerische Leitung habe. Die Arbeit ist schön. Sie müssen mich mal im Laboratorium be-

suchen, aber dieses Nest . . Ein Leben wie in den Kolonien. Jeder kommt her, um schnell zu Gelde zu gelangen und noch rascher wieder abzuhaufen. Man soll die Leute nach Lauterbach schicken, die auf unsere Kolonien brennen, hier haben sie alles. Um acht abends ist die Stadt tot. Da, hören Sie den D-Zug?"

Höfner hielt an. Seine Zigarre war ausgegangen. Heinz lehnte sich an die Brüstung. Im Ausschnitt zwischen der Rotbuche und einer Edeltanne lag die Stadt, die ziegelrot unter den Strahlen der späten Nachmittagssonne glänzte. Hinter der Oswaldpromenade türmten sich die Holzstapel des gräßlichen Sägewerkes. Die Bretterschuppen lagen schützend vor den Glaserhäuschen, deren Dächer sich bis zu den Hütten hinabdrängten. Der Schornstein trug eine bewegungslose Dampffahne. Hinter den Werken stiegen die Häuser bis zum Kiefernwald, aus dem die Masten der Überlandleitung wuchsen.

Mitten durch Lauterbach lief die Bahn. Wie ein Reißverschluss zerlegte das Gleisband den Stadtkörper und nähte die beiden Hälften wieder zusammen. Das Gesicht anderer Städte wurde durch einen Berg, einen See, einen Dom oder eine Brücke bestimmt. Lauterbach lag an der Bahn. Es gab keinen Fluß, in dem sich die Schornsteine spiegelten, und die Hüttenstadt verschenkte ihren Anblick weder einem Aussichtsturm noch einer Berghöhe. Lauterbach lag an der Bahn. Die Herzader der Stadt war das Gleis. Die Schienen hatten das verschlafene Walddorf zu einer Industriestadt erweckt, sie gaben ihr den Atem und das Gesicht.

Ein gleichmäßig helles Brausen näherte sich und erfüllte die Stadt. Es klang hohl, als der Zug zwischen den Lagerhäusern hindurchfuhr. Das Geräusch wanderte und ging hinter der Brauerei in ein hohes Säusen über, wurde dünner und verlor sich schließlich.

Höfner zeigte mit dem Daumen über die Schulter. „Der Bäderzug, wie sie ihn hier nennen. Berlin-Hirschberg. Fährt natürlich durch in Lauterbach. Ja, Berlin . . ., steht die Gedächtniskirche noch?“

Anita hatte sich kaum verändert. Um die schmalen Rippen lag noch immer ein müder Zug, der sich aber verlor, sobald sie sprach. Das dunkle Haar fiel in einem losen Knoten über den Nacken. Die langen, grauen Hosen wurden in der Hüfte von einem weißrot gestreiften Gürtel gehalten. Unter dem Kragen des Polohemdes trug sie eine Kette aus rohen Holzkugeln.

„Danke, Georg geht es gut. Er ist heute zur Sitzung in Breslau und wollte eigentlich bis Sonntag bleiben. Vorhin hat er angerufen, er ist heute abend wieder zurück. Du weißt ja, Georg macht sich ganz kaputt mit seiner Arbeit. Ich habe die Sorge mit den Ören und mit dem Haus, das nimmt mir keiner ab. Wenn nicht Herr Höfner manchmal rüber käme . . ., er arbeitet gerade an dem Kasperletheater für Klaus, du wirst es heute abend sehen. Ja, so leben wir hier, man wird alt und . . . Nein, nein, es ist schon so. Georg merkt ja von all dem nichts. Jetzt erst wieder den Ärger mit dem Mädchen.“

„Haben Sie mit Hanna gesprochen?“, fragte Martin Höfner.

„Natürlich, ich kann das doch nicht einfach durchgehen lassen. Sie war so frech, daß sie nicht mal geleugnet hat. Denk dir, Heinz, mittag such ich das handgewebte Tisch Tuch von Großmutter aus Warmbrunn, weil ich doch heute abend das Meißner Service in Gebrauch nehmen will, und da merk ich, daß in dem Wäscheschrank gekramt worden ist. Und wirklich fehlt ein Bettbezug von den Kindersachen. Ich weiß doch genau, daß wir bei Klaus noch vier Bezüge für das Kinderbett hatten. Elsbeth habe ich schon zehn Jahre, solange ich mit Georg verheiratet bin. Die kam also gar nicht in Frage. Hanna hat es so gut bei mir gehabt, aber das kommt davon, wenn man das Personal verwöhnt. Sie wollte mir irgendein Märchen erzählen, von ihrer Schwester und so, und daß sie es wiederbringen wollte. Das kennt man schon. Morgen bin ich sie los. Ja, Heinz, diese Sorgen kennt ihr Junggesellen nicht. Du wohnst doch bei Onkel Walter?“

Heinz nickte. „Ich muß mich beeilen. Mein Koffer ist noch auf der Bahn.“

Er wollte aufstehen, aber Anita hielt ihn zurück. Sie drückte auf die Klingel. „Bitte bleib, danach werde ich Hanna schicken. Mir ist ganz lieb, wenn sie jetzt nicht im Hause ist. Elsbeth ist fort, Miehle auch . . Ich will nämlich oben in Hannas Kammer nachsehen. Du verstehst, wenn sie morgen ihren Korb mitnimmt, besser ist besser.“

Anita sprach über ihn hinweg, das Mädchen stand hinter ihm. „Hanna, Sie holen gleich mal den Koffer von Herrn Zillack von der Bahn und tragen ihn in

die Wohnung von Herrn Rektor Abel. Bei dem Salat kann Ihnen dann Elisabeth helfen. Heinz, gib doch mal den Gepäckschein."

Martin Höfner las wieder in der Zeitung. Anita schenkte Kaffee ein. Während sie von der neuen Schwimmbahn erzählte, blätterte Heinz in seiner Brieftasche. Den hellgrünen Schein faltete er mit der linken Hand auseinander, dann drehte er sich auf dem Stuhl zurück. Erst sah er nur die schwarzen Knöpfschuhe, dann die stumpfen Fingernägel, die nach dem Schein langten, und erst als er aufblickte, erkannte er das Mädchen wieder, das er noch vor wenigen Stunden in den Armen gehalten hatte. Ihre Augen sah er nicht. Sie wandte sich wieder ab und ging auf die Tür zu.

„Hanna!“, rief jetzt Anita.

Das Mädchen drehte sich um, ohne das Gesicht zu heben.

„Bringen Sie von Köffler die Drangenkonsfitüre mit, die blaue Krufe zu zweifsechzig. Haben Sie verstanden?“

Heinz beugte sich über seine Tasse und rührte den Zucker um.

„Habt Ihr Worte? Gestern noch freundlich wie eine Katze, und jetzt kann sie nicht mal mehr antworten. Das ist was Rechtes, wenn mein Schwager jemand empfiehlt.“

Martin Höfner sah von der Zeitung auf. „Durch den Notar haben Sie das Mädchen?“

Anita rieb sich das Auge. „Mein Gott, ich seh ja gar nichts. Ein, gib . . . geben Sie mir doch schnell mal Ihren Spiegel.“

Sie hielt ihr Auge zu und langte mit der freien Hand zu Höfner, der einen runden Spiegel über den Tisch reichte. Während Anita ihr Auge untersuchte, las Tin auf der Rückseite des Spiegels: „Gütermanns Schappe-Nähseiden sind die besten.“

Er schenkte sich die zweite Tasse Kaffee ein. Hanna hatte keine Strümpfe getragen, der Rock reichte knapp bis an die Kniekehlen. Über die Hüften spannte sich der Schürzengürtel. Er erinnerte sich, daß ihre Hüften sehr hoch lagen. Kein Wort hatte er zu ihrer Verteidigung gefunden. Darum also lehnte sie heute mittag seine Begleitung ab. Weil sie der „Dienstbolzen“ seiner Kusine war. Hanna hieß sie. Hanna war gesund. Bei Anita stahlen alle Mädchen, das wußte er schon von früher. Mindestens aber hatten sie einen Schatz, der Nacht für Nacht in der Speisekammer lebte. Einen Schatz, ob Hanna . .

„Endlich, so eine Mücke!“ Anita gab den Spiegel zurück, und Höfner fragte, ob sie das Auge nicht lieber fühlen wollte.

Heinz nahm sich Apfelfuchen. „War diese Hanna . .“

„Ach so, der Kurt“, fiel ihm Anita ins Wort. „Mein Schwager hat da wohl eine Schwäche für eine kleine Verkäuferin. Na ja, schließlich ist er ja Junggeselle, und ganz Lauterbach weiß seit Jahren davon. Sie sieht übrigens wirklich ganz hübsch aus. Deren Schwester hat er mir also empfohlen. So bin ich eben zu der Hanna Klenner gekommen.“

„War das Mädchen denn sonst ordentlich?“

„Gott, was man so ordentlich nennt. Zu den Kindern war sie gut, das will ich nicht abstreiten. An Hansjürgen hat sie einen Narren gefressen. Dem Jungen läßt sie alles durchgehen. Ich werde nicht mehr fertig mit ihm, kein Wunder. Mit seinen neun Jahren kehrt er jetzt so richtig den Flegel heraus. Nächstes Jahr kommt er nach Görlitz aufs Gymnasium, da wird ihm nichts helfen.“

„Ja“, sagte Martin Höfner. Er faltete die Zeitung zusammen und knöpfte sich die Weste zu. „Ja, die Uhr geht auf vier . .“

Heinz erhob sich. „Ich muß auch gehen. Wir sehen uns ja heute abend.“

„Du willst schon gehen?“

Vor der Gartentür fiel Martin Höfner ein, daß er die Zeitung vergessen hatte. „Wenn Hansjürgen sie in die Finger bekommt, bleibt nämlich nichts zurück. Gehen Sie in die Stadt? Nein? Na, dann bis heut abend.“

Martin Höfner ging in den Park zurück. Unter seinen Schritten knirschte der Kies.

IX

Hanna war die Jüngste von den Klenners.

Als die Eltern vor fünf Jahren starben, an einem Septembertage der Vater und zwei Monate drauf die Mutter, zog Willi, der Älteste, mit seiner Frau und den beiden Mädchen in die elterliche Wohnung. Hanna

nahm die sechsjährige Erna mit in ihre Kammer, während Hilde, die jüngere Nichte, weiter bei ihren Eltern schlief. Dem Vater trauerten die Klenners nicht lange nach. Früher war er Schürer gewesen, und als er sich dann dem Trunke ergab, nahm man ihn nur noch als Kastenträger. Kräftig war der Alte bis in seine letzten Tage. Als Kinder hatten sie alle seine schwielige Hand gespürt, und bisweilen griff er nach dem Ausklopfer oder der Schaufel. Der Alte schlug zu, gleich, was er gerade in der Hand hielt. Er wurde leicht jähzornig, ebenso schnell traten ihm vor Freude oder Kühlung die Tränen in die Augen. Die Kinder blieben noch dann ängstlich, wenn er mit ihnen zu spielen versuchte. Körperlich war der Alte trotz seiner gebückten Haltung ein Riese. Um so leichter verfiel er seinen Stimmungen, und er konnte kein Glas Bier ausschlagen. Verführte ihn niemand, so suchte er sich selbst einen Kumpan. Er brauchte nur in die Kantine oder in die Bälze zu schauen. Einen durstigen Glasmacher traf er jederzeit.

Im Hause trank er nur bei den Familienfeiern. Dazu fand er reichlich Gelegenheit. Kinder und Eltern zählten zusammen zehn Köpfe. Jeder Geburtstag wurde gefeiert. Die Taufen setzten dem Alten mehr zu als die Scherereien, die das Wochenbett der Frau mit sich brachte. Zwei Söhne starben, noch ehe sie laufen lernten. Es blieb dann bei drei Jungs und drei Mädchen. Willi und Hanna waren acht Jahre auseinander. Bei der Konfirmation des Ältesten betrank sich der Vater, bis die Mutter die letzte Kornflasche ins Kinderbett

trug und der schlafenden Hanna unter das Kopfkissen schob. Der Vater tobte. Mutter schickte Willi in die Küche. Später brachte Mutter den Korn wieder hervor, und Willi sah, daß sie geweint hatte.

Die Kinder wuchsen heran und gingen mit dem Vater in die Hütte. Fünf Klennerkinder arbeiteten auf der Achse. Nach der Beerdigung des Vaters gingen sie in den „Grünen Baum“ und bestellten eine große Kanne Kaffee. Ein Seilermeister Klenner setzte sich zu ihnen, und sie sahen den Bruder des Vaters zum ersten Male. Den Schnaps tranken sie höflich aus. Als der Seilermeister zum zweiten Male bestellte, lehnten sie höflich ab. Der fremde Onkel trank allein, während sich die Klenners eine Schüssel mit Pflaumenkuchen bringen ließen. Sie sprachen von Hanna, die bisher in der Feinschleiferei arbeitete. Sie war entlassen worden. Es fehlte an Arbeit. Willi entschied, daß sie vorläufig bei der Mutter bleiben sollte. Marga, die Älteste der drei Mädchen, drehte ihre onduellerten Haare über den Fingern. Ihre Augen hingen an dem Wandspiegel. Mit dem Seilermeister trank sie bunte Eisköre, und als er ihre Sacktasche bewunderte, nannte sie ihn Onkel.

Marga verkaufte im Handschuhlager des Modehauses Meißner und wollte Hanna in der Stadt unterbringen, „wo sie etwas Nichtiges lernen kann“.

„Damit sie auch so eine verrückte Zwiebel wird wie du“, sagte Willi. „Nein, dazu kriegst du Hanna nicht.“

Marga brach sehr bald auf, und der Seilermeister begleitete sie.

Als Hanna zwei Monate später, es war an einem wolkenlosen Novembertage, vom Wochenmarkt nach Haus kam, fand sie die Mutter vor der Bodentreppe. Die Tote hielt noch den Wischlappen in der Hand. Auf halber Treppe stand der Aufwäscheimer. Der Arzt stellte Blutsturz fest, und der Geistliche sprach von dem Segen der Arbeit, die ihren Lohn in sich trägt.

Wieder saßen sie im „Grünen Baum“. Marga schlte, dafür war Hans Jurk mitgekommen, der Mann von Edith, und auch die Schwägerinnen saßen am Tisch. Die Kinder spielten lärmend an dem amerikanischen Billard. Meihum bestellten die Brüder Eagen, jedesmal Korn und Landskronbier. Für die Frauen gab es Halb und Halb mit einem Schnitt.

„Sie hat gerade den Pullover für Hans angefangen“, sagte Edith. „Zu Weihnachten wollte sie fertig sein, weil er doch so hustet.“

„Bis dahin bin ich die Sache los.“ Hans Jurk lachte und trank seinem Schwager Willi zu. Mehr sprach man nicht von der Mutter. Als das Licht eingeschaltet wurde, brachte Hanna die Kinder nach Haus. Der Wirt mußte Radio anstellen, und Paul, der Zweitälteste, trommelte zu den Klängen des Reitermarsches. Die leeren Hände hielt er vor sich, aus den Gelenken schlug er einen langen Wirbel. Schräg flogen die Hände in die Höhe, fielen herab und trommelten in eckiger Behändigkeit weiter. Die beiden Brüder sahen ihm schweigend zu. Vor ihren Augen arbeiteten die Schlegel, und nach jedem Wirbel wippte die Trommel. So waren sie früher nebeneinander in der

Sambourkapelle marschirt. Damals machte sogar der Vater mit, und wenn sie vom Markt kamen und nach einem Umwege an ihrem Hause vorbeizogen, hieß es, die Klennerkapelle kommt.

Im Lautsprecher wurde die Zeit angegeben. Dann kam eine gesezte Stimme mit den Nachrichten.

Willi und Fritz stellten sich jetzt neben Paul auf. Die sechs Hände flogen im gleichen Rhythmus. Saktfest hoben und senkten sich ihre Arme. Der Ansager brach ab, und man hörte nur das gedämpfte Tam-Tam von Willi. Die Augen der Brüder glänzten. Sie berauschten sich an dem stummen Lärm, den sie mit ihren Händen schlugen. Alle drei und auch die Frauen sahen das Laubensfenster. Wieder winkte die Mutter, und die Jungs zogen trommelnd an ihr vorüber.

Hanna kam zurück und blieb in der Tür stehen. Hans Jurk stellte sich vor die Brüder und schwang mit leeren Händen den Sambourstock. Auf und nieder flog seine Faust, bis ihn ein Hustenanfall packte. Er setzte sich, und Edith klopfte ihn auf den Rücken. Paul und Willi ließen ihre Hände sinken und suchten ihre Biergläser.

Niemand beobachtete, wie Fritz, der jüngste Bruder, sich an die Wand lehnte, zu Boden glitt und nun auf der Diele kauerte. Er hielt den Kopf in den Händen. Sie brachten ihn an den Tisch, aber die Tränen hörten nicht auf zu laufen. Die Gläser blieben halbvoll stehen. Sie brachen auf.

Auf dem Heimwege sagte Willi Klenner zu seiner Frau: „Es war schon eine harte Zeit, für uns alle.“

Schlimm, so viel Kinder. Unsere sollen es besser haben. Und du auch . . ., sie war eine gute Frau."

Hanna ging hinterher. Sie sah, wie ihre Schwägerin Else ihren Arm um den Bruder legte. Sie näherten sich einer Straßenlaterne. Willi und Else waren gleich groß, ihre Achseln berührten sich. Beide Figuren verschmolzen in einem Schatten. Hanna folgte der breiten Silhouette, die vor ihr flog und unter den Füßen der beiden verschwand. Gegen die Scheiben der Laterne flog ein Falter. Der Glühstrumpf sang einen hohen Ton.

Paul Klenner begleitete seinen jüngsten Bruder Fritz bis vor das Haus. Erude blieb die ganze Nacht an dem Bette ihres fiebernden Mannes sitzen, und am Morgen sprach der Arzt von einer Nervenkriese. Fritz Klenner wurde in die Klinik gebracht. Drei Wochen vergingen, bis ihn das Fieber verließ. Am Tage vor der Entlassung besuchte ihn seine Schwester Marga. Sie erzählte von der Stellung, die sie durch den Notar Leuschner, den Schwager von Anita Leuschner, für Hanna besorgt hatte. Ehe sie wieder ging, gab sie Fritz eine Photographie, die sie in ihrem neuen Kostüm darstellte.

Marga Klenner hatte ihre Ferien mit dem Notar in Berlin verbracht. Was sie sah, hielt sie für das große Leben, und alles war ihr so neu, daß sie der Beerdigung fernblieb. Sobald sie zurückkehrte, ließ sie sich vor dem frischen Grabe der Mutter photographieren. Sie trug das Kostüm, das ihr der Notar in Berlin gekauft hatte. Auf dem Bilde sah man auch den neuen

Grabstein. Die Geschwister hatten zusammengelegt. Marga schloß sich aus. Sie legte einen schweren Kranz an das Fußende des Grabes.

Willi verbrannte das Bild. „Pfui Teufel“, sagte er dann. „So eine geschminkte Hure. Na, bei mir kommt sie nicht mehr über die Schwelle.“

Hanna band der kleinen Hilbe die Schleife. „Bielleicht hätte ich es doch noch mal auf der Bärenhütte versuchen sollen. Der Seifert ihre ist auch angenommen worden.“

„Aber nicht in der Schleiferei“, sagte Willi. „Nee, da habe ich schon rungehört. Du mußt schon hin. Ein Glend so was, du gehörst zu uns, in die Fabrik. Da hast du deine feste Zeit, und hinterher kann dir kein Mensch was sagen. Aber so, anderen Leuten die Schuhe putzen . . . Was der Direktor ist, da gibt es nichts dran zu tippen. Aber von dem Alten wirst du nicht viel sehen. Im Hause hast du es nur mit der Frau zu tun.“

„Die Kinder hat ja Elsbeth.“

„Um so schlimmer, den ganzen Tag wischen. Aber laß man. In einem halben Jahre arbeiten wir wieder voll. Dann schmeißt du den Kram hin und kommst zu Semmler schleifen. Die Zeit geht schon rum.“

Else zog das Kaninchen ab. „Und meinst du wirklich, Hanna, daß es mit dem Gutsche nichts wird?“

Ihr Schwager Hans Jurf war der Nefte von Frau Gutsche. Als Hanna in der Hütte arbeitete, kam der alte Gutsche täglich zu ihr in die Feinschleiferei. Der

Meister hatte sie ins Herz geschlossen. Sie merkte bald, daß er seine klugen Pläne verfolgte. Gutsche besaß hinter dem Branntweinssee ein Häuschen. Er hatte wohl auch eine nette Summe auf der Bank. Das Kapital blieb unberührt. Was er mit seiner Frau verbrauchte, verdiente er noch immer in der Hütte. Ihm war es nicht gleichgültig, wer später seinen Besitz erbt. Seine Ehe war kinderlos. Drei Neffen hatte er zur Auswahl. Anton Gutsche dachte an Karl, seinen Patenjungen, der als Buchhalter in der Oberleitung angestellt war. Mit Karl kam er am besten aus. Der Glasmacher wußte genau, daß es mehr auf die Frau als auf den Mann ankam. Auch bei ihm war es die Frau, die auf das Geld achtete. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte er das Geld mit vollen Händen an jeden Menschen verpumpt, der ihn darum bat. Er sah sich also nach einer Frau für seinen Erben um. Hanna kannte er schon, ehe sie laufen lernte. Als Kind brachte sie dem Vater jeden Mittag um zwölf Uhr das Essen in die Hütte. Kaum hatte sie ihm den blauen Emailletopf neben die Heizung gestellt, so lief sie zu Onkel Gutsche und blieb bei ihm, bis um eins die Sirene heulte.

So oft der Meister über die Frau seines Erben nachdachte, sah er Hanna vor sich, und ihm fiel kein anderes Mädchen ein. In Wirklichkeit dachte er überhaupt nicht darüber nach. Selbstverständlich bezog Hanna nach ihm das Haus. Sie war fleißig, anständig, sauber, und als sie in der Schleiferei anfang, war sie schon nach drei Monaten die beste Kugelquetscherin.

Er hielt seine Gedanken sehr geheim, und nicht mal mit seiner Frau sprach er offen darüber. Natürlich wußte sie, warum ihr Anton den Neffen und Hanna stets auf den gleichen Sonntag einlud. Jedesmal zog er seine spitzen Hosen an, die „Russischen“, wie er sie nannte. Der spitze Zuschnitt war einstmals modern, als er noch durch Rußland wanderte, also etwa vor vierzig Jahren. Aber auch die „Russischen“ halfen nichts. Hanna wollte nicht, und Karl Gutsche stellte sich obendrein reichlich dumm an.

„Gut Ding will seine Weile haben“, tröstete sich Anton Gutsche, und schließlich war ja auch noch Oskar unverheiratet, der älteste Neffe. Oskar Gutsche war jedoch Provisor. Der alte Gutsche schimpfte auf alles Pillenzug. Mit dem Ältesten wollte er es daher nur im äußersten Notfall versuchen.

Vorläufig schien Hanna überhaupt keine Lust zum Heiraten zu haben, und das beruhigte ihn. Schließlich war Hanna noch ein junges Ding. Als ihr die Stelle bei Direktor Leuschner angeboten wurde, war Anton Gutsche begeistert. Dort lernte sie sogar, wie ein großes Haus geführt wird. Dort wurde üppig gekocht und so großzügig gelebt wie im alten Rußland, und er wußte selbst am besten, was eine gute Küche für die Ehe bedeutet.

Hanna brauchte dem Karl nur Ja zu sagen, und ihr blieb das Scheuern bei Anita Leuschner erspart. Dann war sie ihrem Bruder nicht mehr im Wege, alles wurde mit einem Male leicht für sie . . . Frau Buchhalter Gutsche. Sie sah die sanften Augen Karls

vor sich, sie erinnerte sich an die Falte in seinem Nacken, an seine umständliche Art, wie er mit spitzen Fingern an dem Füllfederhalter schraubte.

„Der Gutschekarl?“ Hanna schüttelte den Kopf. „Ihr meint es gut, aber fragt mich nicht weiter. Ich mag ihn nicht.“

„Du bist schon ein Kerl“, sagte Willi. Aus dem Korb nahm er eine Erdbeere und steckte sie ihr in den Mund. „Du bist so ein richtiges Klennerstück. Uns kriegen sie nicht so leicht, was Hanna?“

„Red' nicht so viel, halt mir lieber das Messer.“ Else zeigte auf den Stuhl. „Von wegen ihr und schwer zu kriegen. Nachgelaufen bist du mir wie so ein . . .“

„Du hast eben noch bei uns gefehlt“, sagte Willi und zog die Gedärme aus dem Karnickelbauche.

Hanna stopfte ihm eine Erdbeere in den Mund. „Halt den Rand!“

„Schweinschwarzes.“ Willi wischte sich den Erdbeerfaß mit dem Handrücken vom Kinn.

Hanna war neunzehn, als sie die Stellung bei Leuschner antrat. Nach einem halben Jahre arbeitete die Hütte wieder voll. Hanna blieb. Immer wieder schob sie ihre Entscheidung hinaus. Als sie schließlich kündigte, wollte Anita sie nicht gehen lassen. Georg Leuschner redete ihr sogar selbst zu. Seinetwegen hielt sie aus, obwohl sie ihn nur selten sah. Während die Gnädige noch schlief oder im Bade lag, brachte Hanna ihm das Frühstück. Zwei Gedecke legte sie auf. Der Direktor trank seinen Kaffee allein.

Anita Leuschner fuhr oft nach Berlin. Dann kam es vor, daß sich der Direktor nach dem Essen noch eine Stunde in das Herrenzimmer oder auf die Veranda setzte. An diesen Tagen sang Hanna in der Küche und beim Staubwischen. Es gab keinen Menschen im Hause, den sie damit störte. Hansjürgen setzte sie Eierfuchen vor, soviel er vertragen konnte. Der Junge wich den ganzen Tag nicht von ihrer Seite. Auch mit Elisabeth verstand sie sich besser, die sich nur um den vierjährigen Klaus zu kümmern brauchte. Der Direktor fragte Hanna nach ihren Geschwislern und Hansjürgen nach seinen Schulstreichen. Klaus wurde unausstehlich, weil sich nicht mehr alles um ihn drehte. Aber dann kam das Ferngespräch aus Berlin, und sobald die Gnädige aus dem schwarzen Sportwagen des eingebildeten Höfner stieg, erfüllte wieder eine gereizte Beschäftigung das Haus.

„Hanna, haben Sie noch immer nicht den Schlüssel zur Anrichte gefunden? Hanna, lassen Sie alles liegen, Klaus hat das Teel im Sandkasten vergraben.“

Hanna war nicht auf den Klatsch angewiesen, der in der Stadt über Anita Leuschner umging. Sie sah genug. Unterbrochene Gespräche, eingedrückte Kissen, ein vergessenes Taschentuch oder ein böser Blick sagten ihr mehr als das Küchengeflüster, das von den deutlichen Erzählungen Niehlkes genährt wurde. Niehlke war der Chauffeur. Morgens fuhr er den Direktor zum Werk, gelegentlich holte er ihn auch ab. Größere Fahrten unternahm Georg Leuschner in der Bahn. Um so mehr Beschäftigung gab ihm die Gnädige.

Hanna war noch nie bis zum Falkensee gekommen, aber aus Niehlfes Erzählungen kannte sie die Wege des gräßlichen Parkes, und sie wußte genau, daß die Fremdenzimmer der Strandhütte nach der Seeseite lagen.

Georg Leuschner war zehn Jahre älter als seine Frau. Man sah ihm nicht an, daß er bald in die Fünzig ging. Hanna durfte ihm nicht helfen, wenn er den Mantel über seine Schultern warf, und reichte sie ihm den Hut, so dankte er ihr stets mit einem stillen Lächeln aus seinen Augenwinkeln. Sommer und Winter trug er einen steifen schwarzen Hut, den Hanna auch dann bürstete, wenn der Direktor gar nicht ausgegangen war. Erst wenn er den Hut abnahm, und die weißen Schläfen freilagen, glaubte man ihm die achtundvierzig Jahre. Hanna hing an dem gepflegten, schweigsamen Herrn, und eine gesunde weibliche Eitelkeit erfüllte sie, wenn die Brüder und die Schwägerinnen, die alle in den B&W arbeiteten, sie nach dem Direktor fragten. Es waren nicht immer gute Worte, die über „die da oben“ gesagt wurden, und bisweilen taten sie die ganze Oberleitung mit der geläufigen Redensart „die verkrachten Existenzen“ ab. Den Namen von Georg Leuschner jedoch behandelten sie mit einem achtungsvollen Schweigen. Das wollte bei den Glasmachern etwas heißen.

Oft fragte sich Hanna, warum ihr Vater nicht ebenso gewesen war. Bei Georg Leuschner konnte sie sich nicht mal vorstellen, daß er nach dem Feuerhafen griff. Wahrscheinlich wußte er gar nicht mal, wo in seinem

Hause das Schürreisen hing. Gelegentlich sah sie morgens beim Aufräumen an den leeren Flaschen, was die Herren getrunken hatten, und unten im Schreibtisch stand stets eine Löffelglasflasche Sorauer Korn, den die Gnädige vor Miehlfle verschloß. Aber so wie bei Batern, das kam hier nicht vor. Einmal hatte sie sich ausgemalt, wie sich der Direktor mit seinem schwarzen Hut wohl in der Wälze benehmen würde, und ob er sich dann auch von seiner Frau abholen ließ. Aber der Direktor ging eben nicht in die Wälze, und ob Anita ihn in der Kneipe suchen würde? Sie brauchte ja nicht mal an den Freitagen aufzupassen. Überhaupt, für Georg Reuschner gab es gar keinen Freitag, vom Gelde merkte man nichts, und Hanna sah ein, daß ihre Gedanken sehr kindisch waren.

Sie liebte jedoch solch kindische Gedanken. Einmal war sie nahe daran, dem Direktor einen Pflaumenkuchen zu backen. Die Gnädige war mit Elsbeth und den Jungs ins Gebirge gefahren. Von den Konditorleckereien, die Frau Anita täglich aus der Stadt holen ließ, hielt er nicht viel. Hanna wollte einen schlichten Bauernkuchen backen. Sie fand jedoch nicht das Kuchenblech, und später stellte sich heraus, daß Frau Reuschner die Bleche im Blauen Zimmer eingeschlossen hatte. Dort verwahrte sie auch das Tafelsilber. So deckte Hanna an dem Geburtstage wie sonst, zwei weiche Eier, Honig und ein Viertel Lachskehlen. In den schmalen silbernen Kelch stellte sie acht weiße Nelken, die sie tags zuvor selbst aus der Gärtnerei geholt hatte. Hanna wurde rot, als der Direktor während

des Frühstückes nach ihr klingelte. Er fragte jedoch nur nach der Post. Hanna wollte ihn nicht enttäuschen. Er wartete auf den Brief seiner Frau.

„Der Briefbote kommt wohl noch“, sagte Hanna. Sie wußte, daß er schon über die Oswaldpromenade hinaus war. Wie es schien, übersah der Direktor die Nelken. Noch am selben Tage fuhr er nach Berlin, und Hanna trug die Blumen in ihre Kammer. Sie stellte die Vase neben das Bild von Hansjürgen, das ihn in einem Matrosenanzug zeigte.

Stumm ergriff Hanna Partei für Georg Leuschner. Ebenso setzte sie sich für Hansjürgen ein. Anita Leuschner verhöhnte den eigenwilligen Klaus und zog ihn dem älteren Bruder vor. Hansjürgen aber stellte sich laut gegen seine Mutter. Er wußte nicht, warum er weißen Pfeffer auf ihre Puderquaste schüttete, und warum er vom Dach aus mit verrußten Kieselsteinen nach den Rosen warf, die unter ihrem Schlafzimmer blühten. Der Junge entdeckte eine selbstquälerische Freude am Lügen. Anfangs sprach die Mutter von verstocktem Charakter, von lautem Wesen und von beginnenden Flegeljahren, und als nichts mehr half, begann sie zu schlagen. Hansjürgen lief zu Hanna und zeigte ihr seinen Kopf mit den Beulen, die der goldene Drauring seiner Mutter hinterließ. War sie dann allein, so streichelte ihn Hanna. Sie gab ihm von der Speise, die Klaus auf seinem Teller übrig zu lassen pflegte. War Hansjürgen auch mit Schlägen nicht mehr zu bändigen, so wurde Hanna zu Hilfe gerufen. Anita Leuschner beobachtete verbittert, daß der Junge dem

Mädchen wortlos folgte. Lag Hansjürgen im Bett, so beugte sich Hanna über ihn, und Hansjürgen gab ihr einen Kuß. Die Mutter ermahnte Hansjürgen. Sie verbot es Hanna. Seitdem verabschiedeten sie sich jeden Abend heimlich wie zwei Verschworene.

Anita sah sich nach einem anderen Mädchen um. In Hirschberg und in Görlitz ließ sie annonciieren. Die Bewerberinnen verlangten freie Sonntage, sie verbateten sich die weiße Stirnkräuse, oder sie gestanden, daß sie schon einen Schatz in der Stadt hatten. Hanna blieb. Hanna kündigte, aber da rief sie der Direktor in sein Arbeitszimmer. Er fragte sie nach ihren Geschwistern und lobte ihren Bruder Fritz, der die Frauen an der neuen Guillochiermaschine anlernte. Hanna blieb. Vier Jahre waren so vergangen, als die Sache mit dem Kinderbezug kam.

Sie hatte ein gutes Gewissen. Vor Willi und den Geschwistern brauchte sie sich nicht zu schämen. Als sie auf dem Wege zum Bahnhof in die Hindenburgstraße einbog, schritt sie trotzig aus. Vor der „Palme“ standen Fahrräder. Sie waren gegen das Fenstersims gestellt, an die Gliederbäumchen und an die Bordschwelle. Es war Sonnabend, und die Männer nahmen noch schnell einen, che sie zu Muttern fuhren. Der Ventilator trieb Tabakqualm und aufgeregte Männerstimmen auf die Straße.

Bei den Geschwistern war Hanna geborgen, und sie konnte nun wieder in der Schleiferei anfangen. Auf der Achse würde man sie wohl nicht nehmen, nachdem

sie bei Leuschners geflogen war. Aber sie konnte ja in die Bärenhütte gehen oder in die Herrndorfer, obwohl sie dann einen sehr weiten Weg hatte. Um die Zukunft hatte sie keine Sorge. Morgen zog sie zu Willi und Else. Jeden Abend und auch den Sonntag hatte sie wieder frei. Alles war gut. Dennoch ärgerte sie sich, wenn sie an die Begegnung auf der Veranda dachte. Bestimmt hatte Frau Leuschner beim Kaffee von der Sache gesprochen. Was wohl Heinz Tillack von ihr dachte? Sie hatte ihn an der Stimme erkannt, als er die Gnädige auf der Veranda begrüßte. Er sprach wie Direktor Weidner, der aus Berlin stammte. Vielleicht hatte er sogar heute mittag in der Küche den Bezug gesehen. Darüber würde er ja kaum mit seiner Kusine reden. Ob er sich überhaupt daran erinnerte?

Als sie ihn mittags in der Küche traf, hielt sie ihn für den Versicherungsagenten, der gerade erwartet wurde. Der Scheitel war ihm über die Stirn gefallen, und er sah blaß aus wie einer, der sich beim Treppensteigen müde gelaufen hat. Diese Art Vertreter kamen meist von Breslau, und Hanna hielt nicht viel von der großstädtischen Eleganz, mit der sie ihre Geschäfte erledigten.

Daß er den Kleinen im Schlaf störte, brachte sie von vornherein gegen ihn auf. Auch reizte sie die Art, wie er die Zahnputzgläser über dem Ausguß musterte und auf ihre Hände starrte, als sie die Wäsche zusammenlegte. Sie wartete nur, daß er den vielbeschäftigten Geschäftsmann herauskehrte. Eine kräftige Antwort hatte sie bereit, die sie ihm draußen mit auf

den Weg geben wollte. Er sagte aber gar nichts, und das brachte sie noch mehr auf. Warum hielt er sie so eindringlich mit den Augen fest? Dann entdeckte sie die hilflosen Bewegungen seiner Hände, und sie sah, wie er immer wieder nach dem dunkelblauen Schlips griff und den Knoten hochschob. Wie Hansjürgen, fiel ihr plötzlich ein, wenn er seine Hanna braucht und nicht recht mit der Sprache herauswill. „Na, was hast du schon“, ermunterte sie ihn dann, und es war ihr, als müßte sie dem Fremden mit denselben Worten über das linkische Schweigen hinweghelfen. Wie er so vor ihr stand, war ihr die Lage mit einem Male zumachen komisch vorgekommen. Da sie ein Zucken um ihre Mundwinkel spürte, gab sie ihm mit letzter Kraft noch einen bösen Blick und drehte sich zum Spiegel. Während er schrieb, konnte sie in dem runden Glas seinen Kopf und die Schultern sehen. So wirkte er breiter als in der Tür, wo er ihr lang und schmal erschienen war. Sicher trieb er Sport. Vielleicht war auch alles nur Watte. Bestimmt, nichts wie Watte.

Aus der Tasche ragte eine bunte Zeitung. Er war fertig mit Schreiben und richtete sich auf. Sie wußte, daß er jetzt jede Bewegung verfolgte. Der Atem ging ihr schneller, und sie wandte ihm nur darum nicht den Rücken zu, weil ihre Bluse hinten geplatzt war. Was ging sie überhaupt der lange Kerl an – dennoch wurde ihr heiß, als stünde sie über der Platte. Dann waren seine Augen im Spiegel, die nicht mehr hilflos fragten, und wäre das Kleine nicht nebenan gewesen, so hätte sie ihn jetzt hinausgeschleudert. Schöne Jungs, die der

Willi hier ins Haus bringt. Sie wollte seine Blicke loswerden. Gedankenlos überflog sie den Zettel, ohne die zerquetschten kleinen Buchstaben zu verstehen. Erst als der Sittich in die schweigsame Spannung schwatzte, fand sie ihre Fassung wieder. Vor dem Bauer redete sie sich ein, daß sie nicht mal Grund hatte, sich über ihn auch nur zu ärgern. Mochte er kommen, mochte er hinter ihr stehen und ihre nackten Arme mit den Augen einfangen. Mit Kerls wie ihm wurde sie noch lange fertig. Es reizte sie, ihn im Banne ihrer breiten Schultern zu wissen. Immer wieder ließ sie den Wellensittich nach ihrem Finger schnäbeln. Warum sie ihn das tun ließ und nicht mal später gegen ihn aufbrauste, als sie wieder allein war, das begriff sie nicht. Es mußte wohl an diesem verrückten Tage liegen, der alles durcheinander brachte. Als er draußen war, nahm sie wieder den Zettel in die Hand: Heinz Tillack. Dann war er also der große blonde Junge von damals, den ihr Willi oft gezeigt hatte.

Jetzt war natürlich alles vorbei. Die Kusine erzählte ihm nichts Gutes über sie. Und er hatte die Wäsche ja selbst gesehen. Aber was war schon dabei, es war ja nichts zwischen ihnen vorgefallen. Was sollte sie schon verlieren. So dachte Hanna vor und zurück, immer aber sah sie seine Augen, und als sie von der Brücke auf die feurigen Gleise hinabblickte, biß sie sich auf die Lippen.

Aber den Schienen stand die Sonne. Das Schieferdach des Bahnhofs glänzte. Sie legte den Arm auf das kantige Eisengeländer, das sich warm und hart

in ihre Haut preßte. Über dem Ende der Gleisspur stand eine Rauchfahne. Das Wagenband eines Güterzuges schob sich heran. Kinder drängten sich neben ihr. Sie sah den Buchhalter Gutsche, der von der Hindenburgstraße her auf die Brücke einbog. Mit bellenden Dampfstoßen zog die Maschine den Zug durch den Bahnhof. Die Waggonen rollten unter der schmutzigen Rauchfahne. Hanna ging eilig zum Bahnhof. Sie hatte keine Lust, mit dem Buchhalter zu sprechen.

Der Koffer war leicht. Hanna ließ die Hand über das abgestoßene Leder gleiten. Vielleicht brachte er die Liebesbriefe von seinen vielen Flammen mit. Er war ja Maler, und sein Name sollte sogar in der Zeitung gestanden haben. Sicher hatte er viele Mädchen. Er war nicht so ein weicher wie der Gutschkarl. Bestimmt machten sie so viel von sich her wie die Gnädige. Für so eine war er aber entschieden zu schade. Eine Richtige mußte er haben. Aber sie, was sollte er an ihr schon finden. Wenn er wieder wegfuhr, konnte sie ihm nicht mal einen richtigen Brief schreiben. Vielleicht hatte er auch gar keine Briefe in dem Koffer. Bestimmt aber einen Schlafanzug, so einen aus gelber Seide mit roten Schnüren, wie ihn der Direktor mit auf Reisen nahm. Der gelbe würde ihm bestimmt stehen.

Die Gleise leuchteten jetzt in einem durchsichtigen Rot. Der Triebwagen fuhr ein. Es roch nach frischem Malz, der Wind kam von der Brauerei. Plötzlich schlug ihr das Herz bis zum Halse. Drüben tauchte Heinz auf. Im Schutze eines Brotwagens ging sie weiter.

Er konnte sie nicht sehen. Hanna lief immer schneller, damit der Wagen hinter ihr blieb. Die Straße ging bergan. Hanna preßte die Lippen zusammen und sah sich erst um, als die Brücke längst unter den Kronen der Akazien versunken war.

X

Anita Leuschner nahm das Meißner Geschloß aus dem Schrank und setzte die Teller auf den Tisch. Als Martin Höfner eintrat, sah sie sich erschrocken um. „Du bist unvorsichtig, Tin. Er weiß doch bestimmt, daß du zurückgekommen bist.“

Martin Höfner hing die Leinenjacke über den Stuhl. „Heinz? Das ist ja ein Träumer. Völlig ungefährlich. Und wo ich doch täglich bei dir ein und ausgehe . . .“

„Du unterschätzt ihn. Er ist zu jedem Skandal fähig. Du kennst doch die Affäre mit seinem Bilde. Sei schön brav, Tin, und geh jetzt.“

Er zündete sich eine Zigarette an. „Heute abend habe ich wieder nichts von dir. Gerade jetzt schickst du mich fort, wo das ganze Haus leer ist. Was hast du eigentlich, Kindchen?“

„Ich hab es schwer genug, und jetzt quälst du auch noch. Georg wird immer rätselhafter. Er spricht kaum noch ein Wort. Du mußt doch einsehen.“

„Ach, einsehen, immer einsehen. Ich merke doch genug, wie es um dich steht. Hundertmal haben wir uns ausgesprochen. Du selbst sagst, daß du dich nicht mehr gebunden fühlst. Was wartest du also noch? Du

weist, was ich dich gestern vormittag auf dem Tennisplatz gefragt habe. Erst kam Dr. Weidner dazwischen, dann der Balljunge, und schließlich trieb es dich plötzlich heim. Seitdem bist du mir aus dem Wege gegangen. Vorhin bleibst du oben, bis Heinz kam. Und jetzt willst du mich auch wieder auf abend verträsten, wenn uns die halbe Welt im Wege steht."

Anita trat an das Fenster und wog das volle Blatt des Gummibaumes in der Hand. „Ich weiß schon, wonach du mich gefragt hast. Ein neues Leben anfangen, das sagt sich so leicht. Manchmal zweifle ich eben daran, ob es mir jemals anders gehen wird. Wenn ich nun Georg verlasse, und alles, alles wiederkehrt? Bist du denn deiner so sicher?"

Martin Höfner drückte seine Zigarette aus. „Anita, du kennst mich doch nun."

„Georg kannte ich auch."

„Aber Anita, so schau mich doch wenigstens an. Sieh, ich liebe dich doch. Warum lebe ich sonst wohl in diesem entsetzlichen Kaff, wenn nicht . . ."

Sie hob die Achseln und wandte sich wieder ab. „Ja, du liebst mich. Aber manchmal meine ich, als wenn es damit nicht genug ist."

„Anita . . .!"

„Ja, ich weiß, du bist gut zu mir, aber . . . Das allein genügt eben nicht. Georg liebte mich auch, vielleicht, daß er noch jetzt . . . Aber ich spreche ja nicht davon. Nein, Georg hält mich nicht. Nur dieser Gedanke, daß dann alles wieder beginnt, das Schweigen, der Jammer, die verlassenen Stunden, ob nun neben

dir oder neben ihm. Ein, lieber Ein, manchmal möchte ich, daß du mich beschimpfst und davongehst, ohne dich umzusehen. Du hast doch noch ein Leben vor dir, du kannst ja noch aufbauen. Manchmal möchte ich dich retten, vor mir retten, denn ich . . .”

„Anita, wie sprichst du?”

„Nein, laß mich bitte, setz dich, ich muß es dir sagen, dieses eine Mal. Denn . . . ich bin wohl nicht dazu geschaffen, glücklich zu sein. Oder den Menschen neben mir glücklich zu machen. Vergiß nicht, daß mir Georg sehr viel war, sehr viel. Und daß ich vielleicht selbst schuld bin, vom ersten Tage ab. Nein, das kann ich dir nicht erklären, das nicht, und darum wirst du mich vielleicht auch nie richtig verstehen. Auch Georg nicht, darum war ich ja nie ganz glücklich mit ihm.”

„Anita, du quälst dich, warum kommst du davon nicht los?” Er versuchte, sie auf die Augen zu küssen.

Sie drehte den Kopf zur Seite. „Ich komme gleich wieder. Du sollst mich nicht so heulen sehen, entschuldige. Gleich, Ein, warte nur. Nein, laß mich allein gehen.”

Sie konnte es ihm nicht erklären. Er wußte nichts von der ersten Nacht, die sie mit Georg verbrachte. Aber es lag ja noch viel weiter zurück. Mit neunzehn Jahren, als Ernst aus der Gefangenschaft zurückkehrte, nein, noch weiter. Es war in Warmbrunn. Sie trug noch Zöpfe und suchte Waldbl, den schwarzen Dackel. So kam sie auch in die „Nemise“. Das war der Schuppen, in dem früher der Nachbar seine Tisch-

lerei betrieben hatte. Nach seinem Tode wurde die Kemise nicht mehr benutzt. Ein Leiterwagen stand herum, Körbe und ein verrostetes Metallbett, auf dem eine verstaubte Strohmattre lag. Anita erinnerte sich genau, denn in der Matratze versteckten die Nachbar-mädels vor den Jungs ihre Sparpfennige. Als der Vater Hüttenmeister wurde, durfte sie mit den Nachbar-kindern nicht mehr spielen. Die Mutter band ihr eine tellergroße Schleife ins Haar, und sie wurde das Ge-spött der StraÙe.

Als sie auf der Suche nach dem Dackel in die Kemise trat, leise, um den Ausreißer zu überraschen, sah sie zwei Körper auf der Matratze, einen hochgerafften Rock, die losen Zöpfe der „schwarzen Marie“, und das Grauen schlug sie so plötzlich, daß sie nicht den Kopf abwenden und auch nicht zurückgehen konnte.

Zu Haus sagte sie nichts. Sie verschwieg auch, daß der Bäckergefelle mit dem Holzpantoffel nach ihr ge-zielt hatte. Über dreizehn war sie, und bis zu diesem Tage wußte sie noch nichts. Was sie später erfuhr, rief ihr nur die nackten dicken Beine der Marie ins Gedächtnis, und die aufgerissene Matratze. Das sie von der Prinzessin und dem Königssohn, die glücklich wurden, wenn sie nicht darüber starben, so sah sie das rote Gesicht des Gefellen, der mit der einen Hand seine Hosen hielt. Keinen Menschen hatte sie, um ihr Herz auszuschütten, und zur Mutter ging sie schon gar nicht.

Dann wollte sie Ernst hinter dem Schützenhaus nehmen. Eben sprach er noch von seiner Gefangen-

schaft, als er plötzlich verstummte und einen roten Kopf bekam. Dann war alles so gemein, daß sie davonlief. Sie schloß sich zu Haus ein, heulte, und sie war schon neunzehn Jahre. Nach diesem Erlebnis schrieb sie an Onkel Walter, den sie nur von einer Familienphotographie kannte, und so zog sie nach Lauterbach.

Je näher ihr die Männer kamen, um so heftiger stieß Anita sie zurück. Ihr streitbarer Stolz forderte die Verehrer nur noch mehr heraus, und die Enttäuschten rächten sich durch böse Nachreden. Sie galt als „Glittchen“, weil sie weder nächtliche Parkwege noch entlegene Lauben fürchtete, in denen die anderen Mädchen hilflos wurden. Sie spielte mit der Gefahr und suchte den abstoßenden Kitzel, der sie damals in der Kemise erfüllte, und irgendwie hoffte sie wohl auf den richtigen Mann.

Nur einer bedrängte sie nicht und entzog sich höflich ihrer herausfordernden Empfindsamkeit: Georg Leuschner. Als Rittmeister a. D. tauchte er im Tennisclub auf. Je weiter er in den BWV aufrückte, um so stiller wurde er. Anita bot allen Charme auf, um ihm die gediegene Maske vom Gesicht zu reißen, und sie ging mit ihm sogar beim Mondschein baden. Das gab einen Skandal, über den Anita sich nicht zu ärgern brauchte. Das voreilige Gerücht machte sie beide zu einem Paar, und Georg Leuschner heiratete sie.

In der Kirche Wang ließen sie sich trauen, und in Krummhübel übernachteten sie. Georg trug keine Maske. Es war überflüssig, daß er den steifen schwarzen Hut im Schlafzimmer ablegte. Er blieb, wie er

war. Als er sah, wie Anita zitterte, setzte er sich auf den Bettrand und streichelte sie. Er wußte nicht, welches Bild vor ihren Augen stand, und er begriff nicht, daß dieser gefährliche Spuk nur von zwei starken Händen vertrieben werden konnte, von einem Mann. Er streichelte sie, er zog ein Gläseröhrchen mit Kopfschmerzemitteln aus seiner Westentasche, und um ihre Tränen zu stillen, erzählte er ihr aus seiner Schulzeit. Als es hell wurde, zogen sie sich an und liefen über die taufrischen Wiesen, und über der Koppe hing unbeweglich eine verzauberte Wolke.

Es wurde Herbst und wieder Herbst, und dann kam Hansjürgen. Vier Jahre später Klaus.

Eines Tages hieß der künstlerische Leiter Martin Höfner, und er versprach ihr ein neues Leben.

Sin verfolgte sie in Berlin bis in ihr Hotel, und er faßte sie mit harten Händen an. Manchmal glaubte sie, daß sie ihn liebte, und manchmal vergaß sie ihn. Sobald er aber länger als zwei Tage fernblieb, rief sie ihn an, und sie fuhren gemeinsam zum Waldhaus, an den Falkensee oder in die Orangerie des gräflichen Schlosses. Sie verlor ihre Mädchenängste, und wenn ihr das Spukbild aus der Kemise erschien, lächelte sie und zog mit dem Stift die Linien ihrer schmalen Rippen nach. Was war man für ein dummes Mädchen . .

Der Spuk war verflogen, und mit ihm der Zauber. Sin liebte sie, das mochte schon stimmen. Eine Trennung konnte sie sich nicht denken. Mußte sie darum alles verlassen und mit ihm ziehen? Wenn er sie liebte,

dann mußte er auch verzichten können und um ihretwillen in Lauterbach bleiben.

Besser war es, wenn sie ihn jetzt nach Haus schickte. Sie fürchtete seine Nähe und die Macht, die er über sie hatte. Er sollte sie nicht schwach sehen. Sie durfte nicht in seiner Gegenwart weinen, gerade jetzt nicht.

In der Küche badete sie ihre Augen. Nachdenklich puderte sie das Gesicht und ging in das Schlafzimmer zurück.

Er nahm sie wortlos in seine Arme. Anita glitt in den Sessel. Sie wollte ihm widersprechen, aber er gab ihre Lippen nicht frei.

„Nicht hier“, flüsterte sie dann. „Bitte Ein, nicht hier, das Mädchen kommt jeden Augenblick mit den Kindern.“

„Du darfst nicht länger hier bleiben, Anita, du quälst dich zu sehr.“

„Alle quält ihr mich, du, Hansjürgen . . . alle. Wenn ich jemand wirklich brauche, bin ich ja doch allein. Nein, Ein, laß mich bitte. Wenn du vernünftig sein willst, darfst du auch hierbleiben. Denk an das Mädchen, das jeden Augenblick kommen kann.“

Ein ging zum Tisch und zog sich die Jacke über. „Wolltest du nicht vorhin wegen des Korbes nach oben gehen?“

„Ach, ich mag nichts mehr davon wissen.“ Als er sich auf die Lehne ihres Sessels setzte, stand sie auf. „Vielleicht ist es doch besser. Aber da kannst du nicht mitkommen.“

„Mir macht das nichts aus“, meinte In.

Bis zum ersten Stock war die Treppe mit einem schweren Eäuser ausgespannt. Sie stiegen weiter über die rotgestrichenen Stufen. Ein Bretterverschlag trennte die Trockenkammer von dem Gang, der das Dachgeschosß der Länge nach durchlief. Es war heiß. Die ausgedörrte Luft roch nach Holz und Kampfer. Am Ende des Ganges schlug Anita das Vorhängeschloß einer niedrigen Brettertür zurück. Drinnen roch es nach Wachs, Maiglöckchen, und nach den Pfefferminzbüscheln, die am Fensterkreuz zum Trocknen hingen. Die Mädchenkammer war mit einer grünen Tapete ausgeschlagen. Unter der schrägen Wand stand zwischen dem Schaukelstuhl und zwei Eäuserballen ein Waschtisch. Auf der Marmorplatte lagen die Klappstühle aus dem Garten, und darüber spannten sich die verbogenen Pergamentsflügel eines Flugzeugs. Gegen die Wand zum Korridor lehnten drei Paar Stier und die hohe Rolle einer spanischen Wand. Die andere Schmalseite war von dunklen Schränken ausgefüllt. An der Längswand gegenüber dem Fenster hatte Hanna ihre Sachen. Den Tisch bedeckten alte Journale und Schnittmuster. Neben dem Leuchter lag der weiße Kamm, und das Tintenfaß stützte die Photographie von Hansjürgen. Der Spiegel stand gegen die Tapete. In dem Rahmen klemmte ein gelber Zweig Heidekraut und ein Zigarettenbild mit dem Kopf einer weißen Katze. Am Kopfende des Metallbettes stand ein weißer Küchenstuhl. Auf dem Sitzbrett und auf dem glatten Fußboden glänzten runde Stearinlecke.

„Und ich hab ihr die Gokelei so oft verboten“, sagte Anita, während sie die geblumte Decke zurückschlug. Unter dem Bett zog sie den Reiseforb hervor. Knarrend gab der Deckel nach. Anita setzte sich neben den Korb auf den Fußboden.

„Du willst doch nicht ernsthaft darin kramen?“ Er legte die Hand in den Rückenausschnitt ihres Kleides.

Zwischen alten Röcken, einem Schuhkarton mit Nähzeug und einer zwecklosen Schreibmappe, die Hanna zu Weihnachten bekommen hatte, fand Anita einen Zeitungsausschnitt „Glück und Ehe durch eine Zwirnrolle“. Gedankenlos las sie: „Stettin. Der Steuermann Josef E. wurde gestern mit seiner Frau Margarethe, geborene Kausch, getraut, die er auf nicht ganz alltäglichem Wege kennenlernte. Auf der Fahrt nach Göteborg nähte der Seemann in der Freischicht an seiner Weste. In dem Hohlraum der Zwirnrolle fand er einen Zettel mit dem Namen und einem Gruß der Spinnerin, die in der bekannten Zwirnfabrik Gruschwitz in Neusalz (Oder) die Rolle aufgespult hatte. Dem unbekanntem Empfänger teilte sie ihre Adresse mit. Sie war wohl sehr erstaunt, als sie wirklich einen Brief bekam, noch dazu mit schwedischen Marken, denn Josef E. wollte mit seiner Antwort nicht bis zu seiner Rückkehr nach Stettin warten. Briefe gingen hin und her. Die jungen Leute trafen sich, und seit gestern sind sie ein glückliches Paar. Wie wir hören, ist unser Steuermann seiner Frau nur zu gern ‚ins Garn gegangen‘.“

Anita fühlte die warme Hand in ihrem Rücken. Über den Zeitungsausschnitt hinweg sah sie auf die gelumpte Decke. Ihre Blicke gingen über das Metallbett, und sie sah das kleine Mädchen mit der tellergroßen Haarschleife, das irgendwann einmal mit aufgerissenen Augen in der Tür stand. Wieder sah sie den Gesellen, der mit dem Holzschuh nach ihr zielte. Aber sie wich nicht aus, und sie suchte die Hand, die um ihren Nacken spielte. Mit geschlossenen Lidern versuchte sie den Schauder zurückzurufen, der sie damals überfiel. Sie reichte Tin ihre Lippen. Als der Korbdeckel zufiel und ihre Hand traf, stöhnte sie, und Tin zog sie an sich. Das Gitternetz des Metallbettes knarrte. Anita ließ ihre Hand auf den Stuhl sinken. Unter den Fingern spürte sie die kühlen Stearintropfen. Nastlos irrten die harten Doppelschläge des Weckers durch die Kammer.

XI

Als Heinz sich von Tin Höfner verabschiedet hatte, schlug er den Weg zum Stadtforst ein. Bald zog er das Taschentuch und wischte sich den Schweiß aus der Stirn. Sein Sporthemd klebte. Die Hitze war drückend. Er gab dem Kaffee die Schuld, und dann ärgerte er sich, daß er überhaupt zu Anita gegangen war. Er war dabei, in die Behändigkeit dieser Lauterbacher Geselligkeit zu entgleiten. Bei diesem Gedanken lief er noch schneller. Er trat in den Schatten des Kiefernwaldes. Der Onkel hatte ihm den Besuch bei Anita

aufgeredet. Ihm fiel ein, daß er sich wieder auf dem Wege zum Onkel befand. Im voraus mußte er Satz für Satz, womit ihn der Sonderling unterhalten würde. Schließlich war es gleich, wie er die Stunden bis zum Abend verbrachte. Auch jetzt fand er nicht den Mut, sich zu einer Absage zu entschließen. Der Onkel würde ihn einfach mitnehmen. blieb er im Haus, so war er dem Pflegeeifer der dicken Anna ausgeliefert.

Bisher sah er die Stadt mit den Augen des Achtzehnjährigen, der seine Umgebung gläubig hinnahm. In Berlin bewahrte er sich diese Vorstellung. Als er heute mittag aus dem Zuge stieg, kamen ihm die Häuser wie vertraute Bekannte entgegen. Die Menschen waren ihm jedoch fremd geworden. Ihre Gesichter hatten sich gewandelt. Sie brachten ihm zum Bewußtsein, daß er ein anderer geworden war. Die Berliner Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er glaubte nicht mehr an den Frieden der Kotbuche, die vor Georg Leuschners Villa stand, und die Stille des späten Tages lud ihn zu keinen weltfernen Träumereien ein. Menschen und Dinge überfielen nicht mehr einen Ahnungslosen. Sie wichen zurück und gehorchten seinem Auge. Damals griff er wie ein Kind nach allem, was in Reichweite seiner Hände oder seines Gehörs lag. Darum störte ihn auch die dunkle Tapete und das gebohnerte Parkett im väterlichen Hause. Er begriff nicht, warum alles so fein mußte, und ihm blieb dunkel, was dahinterlag. Die Phantasie vergrößerte die nahen Dinge, bis er sie nicht mehr übersehen konnte und ihnen davonlief. Sie arbeitete wie ein Fernglas,

das alles zum Vordergrund werden läßt und den Horizont verengt.

Mit den Jahren hatte sich sein inneres Sehvermögen gewandelt. Es war jetzt, als hielte er das Fernglas verkehrt vor die Augen. Der Vordergrund lief zusammen wie billiges Tuch nach der Wäsche. Die Gestalten schrumpften und wurden zu beweglichen Farbflecken in einem weiten Felde. Auch sich selbst sah er in diesem entrückten Zusammenspiel, aber er konnte sich nicht mehr erkennen.

Noch in Berlin lebte er in seinem eigenen Schatten. Er ging vor sich her wie der Maler von Morgen, Heinz Tillack, in dessen breite Schultern er hineinwachsen wollte. Wo war er geblieben, dieser Herr über die Zukunft? Mit einer plötzlichen Bewegung hatte er die Umgebung seiner letzten Jahre von der Leinwand gewischt, und sie war nicht mehr. Damit hatte er auch sich selbst ausgelöscht. Wie ein unfertiger Gedanke lief er herum, ein Landesflüchtiger, der ins Leere tritt, wo er seinen Fuß hinsetzt. Heinz begriff jetzt den tieferen Sinn seines Anfalles. Mit dem Ausstellungsbilde hatte er sich selbst vernichtet, alles, was er bisher war. Seine Hände waren frei, aber nun merkte er auch, daß er mit den Fesseln alles Haltewerk durchschnitten hatte. Er trieb, ein Wanderer zwischen vielen Welten, Kork auf dem Wasser.

Jedes Lüftchen spürte er in den Schläfen. Ein Fremder wie Martin Höfner verstimmte ihn, das lauernde Mißtrauen dieses Mannes spürte er körperlich. Er verstand die doppelsinnige Beweglichkeit seiner

Hände, und er ahnte die Geheimnisse, die hinter Anitas Nervosität lagen. Damals war sie für ihn die Kusine, also eine Verwandte ohne Gesicht. Heute hatte er sie zum ersten Male gesehen, die vergeßlichen Bewegungen ihrer bleichen Porzellanhände und die Müdigkeit der dunklen Eider, die ihre beweglichen Augen Lügen strafen.

Die Figuren wurden kleiner und rückten zusammen. Er sah sie in dem goldenen Rahmen ihrer gesellschaftlichen Selbstsicherheit, und allmählich verstand er das Sādenspiel, an dem sie alle hingen.

Ein Bild kam ihm. In einer Zeile sah er das Geschäft des Vaters, das Haus von Alfons Baumann, die Villa der Kusine, die Ritterburg des Seimfabrikanten Wendel, das Haus des Onkels, und sie standen in ihrer Zür oder lagen im Fenster, während er daran vorbeitrieb, der Korken auf dem Wasser. Lag dort die Heimat? Näherte er sich dem Ufer, hinter dem die Palmen winken?

Der Onkel schickte ihn zu Anita, und er ging. Der Onkel erwartete ihn, und er kam. Er trieb, und nirgends blieb er haften. Weich und wattig, wie er jetzt war, geriet er in die Fäden dieser Menschen, und er war daran, ihr Gesicht und ihre Sprache zu teilen. Der Onkel hatte ihn beim Mittagessen mit dem fertigen Plan überfallen. Als Modelleur sollte er in den B&W beginnen, in einem süddeutschen Werk seine Ausbildung fortsetzen, „und wenn du dann erst mal eingearbeitet bist, wird dir der Name von Georg Leuschner schon helfen“.

Er blieb stehen. Dazu war er nicht nach Lauterbach gekommen. Auch Dr. Hübner wollte ihm am letzten Tage in Berlin helfen. Von diesem Wege war er abgesprungen. Wenn er sich jetzt nicht fest in die Hand nahm, verlor er sich. Die Entscheidung hing über ihm, eine schwere Wolke, und er wartete auf den Schlag, der ihn aus seinem Schwebezustand reißen würde. Er war von der unruhigen Spannung erfüllt, die nervöse Menschen vor einem Gewitter befällt.

Über seinem linken Fußgelenk spürte er einen Stich. Er bückte sich. Mit dem Absatz stand er in einer weißen Sandspur, die zu einem Ameisenhaufen führte. Die angriffslustigen Tiere schüttelte er von seiner Hose, dann ging er auf den Ameisenhaufen zu. Als er länger hinsah, schwamm das kribbelnde Nadelfiligran vor seinen Augen. Er bückte sich tiefer. Die Ameisen strömten in ihren Bau zurück. Das lautlose Drängen und Hasten nahm ihn gefangen. In der Tasche fand er einen roten Straßenbahnfahrschein. Er ließ das zerknitterte Papier zwischen die Ameisen fallen. Zitternd und zuckend setzte sich das rote Segel in Bewegung.

Zu seinen Füßen lag ein morscher Kiefernast. Er hob ihn auf und faßte den Kamm des Ameisenhaufens ins Auge. Für einen Augenblick spürte er die Versuchung, den vollendeten Organismus aufzupflügen. Er zögerte. Jetzt verstand er seinen Traum. Genau so stand er auf dem Dach, genau so stürzte er den Balken über eine fremde Menschenmenge. Er richtete sich auf und schleuderte den Ast weit von sich. Im

Gehen sagte er laut vor sich hin: „Es wird schon alles seinen Sinn haben.“ Er mußte lachen. Mit diesen Worten schloß sein Vater alle Betrachtungen, die er nicht zu Ende führen konnte.

Heinz ging weiter. Er lief ohne besonderes Ziel, jedenfalls verlangte ihn nicht nach einer Unterhaltung mit dem Onkel. Durch den neuen Heldenfriedhof ging er, und als er wieder auf die Straße trat, stand er vor dem Tennisplatz. Er begrüßte Annemarie, ihr Gesicht war vom Spiel gerötet. Der dunkle Haarknoten hatte sich gelöst, so gefiel sie ihm besser. Annemarie machte ihn mit Dr. Weidner bekannt, dem Direktor des A-Werkes. Alles war glatt an ihm, seine Verbeugung, seine Hornbrille, sein zurückliegendes Haar und sein „Sehr erfreut, Herr Tillack, Ihre Frau Kusine hat mir schon von Ihnen erzählt“.

Annemarie fragte ihn: „Wie gefällt dir unser neuer Platz?“ und Dr. Weidner fügte gleich hinzu: „Wir werden doch bald Gelegenheit haben, mit Ihnen ein paar Bälle zu spielen? Tennis ist die einzige Rettung in diesem Nest, sonst geht man ganz zugrunde. Sie spielen nicht?“

„Aber du hast doch früher gespielt.“ Annemarie zog sein Ziertaschentuch heraus und legte es sorgfältig zusammen, ehe sie es wieder in seinen Rock steckte.

Heinz sah, daß sie einen Silberring um ihr Gelenk trug. „Früher . . . ja, früher habe ich gespielt. Aber jetzt habe ich schon seit Jahren keinen Schläger mehr in der Hand gehabt.“

Er sollte bleiben, gab aber einen dringenden Gang zur Post vor und verabschiedete sich.

„Bis heut abend“, rief sie ihm nach.

Sie war bei Anita eingeladen. Wie sie erzählte, hatte sie der Rektor vor einer Stunde besucht. Darum also hatte es der Onkel so eilig. Heinz begriff, der Alte ließ sich keine Gelegenheit entgehen, um von ihr zu sprechen. Auch Annemarie bekam also ihren Posten in dem Spiel, das ihn in den Hafen der guten Gesellschaft zurückführen sollte.

Aber die Oswaldpromenade ging er in die Stadt. Vor der Villa hielt noch immer der schwarze Wagen Höfners. Er bog in die Hindenburgstraße ein. Ein Mann kam mit unsicheren Schritten aus der „Palme“. Er trug die blaue Schürze zusammengerollt unter dem Arm, in der Hand hielt er einen leeren Rucksack. Der Mann stieß gegen eine Lenkstange, zwei Räder fielen um, und die Haube einer Fahrradglocke sprang klingelnd über den Bürgersteig. Heinz bog auf die Straße aus. Aber auch Annemarie, so schloß er seine Gedanken, konnte ihm nicht den Weg ins gelobte Land zeigen. Sie hatten sich verrechnet.

Er sog die warme Luft ein. Es roch nach Getreide. Auf der anderen Seite fuhr ein Bäckerwagen. Dann war es wohl der Geruch des frischen Brotes, der herüberzog. Der Wind kam jedoch aus dem Rücken, und Heinz fiel ein, daß er an der Brauerei vorbeiging. Es roch nach Malz. Er spürte den frischen Geschmack auf der Zunge. Herb und süß zugleich, dachte

er, wie . . . wie Hanna. Unvermittelt tauchten ihre schwarzen Augen vor ihm auf. Die Straße war frei, er ging auf die andere Seite. An dem Brückengeländer blieb er stehen.

Die Sonne blendete, er hielt die Hand vor die Augen. Grüne und rote Sonnen tanzten über das glühende Drahtgespinnst der Gleise. Vom Stellwerk kamen Glockentöne. Der Triebwagen fuhr aus dem Bahnhof. Flammend liefen die geschliffenen Schienen dem Zuge voraus. Sie verloschen in dem violetten Schatten des Waldes. Heinz wandte sich ab. Die tanzenden Sonnen verliefen und verschmolzen zu dem Gesicht des Mädchens. Sie hieß Hanna und war also Willis Schwester, mehr wußte er nicht. Vielleicht traf er sie bei Willi. Anita war im Unrecht. Sie verdiente dafür Prügel. Er dachte an den Aft und an den Ameisenhaufen. Solange er sie kannte, trieb sie es schlimm mit den Mädchen.

Man müßte Hanna heiraten, sagte er sich. Von der Stelle weg zur Frau nehmen. Es erschien ihm ganz einfach. Heute abend waren sie ja alle beisammen, und dann würde sie servieren. So etwa nach dem Essen, wenn die Herren zur Zigarre greifen. Hanna wird seine Nachbarin bedienen, vielleicht ist es Annetta, und dann tritt sie neben ihn: „Wünschen Sie Tee oder Kaffee?“ Er steht dann auf und saßt im selbstverständlichsten Tone, aber so, daß es alle hören: „Das nicht, aber ich wünsche, daß Sie meine Frau werden.“

Wie eine Bombe würde seine Frage platsen. Platsen? Er ertappte sich dabei, wie er wieder an einem Protest-

bilde malte und hinter der falschen Parole herlief: Da wird der Bürger plazen.

Nein, so viel waren sie nicht wert, und für diese eitle Schaufstellung war Hanna zu schade. Wie er sie kannte, ging sie auf dieses Theater nicht ein. Sie war nicht der gefallene Engel, der sich vom Prinzen retten läßt. Es kam nicht darauf an, Eindruck aufs Parkett zu machen, und auch Anita war hier nur Zuschauerin. Nur um ihn und Hanna ging es. Zwei Masken in dem großen Netz waren gerissen, so sah er es, und dieser Miß brachte sie einander näher.

Er wurde sich klar, daß ihm die Phantasie davonlief. In Wirklichkeit trug Hanna wohl inzwischen seinen Koffer, und sie würde sich entschieden für den Heiratskandidaten bedanken, der sie noch eben vor der Gnädigen verleugnete. Heinz nahm sich vor, Willi alles zu erklären.

Vor der Stedlung hielt ein zweirädriger Eiswagen. Der Händler trug eine hohe weiße Bäckermütze. Um den Wagen drängten sich die Kinder. Mit offenem Munde sahen sie dem Krankenauto nach, das langsam an ihnen vorbeifuhr. Dann hingen ihre Augen wieder an der Hand des Mannes mit der weißen Mütze, der eine bunte Eisschnitte zwischen zwei Waffeln klemmte.

Willi stand in der Laube und zog Bastfäden aus dem Eisrahmen eines durchgetretenen Rohrstuhles. Die blaue Schürze trug er. Als er Heinz erblickte, zog er an dem Schild seiner Mütze, die ihm tief im Nacken saß.

„Na ja, da bist du ja auch wieder mal.“

Heinz schüttelte ihm die Hand. Das Gesicht des Jugendfreundes war schmal, beinahe spitz geworden. Die Augen lagen noch tiefer. Während Willi den Blick erwiderte, hielt er den Kopf gesenkt, und es sah aus, als wollte er den anderen auf die Hörner nehmen. Genau so hatte Heinz den Freund in Erinnerung: Die drohende Haltung und das ernste Gesicht mit den borstigen schwarzen Brauen, unter denen zwei gutartige Augen lagen.

Heinz setzte sich neben ihn. „Und wie geht es dir?“

Willi zog die Zigaretten aus der Tasche und bot sie Heinz an. „Muß ja, wie es uns eben so geht. Schindern, nichts wie schindern. Eben haben sie meinen Schwager abgeholt, den Hans Jurk, und da muß Edith jetzt das Zimmer vermieten. Mit dem Lohn allein kommt meine Schwester nicht durch. Nun stellt sich heraus, daß alle Stühle kaputt sind, so wie der hier. Na, und wenn der neue Mieter kommt, will er doch wenigstens sitzen können.“

„Den willst du selbst bespannen?“

„Nicht das erste Mal. Ich nehme aber Bindfaden, der hält auch. Der Bast macht eine gräßliche Arbeit und wird ja doch wieder durchgetreten. Mit dem Bindfaden ist das nicht so schlimm. Hast du Hans gekannt?“

„Ist das nicht der vom Kelchmacher Jurk?“

Willi schliff mit einer Feile den Leim von den Sitzkanten. „Von dem seinen Bruder, der jetzt auf der Wanne arbeitet. Hans hat es ja seit Jahren auf der

Zunge, schon damals fing er an, als Mutter starb. Vor einem Monat wurde er nach Haus geschickt. Aus mit der Schleiferei. Arbeitsunfähig geschrieben, na, du kannst dir denken, wie weit es mit ihm war. Gestern bekam er keine Lust mehr, und als er heute wieder einen Anfall hatte, rief Edith den Arzt. Na, und nun haben sie ihn geholt, vor ein paar Minuten. Wird wohl schnell mit ihm gehen. Die Heilgehilfen, oder was die Träger da sind, die haben es auch gesagt, daß er nicht mehr viel auf der Mühle hat, und die haben so einen Blick dafür. Die sehen das gleich. Wie das eben so ist, wird er wohl abnippeln."

Heinz wollte ernsthaft bleiben, aber es gelang ihm nicht, und Willi lachte mit ihm.

"Entschuldige schon, Willi, aber das Wort ist zu komisch. Abnippeln . . ."

"Na ja, abnippeln. Da braucht man nicht viel herumzureden. Wir nippeln alle mal ab. Du warst heute mittag schon hier?"

Heinz nickte. "Edith will vermieten?"

"Sie muß. Vor zwei Wochen ist sie wieder in die Hütte gegangen. In der Sprengerei arbeitet sie jetzt. Der Junge ist schon zwei Jahre alt. Wir haben ihn ganz zu uns rübergenommen. Es wurde zu viel für sie, und dann ist es nicht gesund für das Kind. Meine Frau ist ja den ganzen Tag im Haus, und unsere beiden Mädels kümmern sich auch um den Jungen. Vorläufig behalten wir ihn. Wenn Edith das Schlafzimmer vermietet, zieht sie in die Kammer, und da ist knapp für ein Bett Platz."

„Da hast du jetzt drei Bören.“

„Das geht alles. Nur, der Junge hat jetzt eine Ohrenentzündung oder so was, und da ist es ein bißchen viel für meine Frau. Hanna kommt ja zu uns run, wenn sie abends weg kann. Es geht schon. Hat dir Hanna heute mittag nicht aufgemacht?“

Heinz nickte. „Mich geht es ja nichts an. Aber ich glaube, Hanna hat da . . . Du weißt ja selbst, wie albern meine Kusine ist. Bestimmt kann Hanna nichts dafür, und sie wird dir ja auch alles erzählen. Ich war vorhin drüben und . . .“

„Also was ist schon?“ Willi setzte sich zu ihm auf die Bank.

„Meine Kusine hat ihr gekündigt.“

„So“, sagte Willi und ließ die Klinge seines Taschensmessers in die Scheibe springen. „So. Na, Gott sei Dank. Von allein wäre sie nicht fortgekommen. Da muß also die Gnädige das letzte Wort haben. Schadet Hanna gar nichts. War es wegen der Schlüssel?“

Heinz erzählte.

„Ist da überhaupt was dran?“

Willi stand auf. „Da muß ich doch gleich Else Bescheid sagen. Kennst du meine Frau schon? Na komm, die Wäsche muß gleich wieder hin. Ich dachte mir's doch. Aber, wie die Frauen so sind, der Kleine sollte durchaus einen neuen Bezug haben, und weil Edith jetzt keine Zeit hatte, ist nichts mehr gewaschen worden. Da in der Villa liegt der ganze Schrank voll, und die Leuschnerjungs sind aus dem Kinderzeugs längst rausgewachsen. Hanna wollte fragen, aber die Gnädige

hätte ja doch nichts rausgerückt. Sauber und gewaschen wollte Hanna die Sachen wieder zurücktragen, und niemand hätte davon gemerkt. Na, ist nur gut so. Lieber auf der blanken Erde schlafen, als . . . Aber der Junge war eben krank."

Willi sprach mit seiner Frau. Dann zog er sich um, und Heinz begleitete ihn zum alten Gutsche.

Unterwegs erzählte Heinz von seinen Jahren in Berlin.

„Und da willst du jetzt in der Oberleitung antreten?"

Heinz schüttelte den Kopf. „Auf keinen Fall."

„Ja, was dann?"

„Siehst du, Willi, ich weiß es auch nicht. Es ist alles so schwer."

„Was ist schwer?"

Heinz mußte nicht, wie er Willi seine Lage erklären sollte. Er suchte nach Worten, aber die Gedanken ver-
schlangen sich und gingen in keinen Satz, der dem jungen Glasmacher verständlich gewesen wäre. Von einer labilen Gemütslage konnte er reden, von einem Suspensivzustand . . ., er fand keine Antwort. Heinz erinnerte sich an den Wortschwall der Briefe, die er damals an Annemarie richtete. Auch da ging es schon um einen permanenten Konsolidierungsprozeß, und besonders gern schrieb er von der schöpferischen Pause.

„Willi, kannst du dir etwas unter einer schöpferischen Pause vorstellen?"

„Du willst mich wohl auf den Arm nehmen? Da such dir einen andern."

„Nein, ich meine es ernst. Also, wenn man nach der Arbeit aussetzt, um neue Kräfte zu sammeln und zu einem neuen Impuls zu kommen.“

„Was redest du so viel? Wenn wir fertig sind mit der Arbeit, dann wird gegessen oder geschlafen, so ist das bei uns Glasbläsern.“

„Nun stell dir vor, es schläft einer sehr lange.“

„Das beste, was er tun kann.“

„.. er schläft über die Zeit hinaus.“

„Wenn er schlau ist.“

„Er verschläft die nächste Schicht.“

„Dann kommt er wegen Sabotage vor's Arbeitsgericht. Aus der Traum.“

Heinz seufzte. „Versteh mich doch. Stell dir irgendeinen Menschen vor, der mit dem üblichen Maß an Schlaf nicht auskommt.“

„Du, dazu gehören wir alle. Ich kann vierundzwanzig Stunden hintereinander schlafen, ohne die Seite zu wechseln. Ich hab mal..“

„Aber doch nicht so, Willi. Stell dir vor, du brauchtest nicht unbedingt aufzustehen, und du kannst dir deine Arbeitsstunden selbst vorschreiben.“

Willi klopfte ihm lachend auf die Schulter. „Gib dir keine Mühe, Heinz, ich kann mir das wohl vorstellen, aber es ist eben anders. Um sechs heult die Sirene, und dann geht es los. Ich will dir aber helfen. Du drückst dich ungenau aus. ‚Wenn einer Geld hat‘, so mußt du anfangen, denn das meinst du. Für den, der Geld hat, heult keine Fabrik sirene, und er geht auch nicht auf Schicht. So, nun kannst du wieder fragen.“

„Ich meine etwas anderes. Komm jetzt nicht mit solchen Sachen, die nicht zu meinem Problem gehören.“

„Heinz, mit solchen Sachen fängt es bei uns an, und damit hört es auf. Aus solchen Sachen besteht unser Leben.“

„Zum Leben gehören noch andere Dinge.“

„Mag sein, ich will es hoffen. Aber für diese Hoffnung gibt es vorläufig nichts.“

„Ohne diese Hoffnung können wir nicht leben, also ist sie ebenso wahr wie Geld oder . . .“

„Gewiß, Glaube, Liebe, Hoffnung –, nur die Sirene bringst du damit nicht zum Schweigen. Wir hören sie übrigens ganz gern. Denn so lange sie uns ruft, gibt es auch was zu futtern.“

„Jetzt denkst du schon wieder ans Essen.“

Willi nickte. „Genau genommen an den Schmorbraten, den es morgen gibt. Willst du nicht mit uns essen?“

Heinz lachte. „Du bist noch genau derselbe Dickhädel wie früher. Was dir nicht paßt, will dir nicht in den Kopf.“

„Glaub mir, mit einer weichen Birne kommst du in der Hütte nicht weit.“

Heinz gab den Versuch nicht auf. Aber der Stadt leuchteten rot und gelb die Schornsteine. Die Sonne versank im Dunst des Abends. Über den schläfrigen Wäldern ballte sich eine steile Wolke. Von Rotblau bis zum makellosen Weiß leuchtete sie in allen Farben. Aus den geblähten Formen las Heinz die Figur eines Pferdes, das sich unter seinem Reiter bäumt.

„Ist diese Wolke nicht schön?“ fragte Heinz. „Siehst du, um diese Wolke malen zu können, muß ich ausgeruht sein, und wenn ich vorher eine ganze Woche verschlafe.“

„Warum schläfst du nicht hinterher?“

„Wenn ich die Wolke male, dann will ich nicht den Nebel oder den Dampf ins Bild bringen, sondern die Kraft und die heitere Spannung, die in den Farben liegt. Dafür muß ich ausgeruht sein, nicht nur körperlich. Die Wolke ist dann nur ein Symbol für die Kraft und den Lebenswillen, den ich zum Ausdruck bringen will.“

„Das leuchtet mir ein. Es muß ein schönes Bild werden. Du sprichst von Kraft und von Willen und von einem Symbol. Das ist uns zu schwierig. Es ist nicht unsere Sprache. Symbole – vielleicht steckt was dahinter. Aber warum malst du so auf Umwegen? Mal doch die Leute am Ofen, was meinst du, was da Kraft draufgeht, und nicht nur symbolisch.“

„Gerade das suche ich.“ Heinz war stehengeblieben. „Du wirst sehen, daß wir dasselbe meinen.“

„Malen kannst du uns schon. Bilde dir aber nicht ein, daß du uns darum auch verstehst. In einer großen Mappe wirst du das halbe Werk mitnehmen, und es wird alles sehr ähnlich sein. Aber uns Glasmacher, wie wir so richtig murksen und schindern, dahinter kommst du nicht.“

„Meinst du wirklich, Willi?“

„Du redest anders, du lebst anders. Für dich heißt es: Wenn einer mal nicht ausgeschlafen hat. So was

gibt es in unserer Sprache nicht. Wir müssen raus. Wir sagen auch nicht: Wenn ich eine Villa hätte."

"Du, die hab ich auch nicht."

"Naja." Willi hob die Achseln. „Aber der Schuh drückt dich noch nicht. Dir geht es noch zu gut."

"Wenn du wüßtest, Willi, wie fertig ich bin, so richtig fertig. Darum sagte ich dir ja, es ist alles so schwer."

"Schwer? Was ist schwer? Fang doch einfach bei uns an. Kräfte fehlen überall, in der Hütte ist noch Platz genug für dich. Hast du ein Arbeitsbuch?"

"Ich kann mich doch aber nicht neben die Bierzweihundertjährigen stellen und beim Einträger anfangen."

"Verlangt ja auch niemand. Geh zu den Glasmalern. Die wissen nicht wohin vor Arbeit."

Heinz sah ihn fragend an. Die Reiterwolke war zu einem breiten Regen zusammengesunken. Über der Stadt läutete eine Glocke. „Ich hab darüber noch nicht nachgedacht. Ja, aber ihr würdet mich dann recht schief ansehen."

"Wer mit uns arbeitet, gehört zu uns. Und wenn du mit den Klenners befreundet bist, soll nur einer versuchen . . . Fritz ist bei den Graveuren, Paul trägt Kästen, Edith sprengt und Trude, was die Frau von Fritz ist, die arbeitet jetzt als Eichcrin. Den alten Gutsche wirfst du ja gleich sprechen, der steht in der Rauchscheiferei. Na, und Hanna macht jetzt auch wieder mit, die ganze Familie Klenner . . ."

"Hanna auch?"

„Dachtest du, sie wird sich als Dienstmädchen zur Ruhe setzen?“

„Sag mal ganz ernst, Willi: Meinst du wirklich, ich könnte bei euch arbeiten?“

„Wenn du meinst, ich rede dämlich, dann frag doch deinen verrückten Onkel, oder geh zu deiner Kusine, du Idiot.“

„Und was würdest du dazu sagen?“

„hm, na: Aus dir kann noch was werden. Oder soll ich dir um den Hals fallen?“

„Für dich sieht alles sehr einfach aus. Aber weißt du, so eine Entscheidung ist doch recht schwer.“

„Nu sag bloß noch, es geht nicht, du kannst nicht, weil du Heinz Tillack heißt. Komm mir nicht wie damals, als uns die Mark zu dem Kastendrachen fehlte. Du weißt doch noch. Beide hatten wir nichts und dein Alter wollte schon gar nicht. Wir brauchten bloß die sechsmal in der Woche mit dem Handwagen vom Käsedamm zur Meierei zu fahren. Er konnte damals nicht, Rheuma oder sowas, und die ganze Klasse zog beim Käsedamm Groschen. Zwanzig Pfennig gab er für eine Fuhr. Aber „Es geht nicht“, und „Wenn mich jemand sieht“, damit war für dich die Sache erledigt. Gang bloß nicht wieder so an „Was wird meine Kusine dazu sagen.“

„Damals, das ist jetzt vorbei. Mich geht der Klatsch nichts mehr an.“

„Also, Montag um sechs.“

Als Heinz nicht antwortete, piff Willi das alte Signal ihrer Knabenhahre. „Ja, zum Goethetempel

kann ich dir die Gläser nicht bringen, damit du im Park heimlich arbeiten kannst. Da mußt du dich schon selber bemühen. Aber jetzt versteh ich, was eure schöpferische Pause zu bedeuten hat. Ganz einfach: Man kneift vor der Arbeit. Du, ich kenn dich von früher. Wenn du auch mittlerweile dreißig geworden bist, so läufst du noch mit derselben Kinderkrankheit herum. Ehe dir deine Leute nicht ordentlich eins auswischen, weißt du nicht, wohin du gehörst. Geschimpft und lamentiert hast du schon immer, aber dabei blieb es. Damals bist du ausgekniffen, als es dir zu viel wurde. Jetzt weißt du, worum es geht. Fehlt nur, daß du jetzt wieder kneiffst und einfach abhaust. Mach so weiter, und du läufst dein Leben lang davon, schimpfend und ohne Ziel. Wie so ein Stück ewiger Jude, der nicht weiß, wohin er gehört. Bleib hier und zeig ihnen, daß du dich nicht mehr unterkriegen läßt. Was verlierst du da schon? Nichts. Einen Posten, eine fette Zukunft. Aber laß das, damit wirst du nicht glücklich. Laß die gepolsterten Sessel für die Weidners und für die Höfners. Gott, bei uns hast du ja auch nicht viel, aber . . .”

„Du hast recht, Willi. Mir muß man es erst mit dem Vorschlaghammer geben, ehe ich begreife. In dieser Stunde bin ich jedenfalls weitergekommen als mit allen guten Freunden, die mich in den letzten Jahren glatthobeln wollten. Ich will mir alles durch den Kopf gehen lassen.”

Sie näherten sich dem Bahndamm. Das Säutewert vor dem Wärterhäuschen schlug an. Von der Reiterwolke war nur noch eine rötliche Flocke geblieben.

Willi suchte nach seinen Zigaretten. „Hast du Hanna nachher noch gesprochen?“

„Nein. Ich wußte nicht mal, worum es eigentlich ging. Aber ich werde heute abend mit meiner Kusine reden.“

Willi winkte ab. „Schmeiß dich nicht weg. Hanna kommt von allein klar. Die braucht keinen guten Onkel.“

„Wieso Onkel? Wie alt ist denn Hanna?“

„Sie wird dreiundzwanzig.“

„Sieben Jahre jünger. Quatsch nicht von Onkel.“

Willi hielt ihm die Zigaretten hin. „Wenn du das nächste Mal rot wirst, Heinz, dann pfeif unser Signal vorher. Dann dreh ich mich nämlich rechtzeitig um.“

„Wieso, ich rot? Na klar, bei dem Sonnenuntergang.“

Willi riß mit dem Daumen über das Rad seines Feuerzeuges. „Also sozusagen symbolisch. Siehst du, ich hab schon allerhand gelernt von dir. Verdammte, jetzt ist das Benzin aus.“

XII

Für Hansjürgen hatte der Tag sehr gut angefangen. Elisabeth beschäftigte sich mit Klaus, und Hanna rührte den Kuchenteig, so daß beim Waschen niemand hinter ihm stand. In der Badestube ließ er sich warmes Wasser in das Handbecken, was Hanna nie erlaubt hätte. Aber auch das warme Wasser sagte ihm nicht sehr zu. Er tauchte die Hand ein und fuhr sich damit zweimal über das Gesicht. Angenehmer war es schon, den Scheitel ins Wasser zu tauchen. Das Handtuch nahm

er nicht erst vom Nagel, das untere Ende genügte. Vater war schon mit dem ersten Zuge nach Breslau gefahren. Hansjürgen stieg daher unbesorgt auf den Stuhl und griff in das weiße Schränkchen, in dem Vater sein Rasierzeug verwahrte. Vor dem Spiegel zog er sich seinen Scheitel. Dann drückte er die Stangenseife auf das nasse Haar und massierte in kurzen Strichen die widerspenstigen Strähnen, bis ihm die Kopfhaut schmerzte. Aber es half. Die Seife löste sich und tränkte den Scheitel mit einem festen Belack. Er konnte jetzt den Kopf schütteln, die Haare blieben, und außerdem roch er nach Lavendel.

Auf dieses Verfahren war er von ganz allein gekommen, an einem Sonntagnachmittag, als er zur Strafe im Hause bleiben mußte. Die Langeweile trieb ihn auf Entdeckungstreisen, und mit den Instrumenten in Vaters Rasierschrank ließen sich brauchbare Versuche anstellen.

In der Küche roch es nach Zitronat und Kardamom, Hanna merkte nichts. „Ordentlich schniefe hast du dich gemacht“, sagte sie ihm nur, und es war nun kein Zweifel, daß seine Frisur auch in der Schule auffallen mußte.

Die Jungs nannten ihn einen Pomadenfäcken, aber sein Freund Anton Zuchel war eingeweiht und hielt zu ihm. Auch Anton gab das Patent nicht preis. Er hatte wenig von diesem Geheimnis, denn seine roten Socken sträubten sich sogar gegen das Feinöl der Mutter, und der alte Zuchel rasierte sich mit Kreem. Außerdem hielt der sommersprossige Anton nicht viel von ge-

scheitelten Haaren. Aber als guter Kamerad schlug er sich tapfer, als die Jungs noch weit über das Klingelzeichen mit ihren Lineals nach der Frisur des „Pomadensatzken“ langten. Plötzlich stand der Lehrer unter ihnen, und auf diesen Tag, der für Hansjürgen so heiter begonnen hatte, fiel der erste Schatten. Mit Anton wurde er auf vier Uhr, ausgerechnet zum Sonnabendnachmittag, in den Schulgarten bestellt.

Mittags gab es Stampfkartoffeln mit Kapunzel und Spiegelei. Mutter war wieder mal sehr nervös, und als er mit dem ersten Bissen das gebratene Ei vom Teller fischte, bekam er einen strafenden Blick. Hansjürgen wußte jedoch, warum er den Kartoffelbrei freilegte. Den Pamps trieb er zu einer Burg zusammen. In den ausgehobenen Schacht, der bis auf den Boden des tiefen Tellers reichte, goß er Buttermilch, denn zu einer Burg gehört auch ein See. Mit den Gabelspitzen zog er die Speckgrievien heraus, und wie er die Anfahrtsstraße damit bepflanzt hatte, konnte er sich gerade noch vor der Hand der Mutter bücken. Die „Kopfnuß“ traf ihn dennoch dicht hinter dem Ohr. Vielleicht war es Zufall, daß die Rinne von Hansjüraen in diesem Augenblick neben dem Glase lag. Jedenfalls ergoß sich die Buttermilch über das Tischtuch. Klaus war darüber so erfreut, daß er sich verschluckte und Tränen verlor. Hansjürgen bekam jetzt auch dafür die Schuld. Er begann zu heulen, während seine Burg in den verflüchtenden Buttermilchsee allitt.

Hanna kam mit dem Tuch, und Mutter fragte, ob heute vormittag jemand in dem Schrankzimmer war.

„Ich habe hinterher mit Ihnen zu reden“, sagte Mutter nur, und er versuchte Hanna zuzulächeln, während sie die Milch vom Teppich aufstupfte.

Die Kopfnuß und der vergessene Schmerz kamen Hansjürgen erst wieder in Erinnerung, als Klaus den Köffel von sich stieß, und die Mutter nun selbst für den jüngeren Bruder Burgen baute. Mit Behagen stellte Hansjürgen fest, daß ihr dazu alles Geschick fehlte, aber für Klaus mochte es genügen. Diese Genugtuung nahm ihm jedoch nicht den bitteren Schmerz, den er über die ungerechte Behandlung empfand.

„Hinterher bekommst du auch Pudding“, redete die Mutter den Kleinen an.

„Und ich?“

„Du willst wohl noch eine Belohnung für deine Ungezogenheit haben, wie? Geh, mach jetzt deine Schularbeiten.“

„Ich habe nichts auf, Mutter.“

„Dann geh spielen.“

„Ich mag nicht.“

„Gut, dann hilf dem Niehke mal sofort beim Gartenaufräumen. Du weißt, wir haben heute abend Besuch. Aber flink!“

Hansjürgen sah, wie Hanna die große Schüssel mit dem roten Pudding brachte. Die Mutter füllte auf und ließ dicke Vanilletunke über die Speise laufen. Hanna räumte den Teller von Klaus ab, der nichts mehr von den Kartoffelburgen wissen wollte. Als Hansjürgen über die Schwelle war, gab er der Tür mit dem

Absatz einen Tritts, daß sie knallend ins Schloß fiel. Dann lief er sehr schnell davon.

Die Mutter war ihm jedoch nicht nachgekommen, und so war er eigentlich zwecklos bis in den ersten Stock gestiegen. Da sah er, daß die Thür zum Schrankzimmer angelehnt stand, das sonst verschlossen gehalten wurde. An den Schränken brauchte er nicht erst zu rütteln, Mutter ließ nichts offen. Vor dem Fenster stand jedoch ein hoher Karton, der bis zum Sims reichte. Vom Flur kam kein Laut. Hansjürgen lüftete um einen Spalt den Deckel. Er konnte nicht widerstehen und griff nach dem bunten Holzkopf. Es war ein breites Pfaffengesicht, an den Hals schloß sich ein schwarzer Salar. Hansjürgen faßte unter den Rock, und mit dem Finger fühlte er sich bis in den hehlen Kopf vor. Da lagen auch noch mehr Puppen. Er stand also vor dem Geheimnis, an dem Herr Höfner seit zwei Wochen arbeitete.

Das Kasperletheater sollte er zum Geburtstag erhalten. Bis dahin waren noch acht Tage Zeit. Nun wußte er alles, und es gab keine Überraschung mehr, auf die er sich freuen konnte. Die rothäckigen Köpfe lachten, auch der Teufel, und nur der Polizist sah sehr böse aus. Hansjürgen versuchte sich einzureden, daß die Puppen gar nicht für ihn bestimmt waren. Natürlich, für wen sonst als Klaus gab es so feine Sachen? Er brauchte also nicht mehr daran zu denken, was vergaß man leicht. In acht Tagen wußte er nichts mehr davon, und dann war es vielleicht doch noch eine Überraschung.

Der aufgeworfene Mund des Pfaffen lief von einem Ohr zum andern. Hansjürgen legte die Puppe zum Nachtwächter, und es gelang ihm nicht, den starren Augen des Räuberhauptmannes auszuweichen, der eine richtige Hahnenfeder auf dem grünen Hütchen trug. Nein, mit dem Vergessen war es nichts, und der Geburtstag würde ein grauer Tag wie alle andern sein.

Unsicher ging er aus dem Zimmer, und plötzlich kam er sich sehr schlecht vor. Das war wohl die Strafe. Für seine Neugierde, und dafür, daß er bei dem Glas Buttermilch nachgestoßen hatte. Vielleicht wendete sich alles noch zum Guten, und es war wohl besser, wenn er sich jetzt bei Mutter entschuldigte. Er ging die Treppe hinunter und wandte sich zum Speisezimmer. Da hörte er Mutters aufgeregte Stimme und die lauten Antworten Hannas. Sie stritten sich in der Küche. Hansjürgen verstand jedes Wort. Plötzlich wurde es still, und er lief lautlos in den Garten. Aus dem Schuppen holte er sich den Rechen, und ohne aufzusehen bearbeitete er die Kieswege. Herr Höfner kam, Hansjürgen versteckte sich hinter der Rotbuche. Die Mutter begrüßte Herrn Höfner, und sie lachte sogar. Also stand es wohl nicht so schlimm um Hanna.

Durch den Hintereingang schlich er sich in die Küche. Hannas Augen waren rot, und ihre Stimme klang anders.

„Wollen wir morgen zum Fuchsberg radeln?“ fragte Hansjürgen. „Mit Klaus geh ich nicht.“

Hanna schüttelte den Kopf. Aus dem Schrank brachte sie den Puddingteller. Klaus hatte die Hälfte zurück-

gelassen. „Mehr ist's nicht, Häschen. Du weißt ja, Mutter schließt die Schüssel immer gleich weg. Wohl auch wegen mir.“

„Ich mag gar keinen Pudding, den mußt du essen. Du bleibst doch?“

Hanna sagte nichts. Hansjürgen leckte den Zeller ab.

„Wenn du gehst, dann komme ich mit, Hanna.“

Der Eismann kam. Hansjürgen holte sich einen faustgroßen Splitter aus dem Eimer. Im Korridor hing der helle Mantel von Herrn Höfner. Hansjürgen sah sich um und ließ das Stück Eis in die Manteltasche gleiten.

Die Straffstunde mußten sie im Schulgarten verbüßen. Unkrautjäten hatte ihnen der Lehrer aufgetragen.

„Da mußt du streifen“, sagte Anton Zuchel nachdenklich, als er die hastige Erzählung seines Freundes hörte. Sie hockten über dem Erdbeerbeet.

„Eine ganz große, guck mal“, rief Hansjürgen.

„Sei doch still, der Alte ist noch nicht weg. Ja, du darfst Hanna jetzt nicht im Stich lassen. Mein Papa sagt auch, daß sie für deine Mutter viel zu gut ist.“

Hansjürgen hielt nachdenklich ein Grasbüschel in den Händen. „Du hast keine Ahnung, wie das bei uns zugeht. Kein Mensch hört auf mich.“

„Weil du dir alles gefallen läßt. Wenn mir Tante Alizia was sagen will, dann lauf ich einfach weg. Die ist dann froh, wenn ich überhaupt zurückkomme.“

„Und dein Vater?“

„Den sehe ich doch nur Sonnabend und Sonntag. Der ist zufrieden, wenn ich ihm nicht zu viel Krach mache. Mein Alter fängt doch erst um vier mit den Häfen an, wenn die andern Feierabend haben. Früh schläft er, und wenn ich aus der Schule komme, pennt er schon wieder. Du mußt weglaufen. Mit Hanna.“

„Da holen sie mich schon am nächsten Tag.“

„Dann versteck ich dich bei uns in der Laube. Das paßt ganz gut, denn . . . aber du darfst niemand was erzählen. Also, der Fredi, weißt du, der beim Klennerwilli den Einträger macht, der will wieder fort. Den haben sie doch vorige Ostern hergeschickt, als er grad vierzehn war. Jetzt paßt ihm der Laden nicht, und er will wieder ins Sudetenland machen. Das Bullenkloster hat er bis oben. Früh kommt er nicht los, da läuft er schon heut abend weg. So um elf ist er vor der Laube. Ich bin auch da. Du darfst aber keinem Menschen was sagen . . .“

„Und Hanna?“

„Nein, das ist nichts für Mädchen.“

„Du, ich bring unsern alten Detektor mit. Wir bauen dann eine Funkstation, weißt du, wie in dem Film, wo die im Urwald . . .“

Sie sahen, wie der Lehrer mit seiner Frau durch die Pforte ging, und sogleich stiegen sie über das Dach des Fahrradschuppens auf die Hofmauer, ließen sich herab und liefen davon. Hansjürgen fiel ein, daß er die Sache mit Hanna sofort dem alten Gutsche erzählen mußte.

Der Meister strich den Zaun, der vom Haus zum Brantweinssee hinunterführte und seinen Obstgarten vom Nachbargrundstück trennte. Er saß in der Kniebeuge und hielt in der Hand eine Konservenbüchse mit grüner Farbe. Als er von Hanna hörte, band er die Schürze ab und lief sofort zu seiner Frau.

„Na, dann geht man in die Erdbeeren“, kam er zurück.

„Ist ja nichts mehr dran“, sagte Hansjürgen.

„So? Na, als ich so ein junger Kerl war, da hab ich die Erdbeeren unter dem Schnee gefunden.“

„Unter dem Schnee?“

„In Rußland?“

Der alte Gutsche rückte an seiner Brille und setzte sich auf eine leere Kiste. Mit dem Pinsel zeigte er auf Hansjürgen: „Genau so groß wie du war ich, mein Vater fing gerade in der neuen Hütte an, am Njemen. Wißt ihr, wo der Njemen liegt? Na, jedenfalls hatten wir einen sehr harten Winter. Nun dürft ihr euch die Hütte nicht vorstellen wie hier die Achse. Das war mehr eine Bude aus Brettern und Balken. Sie stand ja auch nicht lange. Sobald das Holz ringsherum geschlagen war, zogen wir weiter, und mitten im Walde wurde dann eine neue Hütte gebaut. Stimmt, ich war genau elf Jahre. Zehn Stunden Arbeit, von sechs bis vier, und dann mußten wir noch die Häfen ausnehmen und neu einlegen. Wir Einträger kamen überhaupt nicht aus der Hütte raus. Geschlafen wurde im „Schwarzen Adler“. Habt ihr davon gehört? Na, das ist der Aschenofen, in dem auch

das Glas gekühlt wurde. Auf dem Ofen wurde das Holz gedörret, und zwischen diesem Holz haben wir geschlafen. Stand man früh auf, so war man über und über schwarz von Ruß. Daher hieß es auch der „Schwarze Adler“. Und das war nicht etwa hart. Der ganze Boden lag ja voller Flugasche. Frieren brauchte keiner. Früh hat uns dann der Schmelzer geweckt.

„Und die Erdbeeren?“

„So, ja, es war also hoher Schnee, und die Hütte war einfach auf den Waldboden gesetzt. Im Spätsommer hatten wir gebaut. Noch beim stärksten Frost war der Boden vor dem Ofen ganz warm. Na, und wie ich da eines Tages vor der Hütte fege, finde ich unter den warmen Balken frische Blätter, und richtig, eine Erdbeere. So groß.“

Die Jungs sahen bald auf die gekrümmten Finger, zwischen denen ein mittlerer Apfel durchfallen konnte, bald auf das ernsthafte Gesicht des alten Gutsche. „Jaja“, nickte er ermunternd.

„Und die Schule?“

„Na, wo denkt ihr hin. Mitten in Rußland. Manchmal lernten wir was, wenn Vater in eine große Hütte ging und mit uns in der Ortschaft wohnte. Die meisten Glasmacher waren ja Deutsche. Dann wurde ein Lehrer gesucht, aber das war bloß ein fortgeschrittener Schüler. Die Schule wurde reihum bei den einzelnen Familien gehalten, jeden Tag in einem anderen Hause. Der Lehrer bekam im Monat für jedes Kind einen Rubel. Na, der Glasmacher muß die Welt sehen, da lernt er am meisten. Die ersten zehn Jahre war ich

mit den Eltern in Ungarn, später in Rußland, in Portugal, Osterreich, in der Türkei, in Rumänien, und immer wieder in Rußland."

„Alles mit der Bahn?"

„Aber woher. Die größten Strecken haben wir zu Fuß gemacht, jedenfalls als Gesellen. Da war ich nachts beinah mal unter den Zug des Großherzogs gekommen. Wenn der fuhr, hatte nämlich die Lokomotive ein drittes Licht am Schornstein. Das war in den Sümpfen von Kofitno, und wer da nicht versinken wollte, ging eben auf dem Bahndamm. Na, da mußte man oft die Nacht durch laufen, bis man wieder ein Dorf traf. Damals hab ich Irrlichter gesehen, rote, grüne, die huppten nur so in der Dunkelheit. Und mit einem Male war es der Zug vom Großherzog. Mit drei Lichtern. Da bin ich aber in den Graben gesprungen, Jungejunge. Dem Großherzog konnte das nicht passieren."

„Hatten Sie denn kein Geld?"

Der alte Gutsche rührte in dem Farbentopf. „Mal ja, mal nicht. Doch, wir sind auch mit der Bahn gefahren. Dazu brauchten wir aber kein Geld. Man mußte bloß wach sein. Die Schaffner nahmen uns schon mit. Bloß die Kontrolleure konnten uns nicht leiden. Aber auf der Strecke nach Kiew wußte man schon, ob der Kontrolleur im Zuge war oder nicht. Wenn der Zug in die Station fuhr, stand auf dem letzten Perron der Schaffner und winkte mit der Laterne. War der Kontrolleur im Zuge, so zeigte der rotes, sonst weißes Licht. Auf der ganzen Strecke gab

es nur einen Kontrolleur. War die Luft rein, so sprang alles auf. Von jedem blinden Passagier bekam der Schaffner einen Kubel. Mir ist es wirklich passiert, daß alle Taschen leer waren, nicht eine Kopete. Der Schaffner sah mich lange an, und ich erzählte ihm, daß ich Glasmacher bin.

„Hast du einen Revolver?“, fragte er mich plötzlich.

Ich war ganz erschrocken. „Woher soll ich einen Revolver haben? Ich bin doch kein Verbrecher. Warum denn?“

„Dann müßtest du Kontrolleur erschießen, damit auch arme Leute Bahn fahren können.“

Der alte Gutsche lachte. „Der Schaffner hat mir leid getan. Zu essen gab er mir, und er ließ mich die Öfen im Schlafwagen heizen. Wie ich da Feuer mache, höre ich, daß die Kollegen meinem Schaffner böse zusetzen. Sie verlangten ihren Anteil und wollten nicht glauben, daß er mich umsonst fahren ließ.“

Er drehte sich eine Zigarette. „Seht bloß zu, daß ihr bald aus Lauterbach rauskommt. Draußen in der Welt, da könnt ihr was lernen, da werdet ihr was. Als ich noch so jung war wie ihr . . .“, er seufzte.

Hinter dem Bahndamm tauchten Willi Klenner und Heinz Tillack auf. Der Glasmacher ging ihnen entgegen.

„Hast du gehört?“, flüsterte Anton Zuchel. „Man kann umsonst mit der Bahn fahren, wenn man nur will.“

Hansjürgen dachte nach. „Die haben heute aber keine Öfen mehr in den Schlafwagen.“

Anton sah ihn groß an. Aber Schaffner sind gute Menschen, das hatte der alte Gutsche ja eben erzählt, und der mußte es wissen. „Vielleicht läßt er uns die Schuhe putzen.“

„Du, heute abend komm ich“, nickte Hansjürgen.

XIII

Annemarie Bischoff arbeitete in der Lohnbuchhalterei. Neben ihrer Schreibmaschine standen stets Blumen, die sie sich selbst mitbrachte. Mit dem Rücken saß sie gegen die Straßenseite. Die Fensterfront zu ihrer Einsen lag über der Einfahrt. Die Aussicht ging auf den Fabrikhof. Den winkligen Platz schloß die Wanne ein, über der sich das Dach von Ofen Drei erhob.

War der Dienst herum, so gab sie den Blumen neues Wasser und stellte sie auf das Fensterbrett. Schon fünf vor voll schlossen ihre Kolleginnen die Bücher, dann stellten sie den Spiegel vor sich auf. Sobald die Sirene heulte, waren die ersten in der Tür. Annemarie ließ sich Zeit. Wenn sie mit der Base von der Leitung zurückkam, lag das Büro verlassen. Sie kämmte sich die Haare und legte Puder auf. Dann schloß sie ab und brachte den Schlüssel zum Pförtner.

Am Sonnabend war schon um zwölf Uhr Büro-schluß. Ehe sie Heinz traf, trat sie vor den Glaskasten, in dem die Post auslag. Sie erwartete nichts, außerdem war es nicht ihre Gewohnheit, sich in das Werk schreiben zu lassen. In der Glasscheibe konnte sie übersehen, wer in ihrem Rücken die Hütte verließ. Sonn-

abend pflegte um diese Zeit auch Dr. Weidmann über den Hof zu kommen. Draußen ging sie ihm aus dem Weg. Sie hatte es jedoch gern, wenn er sie nach Fabriktschluß in seinen Wagen einlud, der vor dem Tor stand. Manchmal ließ er sie sogar ans Steuer. Vor einem Jahre hatte sie fahren gelernt, weil sie meinte, daß es ihr gut stand. Zu Fuß pflegte sie hinter der Achse in den Kapellenweg zu verschwinden, der um den Stadtkern einen Bogen schlägt und weit hinter der Seimfabrik die Bismarckstraße schneidet. Mit Dr. Weidmann jedoch fuhr sie am Bahnhof vorbei und über den Markt die lange Kastanienallee hinunter. Es gab ein besonderes Gefühl, vor den Augen der Nachbarn aus dem gepflegten Wagen zu steigen. Zum Abschied gab sie ihm kameradschaftlich die Hand und lachte „Nichts für mich“, wenn er sie zu einer Rundfahrt für den Sonntag einlud. Ohne sich umzusehen, trat sie durch die niedrige Tür in das Gartenhäuschen ihrer Tante. Dabei wußte sie, daß er wartete, bis sie von innen wieder abgeschlossen hatte.

In der Glascheibe sah Annemarie den Bürovorsteher heranhinken. Ludwig Weidmann war also noch oben, er ging meist als letzter. Sie trat jetzt vor den nächsten Aushangkasten und las die Bekanntmachungen der Werkschar.

Eigentlich hatte sie Grund genug, die Heiratsabsichten des Direktors ernster zu nehmen. Solange sie ihn kannte, und das waren nun schon über vier Jahre, mißfiel ihr seine selbstsichere Art. Er umwarb sie mit der gönnerhaften Liebenswürdigkeit des Mannes, der sich

für eine „Partie“ hält. Vielleicht hätte sie sich an diese Untugend gewöhnt. Ludwig Weidmann konnte einer Frau alles bieten, was sie sich in Lauterbach nur wünschen mochte. Auch das füllige Kinn und die schlechten Zähne hätte sie mit der Zeit hingenommen. Schließlich riß man sich in Lauterbach um Männer, die außer ihrer Position allenfalls eine stadtbekanntere Vergangenheit in die Ehe brachten. Weidmann war ein solider Mann mit gutem Einkommen, und seine Schönheitsfehler hätte Annemarie leicht vergessen.

Ihre Tante sorgte jedoch dafür, daß seine Werbung vergeblich blieb. Fräulein Bischoff, eine ältere Mittelschullehrerin, hatte den höflichen Direktor auf einem Wohltätigkeitsbasar des Frauenvereins kennengelernt, als er noch keine zwei Wochen in Lauterbach wohnte. An seiner Sprache erkannte sie den Landsmann, beide stammten aus Berlin. Die Tante schwärmte von ihm, sie war stolz auf ihre Eroberung. Daß Dr. Weidmann der richtige für ihre Nichte war, stand außer Zweifel.

Für Annemarie genügten jedoch diese Anpreisungen, um den neuen Direktor unbefehlen abzulehnen. Anfangs war es der Tante gar nicht so ernst mit dem Landsmann. Sie wollte ihre Nichte von der hoffnungslosen Neigung befreien, die sie mit Heinz Sillack verband.

Annemarie verschwieg, daß sie noch immer an ihrer ersten Liebe hing. Für die Tante war sie nicht ein Mädchen wie jedes andere, sondern die Tochter des verstorbenen Amtsgerichtsrates Dr. iur. Bischoff. Die Lehrerin konnte ihrem Bruder nicht verzeihen, daß er für die standesgemäße Erziehung seiner Tochter nichts

hinterließ. Für Annemarie kam natürlich nur die Universität in Frage. Das Geld fehlte jedoch, und so verdiente sich Annemarie ihren Unterhalt als Kontoristin. Die Tante vergaß jedoch nicht, daß Annemarie im Grunde keine Kontoristin war, sondern die Tochter des Amtsgerichtsrates Dr. iur. Bischoff. Für sie war die Nichte so viel wie die letzte Namensträgerin eines alten Geschlechtes. Solange Annemarie auf die Schule ging, mußten sie sich einschränken. Zum Ausgleich dafür wurden die Margarinebullen von Rosenthaler Porzellan gegessen, und über den alten Filzhut zog die Lehrerin einen Schleier, der ihrer schmalen Figur die distinguierte Würde einer Matrone verlieh. Sie erinnerte Annemarie täglich an die Verpflichtung, die eine so gute Herkunft mit sich bringt. Mit besonderem Eifer überwachte die Lehrerin ihren Umgang. Auf der Schule durfte sie sich mit Offizierstöcktern, mit den Mädchen aus Akademikerkreisen und Direktorenfamilien befreunden. Kaufmannskinder dagegen oder gar die Töchter kleiner Beamter durften nicht ins Haus.

Annemarie blieb ein silles Mädchen, und die Tante war mit ihrem Erziehungswerk zufrieden. Die erste Überraschung erlebte sie, als Annemarie mit einer Zigarette aus der Fortbildungsschule kam, und als sich die Nichte das erste Mal von dem Sillack bis vor den Gartenzaun begleiten ließ, weinte die Lehrerin still in ihr Spitzentuch. Es stellte sich dabei heraus, daß die sanfte Annemarie pfeifend über die Tränen ihrer Tante hinwegging und in einem viel zu leichten Röckchen vor das Haus lief, wo sie der Sohn des Eisenhändlers er-

wartete. In der weiteren Entwicklung gab die Lehrerin dem jungen Mann die Schuld, auch später noch, als er schon lange nicht mehr in Lauterbach wohnte. Sie begriff nicht, daß es der neue Beruf war, der das Mädchen zu einem selbständigen Menschen erzog.

Anfangs hatte Annemarie einen schweren Stand unter ihren Kolleginnen. Die Mädchen brachten sie mit schlagfertigen Reden in Verwirrung, und sie war bald das Dummchen des Büros, weil sie über die einfältigsten Witze lachte. Den intimen Gesprächen der Kolleginnen folgte sie mit verlegenem Ernst. Sie fühlte sich ausgeschlossen. Sechzehn Jahre war sie, und in diesen Wochen lernte sie den Oberprimaner Heinz Tillack kennen, dem sie mit dem ersten Kuß das Geständnis all ihrer Seelennöte schenkte. Die zukunfts-sicheren Augen des hochgeschossenen Jungen nahmen sie gefangen, und sie träumte von dem Erfolg seiner Opern. Heinz wollte damals Musiker werden. In dem verträumten Glanz ihrer Augen fand er das Vertrauen, das er im Vaterhause vergeblich für seine Zukunftspläne suchte. Von Weihnachten bis zum Johannistage dauerte ihre schwärmerische Gemeinschaft, dann ging Heinz nach Berlin.

Wieder wurde das Büro der Mittelpunkt ihres Tages. Allmählich fand sie sich in dem Unterhaltungston ihrer Kolleginnen zurecht, und bald konnte sie bei dem täglichen Schwatz mithalten. Mit der häuslichen Bevormundung der Tante war sie fertig geworden, und nun eroberte sie ihren Platz im Büro. Unter lauten Reden begrub sie ihr Unterlegenheitsgefühl, und im Kino

lernte sie, was sie vom wirklichen Leben bisher nicht begriffen hatte.

Die Träumereien ihrer Mädchenjahre rettete sie in die Briefe, die sie mit Heinz wechselte. Sobald sie das Büro verließ, ging sie allein, und nach den unerquicklichen Tischgesprächen mit der alten Lehrerin flüchtete sie sich zu ihrem Schreibblock, auf dem alles lebendig wurde, was ihr die Wirklichkeit versagte. Diese briefliche Gemeinschaft wurde für sie zu einer zweiten Welt, hinter der die gleichtönigen Stunden des Tages versanken. Das Kontor war die notwendige Gegenwart. Die Zukunft aber lag in einer besseren Welt. Niemand folgte ihr in dieses Reich, das Heinz Zillack gehörte. Er wartete auf sie, und eines Tages würde er sie holen.

Die Tante vergaß noch immer nicht, daß Annemarie die Tochter des Amtsgerichtsrates Dr. iur. Bischoff war, und da sie die Zukunft ihrer Nichte wie ein kostbares Erbsilber verwaltete, nahm sie sich auch das gute Recht, den weißen Schrank zu überwachen, zu dem sie einen zweiten Schlüssel hatte. Die Briefe langweilten sie, und an den langatmigen Kunstbetrachtungen des Malers fand sie keinen Geschmack. Der Sohn des Eisenhändlers gefährdete ihre Pläne. Sie haßte ihn, und dazu bedurfte es nicht mal der bösen Worte, die der Maler in jedem Briefe über sie fallen ließ. Vom Heiraten stand zwar nichts zu lesen, aber die Lehrerin kannte sich in dieser Welt aus. Der neue Direktor kam ihr gerade recht. Er stammte aus einer Pastorenfamilie, und das gab in ihren Augen der Position des Akademikers die ideale Abrundung.

Annemarie wollte jedoch nicht.

Weidmann hatte nicht das Zeug, um das ferne Reich ihrer Briefe zu erschüttern. Er blieb draußen und war zufrieden, wenn er sie am Sonnabend nach Hause fahren durfte. Seine Selbstgefälligkeit ersparte ihm unruhige Stunden. Er war seiner Sache sicher.

Als sie Heinz sah, gehorchten ihr die Füße nicht mehr, und ein Radfahrer schlug mit plötzlichem Klingeln einen Bogen um sie. Sie konnte sich noch rechtzeitig fassen, ehe er sie erblickte, und über die Verlegenheit der ersten Begrüßung half sie sich mit der vorlauten Gesprächigkeit hinweg, die sie im Büro gelernt hatte. Sie erwartete eine Erklärung von ihm, irgendeinen Grund für sein Schweigen. Er wich aus. Mehrmals fuhr er sich mit dem Taschentuch über die Stirn, und beim Abschied war er der unbeholfene Junge wie vor zwölf Jahren. Sie war ihm also noch nicht gleichgültig geworden, und schwer fiel ihm wohl nur das erste Wort.

Sanftsam bog sie in den Kapellenweg ein. Es ging für sie nicht mehr um einen Traum, um eine Mädchenhoffnung. Wenn sie Heinz verlor, dann blieb ihr weiter nichts als das Kontor, ein Leben lang im Büro, oder Ludwig Weidmann, oder ein anderer, irgendein anderer. Dann konnte es schon ebenso gut der Weidmann sein. Dann war alles gleich. Ihr Briefwechsel mit Heinz und die gefühllose Heiratspolitik der Tante hatte sie mit Abscheu gegen die guten Partien und gegen die sichereren Ehen erfüllt. Sie konnte nicht mehr zurück. Solange Heinz für sie lebte, nahm sie die Kontorarbeit hin wie die Neben der Tante: Schattenspiele, und

wirklich war nur das Bild von Heinz. Freundinnen hatte sie im Büro nicht gefunden, und für die Kollegen war sie stets die Tochter des Amtsgerichtsrates geblieben. Mit Heinz fühlte sie sich reich, und sie war jetzt zu stolz, um die verarmte Prinzessin zu spielen. Der Weidmann würde sie nehmen, andere vielleicht auch. Aber Heinz?

Als ihr der Rektor nachmittags die Einladung zu Anita Leuschner brachte, verlor sie alle Zweifel. Der alte Ibel kam im Auftrage seines Neffen, und es war gar nicht mal notwendig, daß er die Grüße seines Neffen mit einem Augenzwinkern vortrug.

Die Tante begriff den Zusammenhang. „Vergiß nicht, daß ich die Wohnung zum ersten Juli kündigen werde. Ich habe keine Lust, meine Pension in Lauterbach zu lassen. Jetzt kann ich ebensogut in Berlin leben. Du hast dann niemand mehr, der sich hier um dich kümmert.“

Annemarie verstand den Wink. „Vielleicht ziehe ich auch nach Berlin. Wer weiß?“

Sie ließ die erstaunte Tante allein und zog sich um. Die ganze Woche war sie nicht an die Luft gekommen, sie sah blaß aus. Eine Stunde Tennis würde ihr gut tun. Auf dem Platz erfuhr sie, daß auch Weidmann bei Leuschners eingeladen war. Es war ihr angenehm. Heinz konnte ganz gut sehen, wie sich auch andere um sie bemühten.

Daß er nicht eben freundlich zu Ludwig Weidmann sprach, befriedigte sie. Er war eifersüchtig, sie hatte ihn also noch nicht verloren.

Dr. Weidmann sagte ihr nach dem Tennisspiel Komplimente und wollte sie begleiten. „Sie sehen heute so blühend aus, Fräulein Bischoff. Sie sollten öfter auf unseren Platz kommen. Es liegt ja nur an Ihnen . . .“

Sie band das seidene Tuch um den Kopf, die roten Enden des Knotens standen wie zwei Hörner über ihrer Stirn. „Natürlich liegt es an mir. Was meinen Sie, ich könnte heute Bäume ausreißen.“

„Ich wollte sagen, werden Sie denn immer bei uns arbeiten? Das ist doch nichts für Sie. Ein eigener Tennisplatz und ein Schwimmbassin vor dem Hause, das würde einer schönen Frau wie Ihnen stehen. Ich hab recht, Sie brauchen nicht den Kopf zu schütteln. Und es liegt alles nur an Ihnen, warum wollen Sie nicht?“

Annemarie legte den Mantel um ihre Schultern. Sie behielt die weißen Shorts an und rollte den Leinenrock in ihre Tasche. Die Begleitung Weidmanns lehnte sie entschieden ab, und ehe er ihr folgen konnte, sprang sie über das Netz und lief davon.

Unter den Linden des Heldenfriedhofes suchte sie eine Bank. Sie legte den Mantel ab und streckte die Füße aus. Auf den Schenkeln fühlte sie die flutende Wärme der Sonnenstrahlen. Sie schloß die Augen. In den Kiefern rief der erste Kuckuck. Lanasam zog sie ihre Beine an und umfing mit den Händen die

Knie. Die Luft war weich. Der Wind trug den Duft von frischem Harz herüber. Über der Stadt läutete eine Glocke.

Annemarie öffnete die Augen. Am Himmel stand ein steiles Wolkensegel. Als ein Zitronenfalter über die blühenden Hügel taumelte, lächelte sie.

XIV

Seitdem es der alte Gutsche mit der Galle hatte, arbeitete er nicht mehr am Ofen. Als er in dem ukrainischen Städtchen Romanow lernte, kannte man noch keine Arbeitsteilung, die den Werdegang des Glases auf hundert Hände und Maschinen verteilt. Wer mit der Pfeife umging, verstand auch zu sprengen, zu säumen, zu schleifen und zu gravieren. Die Umstellung war daher nicht schwer, als der alte Gutsche den Hafenofen verließ und in die Raushschleiferei wanderte. Nach dem Kriege hatte er gut verdient. Seine Frau hielt das Geld beisammen, und so bezog er im Jahre Siebenundzwanzig sein schuldenfreies Häuschen am Branntweinssee. Anton Gutsche war jetzt nahe an die Sechzig, und er konnte sorglos seine Hände in den Schoß legen. Wenn er trotzdem jeden Morgen um halb sechs zur Achse lief, war es nicht der Wochenlohn, der ihn zog. Jetzt bekam er nicht mehr den dritten Teil von dem Verdienst, den er in guten Zeiten als Glasmacher heimbrachte. Damals kam ein Hohlglasbläser auf hundertfünfzig in der Woche, und bisweilen wurden es zweihundert. Der alte Gutsche erzählte

gern von den Nächten zum Sonntag, die er in der Hütte verbrachte. Auf dem Heimwege von der Arbeit begegnete er den Kirchgängern. Geld war genug durch seine Finger gegangen. Was er auf seine alten Tage bekam, gab ihm zu ernststen Selbstgesprächen Anlaß. Jedenfalls lag darin nicht der Grund, der ihn noch immer in die Hütte trieb.

Eher schon handelte er aus einer Art Ungläubigkeit heraus, mit der die Glasmacher alten Schlages die guten Zeiten hinnahmen wie die schlechten. Weder seinem Haus noch den Ersparnissen traute er. Als Anton Gutsche anfang, gingen die Glasmacher in die Wälder. Dort fanden sie am billigsten beisammen, was sie für den Ofen brauchten: Holz und Sand. Oft ließen sie das letzte Dorf eine Tagesreise hinter sich und arbeiteten monatelang abgeschlossen von aller Umwelt. Das Glas zwang sie, wie die Köhler zu leben. Sie waren keine Bürger, und sie entwickelten keinen Gemeindefinn. Die Glasmacher jener Tage lebten nach den Gesetzen eines fahrenden Ordens. Je tiefer sie in die Wälder gingen, um so mehr waren sie aufeinander angewiesen. Ihr Berufsgefühl erstarkte in dem Maße, wie es dem städtischen Handwerk verloren ging. Wo eine Hütte stand, waren sie zu Haus, und der Wald wurde ihre Heimat. Ob sie nach Schweden oder in die Türkei kamen, in den Hütten waren sie unter sich. Überall trafen sie Deutsche, und es gab schlesische und bayrische Glasmacherfamilien, die schon seit Generationen im Ausland lebten. Die Glasmacher kannten keine Grenzen, und sie wurden nur festhaft, um bald

wieder aufzubrechen. Die Sprache verband sie und die Kunst ihrer Hände. Lag die Hütte in einer Ortschaft, so sonderten sie sich ab wie Verschworene. Kein Glasmacher nahm ein Mädchen „aus dem Ort“. Sie heirateten untereinander. Wo sie Arbeit nahmen, fanden sie ihre Familie, und es trafen sich kaum zwei Glasmacher, die nicht auf irgendwelchen Umwegen verwandt waren.

Unter dem verrußten Hüttendach, im Schatten der unwegsamen Wälder formten sie mit den Gläsern ihr Bild vom Leben. Es wurde klar und ausgewogen, wie der Pokal, der unter ihren Händen entstand. Ihre Lebensweisheit spiegelte die Heimlichkeit der Wälder und die Weite ihrer Wanderungen. Mit den Köhlern teilten sie den Aberglauben und das Mißtrauen gegen die andern. Aber ihre Gedanken mochten noch so krumme Wege gehen, sie hatten stets die ausgearbeitete Klarheit der verschlungenen Schleifmuster auf ihren Gläsern.

Der Beruf gab den Versprengten das Dach, unter dem sie sich sammelten. Weder ein Vaterland noch die Kirche reichte bis zu ihren fernen Wäldern. Die großen Bindungen fehlten, um so stärker entwickelten sie alle Formen der persönlichen Zusammengehörigkeit: Familie, Freundschaft und Kameradschaft. Sie halfen sich mit dem Eifer von Sektierern, und den Ausgestoßenen verfolgten sie ohne Erbarmen.

Die Hütten brauchen Frieden. Gibt es Krieg, Mißernten oder Wirtschaftskrisen, so wird der Glasmacher als erster getroffen. Seine Waren wechseln die Gren-

zen, und wo sich zwei Länder gegeneinander abschließen, leidet der Glashandel. Wer sich einschränken muß, kauft keine kostbaren Gläser mehr. An seinem Ofen hört der Glasmacher nicht viel von Politik. Eines Tages weist man seine Ware zurück. Irgendwo ist Krieg. Die Ofen erkalten, und er steht vor dem Nichts.

Der Schlag kommt unerwartet, und dennoch hat ein rechter Glasmacher „das alles längst erwartet“. Sein Mißtrauen ist stets wach. Er hält nicht viel von den anderen, und geht es schlecht, so liegt die Schuld nicht bei ihm, sondern draußen. Die Arbeit über dem zerbrechlichen Glas, das unbeständige Wanderleben und das Mißtrauen gegen die Umwelt geben dem Glasmacher einen tiefen Zweifel gegen diese Welt. Vom Frieden, vom guten Wetter und von einem schweren Verdienst darf man nicht zu viel halten, wie leicht sind sie hin. Je feiner und vollendeter ein Glas geblasen ist, um so leichter springt es. Auch am heitersten Tage spürt der Glasmacher die Nähe des Unwetters.

Kriege, Hagel und Revolutionen hatte der Glasmacher überlebt. Hütten verfielen oder brannten nieder. Der Glasmacher zog weiter und baute neu.

Die Maschine jedoch zwang ihn zu Boden, den alten Glasmacher. Ob er nach Belgien oder Portugal flüchtete, überall traf er die Maschine, und sie folgte ihm bis in die russischen Wälder.

Das Bibb-Owens-Patent trieb die Glasmacher in die Fabrik. Belgisches und französisches Kapital finan-

zierte den Siegeszug der amerikanischen Erfindung durch Europa. Glasfabriken wuchsen. Sie wurden aus Stein gebaut und lagen nicht mehr in den Wäldern. Die Glasbläser gingen in die Stadt und gaben ihr Wanderleben auf. Flaschen, Tafel- und Spiegelglas wurden bei Ausbruch des Weltkrieges nur noch durch die Maschine hergestellt.

Die Maschine brachte das Preßglas. Handgeblasen wurde nur noch das edle Hohlglas. Der Glasmacher gab jetzt die Arbeit aus der Hand, sobald er das Glas von der Pfeife klopfte. Er arbeitete noch immer auf der Bühne unter dem hohen Hüttendach. Rote, gelbe und weiße Glastropfen tanzten glühend um den Ofen. Eine schweisgarnende Behendigkeit erfüllte den Raum, wie damals, in Rußland, in Rumänien. . . Vor den hohen Fenstern aber lagen jetzt die Maschinenhallen, gelbe und rote Ziegelhäuser, die der Hütte nach allen Seiten den Weg verlegten. Um die Hallen spannte sich die hohe Fabrikmauer. Nachmittags um vier ging der Glasmacher durch das Tor. Draußen war er frei. Aber jeden Morgen um sechs kehrte er zurück, in die Fabrik, die ihn um sein Wanderleben und um die alte Kunst des Glasmachens betrogen hatte.

Der alte Gutsche verließ Rußland, um in England Arbeit zu suchen. Unterwegs überraschte ihn in Deutschland der Weltkrieg. Anton Gutsche blieb in Lauterbach und heiratete die Tochter eines Schmelzemeisters. Der Frieden kam, und die Glasindustrie erholte sich nur sehr langsam. Die Löhne waren schlecht, und Anton Gutsche mußte jetzt für zwei sorgen. Ruß-

land, die Heimat aller Glasmacher, war verschlossen. Anton Gutsche träumte von dem Wanderleben, das er bald wieder aufnehmen wollte. Vorläufig blieb er jedoch in Lauterbach. In den VEB arbeitete er, dem größten Hohlglasbetrieb des Reiches, aber er fand sich nicht mehr zurecht. Das Werk eroberte die alten Absatzgebiete zurück, und es wurde bald wieder verdient. Gutsche baute sich ein Häuschen, legte ein Konto an und brauchte sich keine Sorgen zu machen. Vierzig Jahre lang hatte er in das glühende Glas gesehen. Die Augen ließen nach, und er wurde gallenkrank. Er hatte allen Grund, mit der Welt zufrieden zu sein, die zwischen seinem Haus, dem Branntweinsee und dem Geflügelstall lag. Anton Gutsche blieb jedoch der alte Glasmacher, der weder dem eigenen Grund und Boden noch dem Bankkonto traute. Ihm war schon zu viel in Scherben gegangen. Täglich lief er in die Fabrik, die ihn aus den Wäldern verbannt hatte und seinen glaskundigen Fingern nur noch Handlangerarbeit gab.

In der Hütte blieb er jedoch bei seinem Glase, und das war wohl der letzte Grund, warum er mit seinen sechzig Jahren noch keine Ruhe fand. Auch ein Schloß hätte ihn nicht halten können. Das Glas hatte ihn behezt, und es war jetzt seine unglückliche Liebe.

„Aber ich bitte Sie“, sagte er zu Heinz Sillack, „Sie wollen doch nicht etwa in diesem gräßlichen Lauterbach bleiben. Das ist nichts für junge Leute. Für Sie steht die Welt offen. Wo Sie hinkommen, überall liegt das

Geld auf der Straße. Man braucht nur die Augen offen zu halten. Was meinen Sie, in Ihrem Alter hätte ich ein Vermögen machen können. Oh, ich hatte schon Ideen. Aber ich hab immer bloß auf das blöde Glas geguckt, mein Leben lang, und da sitz ich jetzt mit meiner Kunst in Lauterbach."

Sie saßen in der Laube. Auf dem Tisch standen Bierflaschen. Frau Gutsche verlas Johannisbeeren. Willi Klenner flichte an einer Fischreufe, und die beiden Jungs schnitten sich aus einer Weidengerte Pfeifen. Über dem See stand die gelbe Mondsichel.

"Um das Geld ist es mir nicht", sagte Heinz. "Dem bin ich lange genug nachgelaufen. Ihr lebt hier glücklicher. Es geht also auch anders."

Der alte Gutsche stopfte sich eine Zigarette. "Komisch, ihr jungen Leute seid euch alle ähnlich. Klenner redet auch so ein Zeug. Wir haben damals ordentlich verdient. Und wenn nichts war, dann wurde das Zeug gepackt, und wir suchten uns eine andere Hütte. Aber warten, bis besseres Wetter kam, nein, das haben wir nicht gekannt."

"Die meiste Zeit habt auch ihr nichts in den Taschen gehabt", warf Willi ein. "Und zu Fuß seid ihr auch gelaufen."

"Das stimmt. Wie wir verdienten, so wurde es auch verburnst. Da gingen schnell mal fünfzig Kubel weg. Aber wir kriegten es wieder rein, und das war die Hauptsache."

„Prost!“, lachte Willi. „Dann gehen Sie doch morgen mit Heinz wieder auf die Walze. Der macht schon mit. Aber ohne mich.“

Anton Gutsche warf die Augenbrauen hoch. „Wenn ich es nicht mit der Galle hätte, würde ich heute noch loslaufen.“

„Na hör mal“, unterbrach ihn seine Frau.

„Und du mit. In Rußland ging das. Aber hier? Sucht euch doch mal ein Quartier, wenn ihr abends müde seid. Oder geht mal mit leerem Magen fechten. Das ist noch genau wie vor dem Kriege oder noch schlimmer. Schon damals war es in Deutschland nicht das Richtige für Glasmacher. ‚Was, so ein junger Mann und betteln?‘, hieß es, und dann wurde gleich der Polizist geholt. In Rußland war es ganz anders. Das russische Volk ist gastfreundlich. Da klopfte man nirgends umsonst, jedenfalls in den Dörfern und in den Arbeitervierteln. Und überall konnte man übernachten. Morgens ging keiner hungrig weg, und man bekam noch Essen mit auf den Weg. Besonders den Handwerker unterstützte der Russe. Für uns Glasmacher war es nirgends besser als drüben. Hier wollte man ja nicht verstehen, daß ein Glasmacher neben seinem Berufe nichts anfaßt. Wir waren doch nicht wie die Zimmerleute, die unterwegs bald beim Gärtner und bald in einer Papiermühle hängen blieben. Wir sind keine Gelegenheitsarbeiter. Wo sollten wir dann auch hin, so weit, wie die Hütten auseinanderlagen. Wenn es nicht anders ging, haben

mir unterwegs gefochten, und das war nirgends eine Schande.“

„Erzähl doch mal die Sache, wo sie dir einen aufbrennen wollten“, erinnerte ihn seine Frau.

„Aufbrennen, mir? Ach so, damals in Sofnowiec, bei der Dreikaiserecke. Nein, erst das mit dem Obsthändler. Wir hatten ja oft Geld bei uns, das wußten die Brüder, und auf unser gutes Geld hatten sie es abgesehen. Ich suchte damals meinen Freund, den Bauer aus Utikasch in Ungarn. Wir hatten zusammen gelernt, und dann verloren wir uns. Wie ich in die Hütte am Njemen kam, hörte ich von ihm, und als ich weiter zum Narew zog, war er auch grad wieder raus. Es war wie verhegt. Wo ich vorn reinkam, war er eine Stunde vorher hinten raus. Nun konnte ich ihm doch nicht gleich nach. Wenn ich schon eine Hütte erreichte, war wirklich nichts mehr in den Taschen. Erst mußte ich wieder einige Wochen arbeiten, bis die Tasche voll war. Wenn einer fortzog, hinterließ er ja, wohin er ging. Ich folgte ihm also nach Olessk, nach Kowel bei Brestlitowssk, nach Kiew und bis zur Petrikauer Hütte. Jedesmal war er grad vor mir weg. Nun war mir das schon ein richtiger Sport, ihn zu finden. Ich bin also wieder hinter dem guten Bauer her, und ich komme auch wieder nach Kowel. Ich hab gerade die Taschen voll Geld und geh in das Petersburger Hotel, da ladet mich ein Obsthändler zum Tee ein. Nach dem Tee gab es Schnaps und immer mehr Schnaps. Na, und am nächsten Morgen fand ich mich im Hotelzimmer ohne Schuhe, ohne Jacke. Da

haben mir doch die Brüder alles gemaust. Mit einem Güterzug bin ich weitergefahren und hab mich zwischen die Kundhölzer versteckt. Das war eine feine Tour."

"Und Ihr Freund?", fragte Hansjürgen.

"Ach so, der Bauer aus Utikäsch. Nein, nachdem die mich ausgenommen hatten, gab ich es auf. Mein Onkel hatte gerade eine neue Hütte am Njemen gebaut, da wollte ich hin. Unterwegs wollten sie mich als Spion aus dem Zuge holen. Ich war der einzige Zivilist, und die Bahn war nur für Militär freigegeben. Ich wußte von nichts und erfuhr erst hinterher, daß alles abgesperrt war wegen dem Kaisertreffen am Njemen. Ich hab ihnen schnell erzählt, daß ich Reservist wäre, und da kam ich durch. Bloß zurück, als ich nicht mal Arbeitspapiere hatte, da wollten sie mir einen aufbrennen. Wie ich da so . . ."

Die beiden Jungs hingen an den Worten des Glasmachers. „War das nicht schlimm, nachts so allein im Walde?“

„Aber Jungs, wovor soll man sich da fürchten? Einem armen Teufel lauert doch niemand im Walde auf. Und wer soll da kommen, da müßte einer schon lange aufpassen, bis er ein dummes Euder trifft. Die ganze Nacht könnt ihr im Walde spazieren, da seid ihr sicherer als in der Stadt. Damals sind wir auch nachts auf Wild gegangen. Jagen, fischen und Vögel fangen war für den Glasmacher frei, in der Sache war er Liebhaber. Einmal, wie wir so nachts . . .“

Hinter dem See lief der Bahndamm. Die Lichterschnur eines Gilzuges zog vorbei. Ein Fisch sprang.

Im Schilf träumten zwei Unken. Das Abendrot verging hinter einer Wolkenbank.

Heinz stand auf. „Hansjürgen, auf uns warten sie wohl schon. Wir müssen gehen.“

„Lassen Sie bloß die Finger vom Glas“, sagte der alte Gutsche zum Abschied. „Das ist heute nichts mehr. Früher, wie wir noch zwei Tage über einem einzigen Kelch saßen, da war noch was zu verdienen. Und das war ein richtiger Schliff. Das kann ja heute keiner mehr. Der Höfner würde staunen, wenn er meine alten Gläser sieht, aber was versteht der schon davon. Künstlerischer Leiter, wer hätte damals so was gebraucht. Kennen Sie unsere neuen Gläser? Eine Spirale, oder ein Blättchen, das ist der ganze Schliff. Ein Kind braucht man dazu, aber nicht uns. Damals war das Glasmachen Nerven- und Kopfsarbeit. Passen Sie auf, die Spezialisierung, wie ich immer sage, untergräbt die ganze Glasmacherei. Sie werden daran auch nichts ändern können.“

Sie standen in der Gartentür. „Ich werde mich schon reinfinden“, sagte Heinz.

Willi Klenner maß ihn mit einem fragenden Blick aus seinen schattigen Augenhöhlen. „Morgen denkst du anders. Laß dir man den Sekt gutschmecken und schlag dir ordentlich den Magen voll. Von der Hütte weißt du dann nichts mehr.“

„Vielleicht hast du recht.“

Anton Gutsche ließ sie noch nicht gehen. Seine Frau holte für die Jungs Schokolade. „So ist das mit dem Leben, Herr Tillack. Alles wiederholt sich. Sie sind

groß hinausgegangen, genau wie ich. Und ebenso klein kommen Sie zurück und müssen jetzt vielleicht ganz still arbeiten, wie jeder andre arme Schlucker. Niemand weiß, daß der Heinz Tillack oder der Anton Gutsche schon mal die Welt gesehen haben, gesehen und genossen. So ist das Leben. Wie mein Freund Bauer aus Utikasch zu sagen pflegte: Der Laufkreis läuft immer gleich."

"Du würdest mir damit einen großen Gefallen tun", sagte Willi Klenner auf dem Heimwege. „Du bringst die Wäsche zu deiner Kusine, dann sind wir sie los, und die Sache ist erledigt. Sonst müßte Hanna morgen extra noch mal rübergehen."

Sie sprachen über den alten Gutsche. „Er ist eben noch die alte Schule“, meinte Willi. „Aber wir mögen ihn alle sehr gern.“

Während der Unterhaltung fing Heinz das Gespräch der beiden Jungs auf, die sich unbeobachtet glaubten. Von Ausreißen und Wegbleiben und Nie-mehrwiederkommen war die Rede.

Heinz erinnerte sich an die Worte des Glasmachers: Der Laufkreis läuft immer gleich.

XV

Sorgfältig verschloß der alte Ibel seine Gläser-sammlung. Auch das Studierzimmer verriegelte er, und den Schlüssel steckte er zu sich. Ehe er in den Mantel schlüpfte, fuhr ihm die dicke Anna mit der Bürste über den Gehrock, und sie gab ihn nicht frei, bis er ihr die

Bürste aus der Hand nahm und selbst die Innenseite seiner Ärmel putzte.

„Vergessen Sie also nicht, daß wir morgen mittag außer meinem Neffen noch Fräulein Bischoff zu Gast haben.“ In der Tür strich er seinen Bart, bis er glatt über den Mantelausschlag fiel.

Der Rektor war zufrieden, und ihm war zumute, als müßte er sich selbst zu seinem Geschick gratulieren. Wenn Annemarie den Neffen heiratete, war sie gut aufgehoben und brauchte sich nicht zu beklagen. Der Eisenhändler Tillack hatte seinen Sohn enterbt und 40 000 Mark dem Schwager vermacht. Der Rektor ließ das Geld auf der Bank, später fiel es Heinz zu. Schade nur, daß der Schwager diese Tage nicht mehr erleben konnte. Der verlorene Sohn fand auf den richtigen Weg zurück, und er kam sogar wieder nach Sauterbach. Natürlich spielte Annemarie dabei keine unwichtige Rolle. Es war nicht zu verkennen, wie der Neffe noch immer an dem Mädchen hing. Dem Rektor war bekannt, daß Heinz durch all die Jahre mit ihr in Verbindung gestanden hatte. Sie besuchte ihn regelmäßig, und so war er stets über Heinz unterrichtet. In ihm lag es jetzt, den beiden Kindern, wie er sie in Gedanken nannte, den letzten Schritt zu erleichtern. Zu diesem Zweck brachte er sie heute abend bei Anita zusammen, und aus demselben Grunde hatte er die dicke Anna nach einer dreifachen Portion Kouladen in die Stadt geschickt. Der alte Ibel gab große Stücke auf einen guten Sonntagsbraten, und von dem Tischwein und der Kaffeestunde unter dem

Birnbaum versprach er sich eine gute Wirkung auf das Gemüt der Kinder. An einem Vorwand sollte es nicht fehlen, die beiden allein zu lassen.

Pünktlich erschien Walter Übel in der Parktür der Leuschnerschen Villa. Vor dem Spiegel des Empfangszimmers strich er liebevoll seine Bartsträhne glatt, und während ihn Elsbeth in das Herrenzimmer begleitete, schob er seine steifen Manschettenstulpen unter die Ärmel zurück. Er kam als erster.

„Wo ist denn Hansjürgen?“, fragte er.

„Die gnädige Frau hat ihn zu Bett geschickt, weil er so spät nach Haus gekommen ist. Klaus liegt auch schon.“

Um sich die Zeit zu vertreiben, wollte der Rektor in das Kinderzimmer gehen. Auf dem Gang traf er seine Nichte.

„Du siehst blaß aus, Anita.“

„Es ist kein Fertigwerden mit dem Haushalt, Onkel. Die Kinder machen zu viel Wirtschaft. Georg erwartet morgen einige Herren aus Berlin, da gibt es auch noch viel vorzubereiten. Ja, man hat es nicht so leicht. Du siehst ja, ich habe die ganzen Tage die Hände voll zu tun.“

„Du mußt mal ausspannen, Kind.“

„Ein Trost, daß wenigstens du dich um mich kümmerst. Georg ahnt ja von all dem nichts. Weißt du, ich möchte nämlich Dienstag nach Bad Tölz fahren. Die Gebirgsluft hat mir schon das letzte Mal so gut getan, und ich will keinen Menschen sehen. Wenn du mit Georg reden wolltest, er muß ja gleich kommen. Dann noch etwas. Von der dummen Sache mit dem

Mädchen, der Hanna, hast du ja schon heut mittag gehört. Ich bin ihr wohl etwas zu heftig gekommen, und in der ersten Hitze hatte ich ihr gekündigt. Ich hab es mir inzwischen anders überlegt. Das bißchen Kinderzeugs ist im Grunde diese Aufregung nicht wert. Sie hätte mich ja vorher fragen können, statt hinter meinem Rücken an den Schrank zu gehen. Nicht wichtig, ich hab ihr das Zeug geschenkt. Jetzt bockt sie natürlich. Das wäre nicht weiter schlimm. Ich bekomme aber so schnell kein anderes Mädchen. Wenn Hanna geht, kann ich nicht reisen. Elsbeth hat mit den Kindern genug zu tun, allein schafft sie es nicht. Ein neues Mädchen kann unmöglich in meiner Abwesenheit den Dienst antreten. Außerdem ist Georg so komisch. Er sieht nicht gern fremde Gesichter im Hause, und an Hanna hat er sich so gewöhnt. Er nimmt sie sowieso in Schutz, na, das bin ich ja nicht anders gewöhnt. Hanna will mich jetzt auf Knall und Fall sitzen lassen. Ihr ist der lächerliche Krach zu Kopf aestiegen. Was sagst du dazu? Georg will mit der Sache nichts zu tun haben. Wenn du nun mal mit ihr reden wolltest, Onkel. Es ist ja nicht wegen Hanna, sondern . . . Du siehst ja selbst, wie runter ich bin, richtig verbraucht. Sie ist jetzt in der Küche. Warte, ich werde sie dir mit dem Kognak schicken. Willst du mit ihr reden. Onkelchen?" Sie zupfte an der winzigen Ordensschleife, die in seinem Knopfloch saß.

Anita ging in das Schlafzimmer ihres Mannes.
„Stör ich dich auch nicht, Jörg? Ich wollte dich nur

fragen, ob du nicht vorher noch schnell einen Happen essen magst. Du bist doch hungrig von der Fahrt. Bis alle da sind, kann es noch eine halbe Stunde dauern."

Direktor Reuschner schnürte seine schwarzen Stiefel. Die steife Hemdbrust wölbte sich, das Haar fiel ihm über die Stirn. Ohne aufzusehen, schüttelte er seinen Kopf. „Ich habe im Speisewagen eine gute Krebs-
suppe gegessen. Danke, ich halt es auch so aus."

„Oder wenn ich dir selbst ein kleines Schnittchen mache und herbringe? Von gestern steht noch gebratenes Huhn im Eisschrank."

„Danke dir, mach dir keine Mühe. Würdest du das Deckenlicht einschalten? Danke."

Sie strich ihm das Haar aus der Stirn. „Ich kann dir also nichts bringen?"

„Laß man. Und ich hab jetzt wenig Zeit. Ich muß mich noch rasieren. Ist unten denn alles fertig, daß du nichts mehr zu tun hast?"

„Den ganzen Tag komme ich nicht aus dem Laufen heraus, und das genügt dir wohl immer noch nicht. Ich sehe dich die ganze Woche nicht, und wenn ich mich jetzt um dich kümmerge, dann schickst du mich weg. Kein gutes Wort hast du für mich, kein..."

„Aber Liebes, so hab ich es nicht gemeint. Versteh doch, ich hab allerhand hinter mir. Komm und setz dich hübsch neben mich, mit dem Rasieren kann ich ja noch warten. Aber was hast du, da brauchst du doch nicht gleich zu weinen, Anita."

Ihre Schultern zitterten. Sie preßte die Hände vor das Gesicht und lehnte sich schluchzend an die grünen Rippen der Zentralheizung.

„Aber Kleines, so hör mich doch an.“ Georg Leuschner faßte sie sanft bei den Handgelenken. „Nimm es mir nicht übel. Ich war sehr unaufmerksam.“

„Für alle bist du da, nur nicht für mich“, schluchzte sie, und die Tränen liefen durch ihre Finger. „Manchmal kann ich nicht mehr.“

„Ich tu mein Menschliches, damit du es hier so bequem wie möglich hast. Wenn du nicht fertig wirst, müssen wir eben noch jemand ins Haus nehmen.“

„Noch ein Mädchen und noch mehr Ärger. Nein, daran liegt es nicht. Alles ist so verkehrt, so . . .“

„Anita, so beruhige dich doch. Du hast ja ganz kalte Händchen. Willst du nicht mal zum Arzt gehen? Fahr nach Berlin zu Professor Zorn.“

„Der kann mir auch nicht helfen. Ich bin mit den Nerven herunter, ich kann nicht mehr.“

„Aber Anita, dann läßt du alles liegen und erholst dich gründlich. Wohin sagtest du, Bad Tölz?“

Sie nickte. Ihr Schluchzen ging in ein leises Weinen über.

„Aber warum denn so weit. Fahr doch nach Schreiberhau, oder nach Krummhübel. Dann kann ich schnell mal rüberkommen, oder Kurt. Oder Martin Höfner bringt dir mal auf einen Tag die Kinder.“

„Nein, nein, ich will nicht nach Krummhübel, ich mag niemand sehen. Es braucht nicht Tölz zu sein,

aber . . weit weg, damit ich alles hinter mir lassen kann."

„Das heißt, auch ich würde dich stören?"

„Kämst du denn überhaupt?"

Er stand auf und trat vor den Spiegel. Sie sah mit großen Augen zu ihm auf. „Jörg, würdest du denn mitkommen?"

Er zuckte mit den Achseln. „Hier oder dort . . , nun ist es wohl zu spät. Aber es ging ja so, wie bisher."

„Ja, dann ist es wohl zu spät."

Georg Leuschner ließ prüfend die Hand über das raue Kinn streichen.

Der Rektor wartete im Herrenzimmer und beklopfte das Barometer. „Du hättest den Jungen früher zurückschicken sollen", begrüßte er seinen Neffen. „Jetzt darf der arme Bengel nicht mal mit am Tisch sitzen."

„Anita ist ja nicht normal, den Jungen so hart anzufassen. An ihm läßt sie alle Saunen aus. Man merkt, sie hat nichts dazugelernt. An mir hätte sie doch sehen können, wohin diese gedankenlose Strenge führt. Schlimm sowas."

Dem Rektor behagte das Gespräch nicht. Mit seinem Neffen unterhielt er sich nicht gern über Erziehung. Er witterte Gefahr, sobald Heinz auffällige Reden führte, gleich, ob es sich um Malerei oder Kochrezepte drehte. Ging es um Erziehungsfragen, so sah der Rektor alle seine Pläne wanken.

„Naja, du hast recht, und man muß das nicht so schlimm nehmen. Willst du nicht rauchen? Endlich, da kommt was zu trinken.“

Die Unterbrechung gab ihm seine Sicherheit zurück. „Zwei Gläser, Hanna, zwei. Wie geht es uns denn, Kindchen?“

Hanna trug eine weiße Krause über der Stirn. „Uns schlechten Menschen geht es immer gut, Herr Rektor.“

„Bei Ihnen zu Haus liegt jemand krank?“

Hanna warf einen Blick auf Heinz, der das Eiskör-
glas in der Hand hielt. „Dann hat Sie ihr Nefte ja gut unterrichtet. Ja, und die Bezüge aus dem Schrank von Frau Direktor habe ich genommen, weil der Junge nicht in den bloßen Betten liegen sollte, wo er Fieber hat. Aber morgen bringe ich alles her, oder heute noch, damit niemand mehr zu reden hat.“

Ihre Wangen glühten, und die aufgeworfenen Lippen brannten in ihrem Gesicht. Heinz hielt noch immer das volle Glas. Er hörte nicht auf den Sinn ihrer Worte, er sah nur den unruhigen Glanz ihrer Augen und die flammenden Linien ihrer Lippen, aus denen so viel Angriffslust sprach. Er wollte einlenken. „Die Wäsche ist schon hier. Ich habe sie geholt.“

„Sie?“

Heinz sah die drohenden Funken ihrer Augen dicht vor sich, als wollte sie ihn gegen die Wand drängen. Hanna hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Im letzten Augenblick fing sie die Flasche auf, die von ihrem

Tablett glitt. „Entschuldigen Sie, Herr Rektor“, sagte sie verwirrt und lief hinaus.

„Geh mir mit dem Frauenvolk. Na, denn Prost!“ Der Onkel fuhr sich mit dem Taschentuch über den Mund, dann zog er an seiner Zigarre. „Das Barometer fällt so rasch, wir werden wohl ein Gewitter bekommen. Man merkt es auch so.“

Heinz setzte sein Glas ab. „Ja, es ist verdammt heiß hier. Was war nur, diese Hanna hat ja den Teufel im Leibe.“

„Du hast da wohl einen Fehler gemacht. Anita hat den Zwischenfall längst begraben, und die Kinderbezüge hat sie dem Mädchen sogar geschenkt. Nun kommst du und erzählst, daß du die Sachen sogar geholt hast.“

„Aber das stimmt ja nicht. Ihr Bruder hat sie mir mitgegeben.“

„Na denn, der kleine Zorn wird sich wohl legen. Gib dein Glas, der Kognak ist genießbar.“

Sie tranken. Draußen wurden Stimmen laut. Der Notar und Martin Höfner kamen.

„Bei ihrem Bruder warst du?“

Heinz nickte. „Wir haben den alten Gutsche besucht.“

„Der versteht was, noch vom alten Schlage. Schade, niemand da, der ihre Kunst weiterpflegt. Bei dem alten Gutsche kannst du was lernen. Ein Original. Aber mit dem Klenner, weißt du, geh bitte nicht zu weit. Ich versteh, ihr habt als Kinder zusammen gespielt, na, und er war wohl auch ein ganz geweckter Junge, wie ich mich erinnere. Aber, wenn du jetzt anfängst, im Labor, weißt du, dann sitzt du sozusagen

mit in der Oberleitung, und dann . . Die Klenners sind ordentliche Leute, das stimmt schon, und . . Aber das Leben stellt dich jetzt auf einen anderen Posten, das bringt die Sache so mit sich, und da . .” Der alte Ibel bemühte sich vergeblich, in den Augen seines Neffen zu lesen. Heinz nahm den Anzündler auseinander, der zum Rauchs-service gehörte.

„Und da . ., also du hast mich doch verstanden, nicht wahr, Heinz?”

„Was, mit der Wäsche?”

„Aber nein, du hörst nicht zu. Also, du mußt jetzt etwas auf dich halten. Versteh doch, wir sind hier biedere und rechtschaffene Menschen, in Lauterbach, und . . also da geht es natürlich nicht so einfach wie bei euch Malern in Berlin. Du kannst in Berlin reden, mit wem du willst, da quält sich keiner drum. Aber hier wird dir jeder Schritt nachgezählt. Die Häuser, die Bäume, alles hat Augen und Ohren. Wenn du in Berlin mit dem Klenner zusammenkommst, dann ist alles gut und schön. Warum nicht? Hier aber . . Georg ist eben Direktor, Weidmann hat das A-Werk, Höfner sitzt in der Oberleitung, na, und so weiter, du verstehst schon, und da kann man eben nicht tun, als wäre man überall zu Hause. Man kann das nicht. Man wählt diesen Weg oder den andern, sozusagen. Und du gehst diesen, wie Georg, wie Weidmann, und so weiter. Verstehst du? Wenn ihr euch mal spricht, so macht das gar nichts aus. Warum sollst du ihn auch nicht mal zum Glas Bier einladen. Das sieht man heute sogar sehr gern. Aber etwas Maß muß

du halten, ja, das ist das richtige Wort. Maß halten, nicht mit unüberlegten Sympathien um dich werfen. Georg kann auch nicht, wie er möchte, glaub mir das. So geht es uns allen im Leben. Wir müssen opfern, wie man sagt. Du bist jetzt nicht mehr dein eigener Herr. Mit der Zeit wächst du in deine neuen Aufgaben hinein, und dann bekommst du auch das richtige Fingerspitzengefühl dafür, was möglich ist und was nicht. Das wird auch der Klenner verstehen. Die Klenners sind ja verständige und ordentliche Menschen, ich hab sie alle in der Schule gehabt. Na, und dann kannst du ja jeden Sonntag nach Berlin rutschen. Oder nach Breslau, oder ins Gebirge, wie du willst. Aber es wird dir schon gefallen. Halt dich man an den Herrn Höfner, der hat was weg. Ich glaub, der ist im Auto groß geworden. Mach dir keine Sorgen. Wenn du mit einem eigenen Wagen nicht so lange warten willst, dann bin ich ja immer noch da. Prost, alter Junge, du nimmst mich dann doch auch mal mit, wie? Oder hast du schon jemand für den zweiten Platz?"

Der Onkel stieß ihn mit dem Ellenbogen. Heinz mußte lächeln, wie er in die braven Augen des alten Ibel sah, der ein verschlagenes Gesicht aufprobierte.

„Du wirst dir auch noch so ein Puppchen anlachen, alter Genießer.“ Heinz war froh, daß die Unterhaltung in andere Bahnen ging.

Der Onkel sprach jetzt ganz leise. „In Görlitz hat es Mädchens, sag ich dir, weiter brauchst du gar nicht. Und da kennt dich kein Schwein. Da treffen sich

übrigens zwei Freunde – kennst du den schon? – und da fragt der eine, der andere hat gerade geheiratet, der eine fragt also: Was hat denn deine Frau heut früh gesagt? Und da . . .” Der Onkel strich sich über den Bart und hatte Mühe, mit seinem voreiligen Gelächter im Flüsterton zu bleiben. „Und da sagt der andere, der die Hochzeitsnacht hinter sich hat . . .”

Die Tür ging auf.

„Die Bauern klagen schon”, redete der Rektor ohne Übergang weiter. „So ein Gewitter kann also nicht schaden. Gar kein Zweifel, bei diesem Barometersturz kommt es noch heut nacht.”

„Sie sind ein Regenspfeifer, Herr Rektor. Frau Anita will doch die Campions im Garten anzünden.” Annemarie trug ein dunkelbraunes Sommerkleid, um den Halsauschnitt lag ein weißer Kragen.

„Oder bringst du uns schlechtes Wetter mit?”, begrüßte sie Heinz. Sie machte ihn mit dem rundlichen Anwalt Leuschner bekannt.

„Ihren Namen lese ich jeden Morgen beim Kaffee”, sagte der Notar. „In Berlin gefiel mir ein Gemälde vom Matterhorn, und weil ich oft da unten gekraxelt bin, habe ich es mir gekauft. Ich war so zerfahren, daß mir erst meine Schwägerin sagen mußte, von wem das Bild ist. Ein echter Eillack. Na, er hängt über meinem Frühstückstisch. Wie Ihr Name in die Zeitung kam, suchte mich der Redakteur auf. Der ist ganz weg. Ein famoser Kerl, wollte eigentlich Sprachen studieren. Jetzt ist er unsere große Kanone im Handball. Aber Sie müssen mich mal besuchen. Goerschner

hat mir einen viel zu großen Rahmen angedreht, der ganze Laden fracht mir jeden Augenblick runter. Wie wär's mit Montag? Hallo, Anita, dein Vetter wird dich am Montag begleiten. Das paßt ausgezeichnet. Dann hab ich Euch gleich beide bei mir. Wollen Sie nicht auch mitkommen, Fräulein Bischoff?"

Der Notar Leuschner hatte seit einigen Wochen Sorge wegen Marga. Bisher genügten ihr die Ausflüge zum Wochenend, und da sein Haus oben am Walde lag, kümmerte sich niemand um ihre abendlichen Besuche. Dabei wäre es noch heute, wenn Marga Verkäuferin und Dr. Müller, der Zahnarzt aus Forst, Junggeselle geblieben wäre. Als Marga jedoch Directrice in dem kleinen Modehause wurde, entdeckte sie ihren guten Ruf und wurde plötzlich um ihre gesellschaftliche Anerkennung besorgt. In diese Zeit fiel die Heirat Dr. Müllers, der sich mit seiner Haushälterin trauen ließ. Kurt Leuschner war mit dem Zahnarzt befreundet, und da die Feier ohne Familie stattfand, wurde auch Marga eingeladen. Sie trank zu viel, so daß sie in Forst übernachten mußte. Ihr erster klarer Gedanke am nächsten Morgen war der Entschluß, eine Kochschule zu besuchen. Kurt Leuschner ermutigte sie, denn die Lehrstunden fielen auf den Abend, und ihre täglichen Besuche wurden ihm zu zeitraubend. Bereits nach zwei Wochen gab Marga den Unterricht auf, und sie versuchte sich jetzt in der Küche des Notars. Seine Einwände widerlegte sie mit großer Berebfamkeit, und dabei erfuhr er, daß ihm eine Haushälterin fehle. Marga gestand dann auch den tieferen Grund. Sie

wollte ihm die Wirtschaft führen. Dann konnte niemand mehr reden. Der Notar kam in große Verlegenheit. Marga war taub, als er die Vorzüge des Hotelcassens pries. Über der jungen Ehe des Zahnarztes lachte noch immer ein blauer Himmel, und das verwirrte die Lage.

In einem unbedachten Augenblick versprach ihr der Anwalt, sie in das Haus seines Bruders einzuführen. Wie unmöglich dieser Gedanke war, begriff er schon am nächsten Tage, als Margas Schwester ihm bei Anita den Mantel abnahm. Der Notar liebte das hitzige Temperament Margas, aber an den täglichen Szenen fand er keinen Geschmack. Schließlich bat er Anita, sich auf eine Stunde bei ihm mit Marga zusammenzusetzen.

„Ich werde nicht kommen können“, antwortete sie ihrem Schwager. „Dienstag reise ich ab, für Montag habe ich die Schneiderin bestellt. Aber komm doch zum Kaffee. Hier haben wir es ja genau so gemütlich.“

Anita wandte sich zu Martin Höfner, um sich dem Gespräch ihres Schwagers zu entziehen.

„So plötzlich haben Sie sich entschlossen?“, fragte Martin Höfner. „Sie wollten doch erst im Juli verreisen.“

„Es ist besser so. Ich muß ausspannen. Aber wollen wir nicht ins Eckzimmer gehen?“

Annemarie wollte noch den Jungs Gutenacht sagen. Heinz begleitete sie. Der Notar folgte ihnen. Ließ Anita ihn sitzen, so war es schon besser, wenn wenigstens Heinz kam. Er gehörte ja zur Familie. Der

Notar nahm sich vor, dem Maler noch heute abend das verwandtschaftliche Du anzubieten.

„Morgen früh gehe ich in die Walderdbeeren“, erklärte Hansjürgen. Annemarie wunderte sich über den Rucksack, der neben seinem Bett lag. „Morgen früh? Junge, die sind doch noch gar nicht reif.“

Von Hansjürgen erfuhr der Notar die Geschichte mit den Bettbezügen. Daß die Schwester von Marga stahl, überraschte ihn. Für ihn als Juristen war es nicht schwer, hinter der rührenden Geschichte des Jungen den einfachen Tatbestand zu erkennen. Wenn Marga keine Ruhe ließ, dann konnte er ihr dieses Argument vorhalten. Nach dem Vergehen ihrer Schwester durfte sie nicht mehr erwarten, mit den Leuschners offen an einem Tisch zu sitzen. Daß Anita den Diebstahl vertuschen wollte, kam ihm ungelegen. Besser wäre es schon, wenn die Hanna laut und deutlich vor die Tür gesetzt würde. Dafür wollte er sorgen. Der Abend bot noch genügend Gelegenheit, die Frage anzuschneiden.

„Morgen nachmittag besuchst du uns bei Onkel Walter“, tröstete Annemarie den Jungen. „Hanna wird schon bleiben.“

Als sie das Schlafzimmer verließen, legte Heinz die Hand auf ihre Schulter. „Du kommst morgen zu uns rüber?“

„Dein Onkel hat mich sogar schon zu Mittag eingeladen, was sagst du dazu?“

„Großartig. Dann bin ich vor seinen Plänen sicher. Du glaubst gar nicht, was er alles mit mir vor hat. Er läßt sich nichts ausreden.“

Kurt Leuschner war vorausgegangen. Auf der Treppe blieben sie stehen. „Willst du denn nicht in Lauterbach bleiben, Heinz?“

Er hob seine Achseln. „Wenn ich das nur selbst wüßte. Der Onkel kann mir jedenfalls nicht helfen.“

„Und ich, Heinz? Denkst du noch an die Blockhütte, die wir uns oben auf irgendeinem Berg bauen wollten?“

„Ja, Annemarie, die Blockhütte. Schlimm, ich hab sie ganz vergessen. Eine Blockhütte, eine Palmeninsel – ich glaub, das ist jetzt alles nicht mehr das Richtige. Man ändert sich.“

„Ich bin froh, daß du das sagst, Heinz. Ich bin auch anders geworden. Ich träume schon noch, aber mit wachen Augen. Müssen wir erst auf einen Berg gehen oder auf eine Insel? Auf den Boden kommt es doch nicht an und auch nicht auf die Umgebung, nur auf uns.“

Heinz sah ihr in die Augen. „Komisch, ein halbes Jahr und länger haben wir nichts voneinander gehört, und doch die gleichen Gedanken. Wenn man . . .“

„Sie werden zu Tisch gebeten.“ Hanna stand am Fuß der Treppe.

Sie war kaum gegangen, als Annemarie ihrem Ärger Luft machte. „Sehr freundlich wirkt sie ja nicht. Und ohne jede Entschuldigung in unsere Unterhaltung zu pläzen . . ., ich möchte sie nicht im Haus haben. Kurt Leuschner hat recht, Anita schadet sich nur selbst,

wenn sie dem Mädchen alles durchgehen läßt. Wart einen Augenblick, ich will nur schnell meine Tasche holen."

Heinz und Annemarie fanden ihre Plätze neben dem Onkel. Er trank ihnen aus dem vollen Glase zu, und leer setzte er es ab.

Nach dem Essen führte Anita Leuschner ihre Gäste in den Park. Es war schwül, die Nacht brachte keine Abkühlung. Auf der Veranda wurden Kaffee und Eisköre gereicht. Der Notar setzte sich zu Heinz Sillack.

„Sie wollen also Ihrer Staffelei ganz untreu werden? Wie die Zeitung schrieb, war die Ausstellung doch ein großer Erfolg für Sie."

„Was hilft der Erfolg, wenn man mit leeren Händen nach Hause geht."

Der Anwalt zündete sich eine Zigarre an. „Ich glaube kaum, daß Sie jetzt um Aufträge in Verlegenheit sind. Es ist doch wie bei uns Anwälten. Sobald man einen Namen hat, reißen sich die Leute."

„An Aufträge dachte ich nicht, darauf kommt es nicht an."

„Na, nicht so vorcilig, lieber Herr Sillack. Von irgendwas muß der Schornstein schon rauchen. Sie sehen ja, Herr Höfner will Ihnen die Illustrationen zu dem neuen Werbeheft geben. Die Werke sind nicht kleinlich. Es handelt sich wohl um die Bilder für die Broschüre „Ein Besuch in der Glashütte". Ich hab den Text übrigens schon gelesen, recht flüssig. Sie sammeln jetzt Eindrücke, zeichnen, na, und ein kleiner

Tausender wird da bestimmt herabhängen. Sind Sie schon ins Geschäft gekommen mit meinem Bruder?"

Heinz schüttelte den Kopf. „Um zu illustrieren und Reklamebilder zu liefern, brauchte ich nicht nach Lauterbach zu kommen. Davon habe ich genug. Was ich bisher gemalt habe, war Tapetenillustration, nichts weiter. Einen dunklen oder einen hellen Fleck für die Wand, mehr wurde nicht verlangt.“

„Aber ich bitte Sie, um den Zweck Ihrer Bilder brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Sie zeichnen und tuschen, wie es Ihnen einkommt, und Herr Höfner wird sich dann schon die brauchbaren Zeichnungen aussuchen. Reklame.. nein, so dürfen Sie das nicht nennen. Stellen Sie sich vor, wie Ihnen unsere Glasmacher dankbar sein werden, wenn Sie unter ihnen malen. Die Leute sind sehr gutmütig, man muß sie nur richtig anfassen. Daran fehlt es natürlich. Man muß etwas für sie tun. Ob Ihre Bilder dann nebenbei noch für die B&W werben, kann Ihnen ja gleich sein. Sie studieren den Werkmann bei der Arbeit, Sie setzen dem Glasmacher sozusagen ein Denkmal. Draußen werden es Tausende sehen, die bisher keine Ahnung von der Hüttenarbeit hatten. Das ist doch eine Aufgabe. Meinen Sie nicht auch?"

Hanna räumte die Tassen vom Tisch. Heinz sah ihr nach, sie schien ihn nicht zu bemerken. „Was man von mir erwartet, sind Photos, weiter nichts. Ich will doch nicht der Einse Konkurrenz machen. Man sucht einen Beleg, eine Bestätigung für den Text, und wie der

Text Reportage ist, sollen auch die Bilder dokumentarisch wirken. Das ist nicht Sache des Malers. Wir kopieren keine Natur, und unsere Aufgabe ist es nicht, Farbenphotos zu liefern."

Martin Höfner hatte sich zu ihnen gesetzt. „Sie gestatten, Herr Tillack, wir erwarten ja auch keine Dokumente von Ihnen. Ihre eigenen Eindrücke sollen Sie wiedergeben, so, so wie das Auge des Malers die Hütte sieht. Denken Sie doch an die alten Holländer. Besonders an die Bilder aus der frühen Zeit. Das Volk sehen Sie beim Spiel, beim Essen, beim Trinken. Die Holländer malten den Alltag. Solche Bilder suchen wir, nur eben, daß sie die Hütte, ihre Arbeit und die Glasmacher zum Gegenstand haben. Das ist doch ganz einfach."

Heinz schob den Sessel zurück und stützte den Ellenbogen auf seine Knie. „Ihr Beispiel ist gut, Herr Höfner, aber Sie widerlegen sich damit selbst. Was bestrickt uns an den alten Holländern? Jeder Beschauer wird einen anderen Grund nennen, und die Sachleute haben ein ganzes Vexikon technischer Bezeichnungen zur Hand. Alle Erklärungen lassen sich auf eine kurze Formel bringen: Die Bilder sind wahr. Die Maler lebten unter dem Volk, sie kannten seine Nöte und Freuden, sie waren selbst das Volk. In dem tanzenden Bauer, in dem trinkenden Mönch, in der flachen und anspruchslosen Landschaft malten sie sich selbst. Pharaonengräber lassen sich studieren, man beschreibt die Flugbahn der Zugvögel, Schmetterlinge werden gesammelt. Daraus entstehen fluge und nütz-

liche Bücher. Die alten Holländer jedoch studierten nicht, sie sammelten nicht, und ihre Bilder sind auch keine Beschreibungen. Als Zuschauer kommt man dem Leben nicht näher. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der das Atmen durch Beschreibung oder Studium lernen sollte. Er wird es nie begreifen. Er atmet, oder er ist tot.

Den Arbeitsprozeß kann ich wohl studieren, aber nicht die Glasmacher. Ich kann Ihnen den Mann beim Einblasen malen, oder eine Frau beim Kugeln. Das bringt auch der Photograph auf die Platte. Ich suche aber, was die Linse nicht mehr sieht. Mich interessiert gar nicht, ob die Schürze des Bläfers drei oder fünf Falten schlägt, und ob die verschwitzte Stirn der Sprengerin auch das Oberlicht spiegelt. Nur das Photo ist an das zufällige Gesicht gebunden und muß daher in den Außerlichkeiten das Typische finden. Ich suche dagegen die Haltung des Menschen, nicht, was ihn unterscheidet, sondern was ihn mit dem Schicksal der anderen verbindet. Ich brauche nicht mal sein Gesicht zu sehen. Wie er den Kopf neigt, und wie er in dem Maschinenraum steht, ob er hineinhört, oder ob er ausweicht, das ist mir wichtig. Studieren kann man das nicht. Draußen wartet auf mich ein Zuschauer, und drinnen soll ich den Schweiß des kleinen Facettenschleifers malen. Das geht nicht. Für eine Illustration reicht es, wenn ich schnell mal durch die Schleiferei gehe. Aber nicht für mich. Man malt stets nur sich und seine Welt. Darin liegt das Geheimnis der alten Holländer. Das Leben der Glasmacher ist

nicht mein Leben. Darum versuche ich nicht erst, sie zu malen."

"Aber hören Sie mal", mischte sich Ludwig Weidmann in das Gespräch. "Wer kann denn da noch auf der Bühne einen Mörder spielen, wenn er nicht selbst gemordet hat. Wie kommt eine Schauspielerin zu der Rolle der Ophelia, solange sie klar denkt und noch nicht in den Reich gelaufen ist."

Heinz reichte Georg Leuschner Feuer. "Vom Verbrecher haben wir alle etwas, wenn es auch der rechtschaffene Mensch nicht weiter als bis zu einem Gluche bringt. Die Ophelia wird nur dann glaubhaft wirken, wenn die Schauspielerin irgendwann in ihrem Leben dieser dunklen Grenze nahe gewesen ist. Wir sind alle schwach und fehlerhaft, der Schauspieler wird sich daher leicht in seine Rolle finden. Hier geht es jedoch nicht um allgemein menschliche Fehler und Schwächen. Wir sprechen von dem harten Brot des Glasmachers. Wir alle haben es hier noch nicht gegessen."

"Das stimmt nun ja nicht. Die Glasmacher haben stets ihr gutes Essen", warf der Notar ein.

Heinz schüttelte den Kopf. "Und was haben sie noch? Rechnen Sie doch mal aus, wie lange der Glasmacher arbeitet, um seine Familie mittags satt zu machen."

"Sie können bei uns in Lauterbach noch viel lernen", sagte Martin Höfner. "In Ihren Augen sind die Leute Engel, so etwas wie die ersten Christen. Aber täuschen Sie sich nicht. Neid und Haß sind da genau so zu Haus wie anderswo. Täglich kommen sie zu mir und machen sich gegenseitig schlecht. Warum?"

Heinz schenkte sich einen Siför ein. „Wahrscheinlich, weil es ihnen zu gut geht.“

„Es könnte ihnen besser gehen“, nickte ihm Georg Zeuschner zu. „Und das wird auch noch werden. Wir sind ja noch im Anfang. Tragisch ist nur, daß der Arbeiter im Durchschnitt noch immer auf einem so tiefen Niveau steht. Wer weiß da etwas von Kepler oder Böcklin oder von dem Entdecker des Germanins? Niemand. Aber Schmeling kennen sie, jede Kunde können sie herzählen, und über seine Einnahmen sind sie besser unterrichtet als über die Kalkulation eines gewöhnlichen Kömers.“

„Von den Bogern reden nun wohl mehr die Angestellten“, wandte Martin Höfner ein.

„Da ist überhaupt noch vieles zu ändern“, sagte Georg Zeuschner. „Einem Buchhalter oder einem Bürovorsteher diese hohen Gehälter zu geben, ist sinnlos. Ein Vorarbeiter leistet ungleich mehr, und wenn es richtig zuginge, müßte der Angestellte mit einer ungelerten Kraft auf derselben Stufe stehen. Seine Überwertung ist noch ein Rest typisch jüdischen Denkens, gedankenlose Überschätzung des Stehfragens.“

Dr. Weidmann hob sein Glas. „Das hört man bei den Arbeitern auch immer wieder. Aber was mir tragisch an dem Arbeiterproblem erscheint, ist die Entwurzelung des Arbeiters vom Lande, seine Verpflanzung in die Stadt.“

„Im Eßzimmer ist das Eis serviert“, unterbrach sie Anita. „Ihr vergesst wohl ganz, daß wir Frauen auch

noch da sind. Als wenn die Woche nicht lang genug wäre, um von der Fabrik zu sprechen."

"Ob wir nicht Tanzmusik im Radio finden?" Annemarie ließ sich von Dr. Weidmann zu Tisch führen.

Die farbige Eisbombe machte die Kunde. Die tiefen Banjo Klänge eines kubanischen Tangos kamen aus dem eingebauten Radioschrank, während sie schweigend über ihren Tellern saßen. Der Tanz schloß mit einem hölzernen Wirbel und einem Beckenschlag.

"Gnädige Frau, Hansjürgen ist weg", plätschte Elisabeth zur Tür herein.

"Meingott, was haben Sie mich erschrocken. Haben Sie schon im Garten gesucht? Vielleicht ist er wieder nach den Rücken sehen gegangen."

"Er hat auch den Rucksack mitgenommen."

Anita sah sich nach Georg um. "So was mußte ja kommen."

"Er wird sich wohl im Hause versteckt haben", beruhigte der Rektor. "Wir werden ihn schon finden."

Annemarie suchte mit Heinz die Garage ab. Sie leuchteten in den großen Horch, dann stiegen sie in Anitas Zweiffler.

"Der ist über alle Berge", sagte Heinz. "Wir können wieder gehen."

"So laß sie doch allein suchen. Uns vermißt niemand. Ich habe genau von Anitas Gasterei. Keine Stimmuna. Georg läßt die Augen nicht von seiner Zigarre, Weidmann bewacht mich wie ein Schiefhund, und Höfner hat auch einen Koller. Jetzt, wo das mit

dem Jungen dazwischenkommt, wird schon gar nichts mehr."

"Den Höfner möchte ich manchmal daran erinnern, daß er hier auf keiner Studentenkneipe ist. Säuft wie ein Loch und steht überall im Wege."

"Wenn bloß Unitas Mann nicht dahinter kommt. Sie könnte auch etwas vorsichtiger sein. Man greift es ja im Dunkeln, warum sie plötzlich wegfährt. Scheint wieder mal nicht zu flappen mit ihrem geliebten Ein. Georg Leuschner tut mir leid."

Heinz schaltete den Scheinwerfer ein. „Meinst du? Mir kommt es ja auch so vor, als wenn da nicht alles stimmt.“

„Da bist du wohl der letzte, außer Georg Leuschner, der in Lauterbach noch nichts davon weiß. Überdies hat sie mir bisher alles erzählt. Sie hält mich doch für ihre Busenfreundin. Manchmal möchte ich ihr eine runterhauen und zu Georg laufen und ihm alles erzählen. Dumm ist sie, dumm und leichtsinnig.“

„Na, nicht so heftig.“ Er schaltete den Scheinwerfer wieder aus. In der offenen Tür stand der Sternenhimmel. „Du bist ja ordentlich geladen.“

„Ich hab es satt. Über das verdorbene Berlin schimpfen sie, und wenn man hier hinter die Kulissen sieht, na, ich danke. War sie denn schon früher so?“

„Eigentlich nicht.“

„Ich hab gut reden. Heute lauf ich noch hinter meinen Mädchenträumen her, und in ein paar Jahren vielleicht lebe ich dann mit so einem Weidmann und

hab auch meinen Höfner. Man kann nicht schlecht genug von sich denken."

Heinz legte den Arm um ihre Schulter. „Aber Annemie, was ist aus dir geworden? Hat sich seit deinem letzten Brief denn so viel verändert?"

„Nichts, Heinz, nicht was du denkst. Ich bin noch dieselbe wie damals. Meine Briefe waren ehrlich, bis zum letzten. Wie ich dir schrieb, so dachte ich. Außer unseren Briefen hatte ich aber noch eine andere Welt, und die kennst du nicht. Im Kontor wird den ganzen Tag über Skandale geredet. Man glaubt schließlich dran. Sobald ich dir schrieb, sah ich nur dich, und dann verflog alles Schlechte. Dann blieben deine Briefe aus. Ich habe nun eingesehen, daß Lauterbach doch die Wirklichkeit ist, und daß man nicht daran vorbei kann."

„Dieser Kater bleibt uns nicht erspart. Wir hatten uns in Schwärmerieen verloren. Man muß sich durchbeißen. Mir ist es auch so ergangen. Erst wenn man allen Dreck gefressen hat, findet man sich wieder. Ich habe diesen Sumpf bald hinter mir."

„Ich will aber nicht, ich will nicht." Sie lehnte ihren Scheitel gegen seine Schulter. „Ich muß raus, Heinz. All dieses Häßliche um mich, es ist wie ein Spießrutenlaufen, und ich kann nicht mehr weiter. Herausgerissen möchte ich werden, ganz brutal, ohne daß mich jemand lange fragt. Du kannst es ja hören, es ist noch beides in mir. Die Annemarie deiner Briefe und die andere, die ins Kontor geht. Wenn du mich fragst, Heinz, du kannst mich heute nacht haben, und ebenso kann ich

morgen zu Weidmann Ja sagen, seine Frau werden und genau so eine wie Anita. Hörst du, Heinz, du bist der einzige Mensch, zu dem ich so spreche. Was dann kommt, ist mir alles gleich. Vielleicht verstehst du es. Man wird so, wenn man immer allein ist. Keinen Menschen, nicht mal eine Freundin. Ich bin so weit, daß ich manchmal weder an Liebe noch an Glück mehr glaube. Aber wenn ich es noch finden kann, ehe ich . . . wie sagtest du vorhin von Ophelia, ehe man in das große Dunkel tritt . . ., wenn mir jemand dieses große Glück zeigt, nur eine Stunde von diesem bißchen Glück, dann ist es mir gleich, was dahinter kommt. Heinz, verstehst du mich nicht?"

Ihre Lippen waren heiß, sie grub die Fingernägel in seine Hände. Er spürte ihre Zähne, seine Lippen schmerzten.

„Warum willst du mich nicht, Heinz?"

Er streichelte ihre Schulter. „Annemie, wie soll ich es dir sagen . . ., sprechen wir doch lieber morgen. Diese Nacht ist so entsetzlich heiß, seien wir vernünftig, komm."

„Nein, ich laß dich nicht fort. Du mußt eine Antwort geben. So sprich doch."

„Würdest du mir überallhin folgen?"

„Ja, Heinz."

„Auch, wenn du weiter im Kontor bleiben müßtest, um mir nahe zu sein?"

„Im Kontor?"

„Wenn ich zum Beispiel in die Hütte ginge."

„Du nimmst den Auftrag also an?"

„Nein. Vielleicht arbeite ich in der Hütte, bei den Glasmalern. Wie jeder andere.“

„Du machst Witze, Heinz.“

„Es ist mir sehr ernst damit, du verstehst mich nicht.“

Sie schwieg und brachte ihr Haar in Ordnung. „Aber das geht uns doch jetzt alles nichts an. Wir sprechen doch nur von uns.“

„Für mich ist es jetzt die wichtigste Frage.“

„Du denkst nur an dich.“

„Weder an mich noch an dich denke ich. Mir geht es jetzt um anderes. Man muß sich ausschalten können, wenn es um die Sache geht.“

„Um welche Sache?“

„Um meine Malerei.“

„Aber du kannst doch überall malen, Heinz. Du bist doch kein Unbekannter mehr. Wenn du ins Gebirge willst, oder an die See.. Nur fort von hier. Ich will auch gern wieder ins Kontor gehen, wenn du meinst, daß es nicht reicht. Nur hier nicht.“

„Annemie, guter Kerl, wir reden in verschiedenen Sprachen.“

Sie küßte ihn. Ihre Zungen fanden sich.

„Ist das nicht dieselbe Sprache, Heinz?“

„Morgen werde ich dir alles erklären.“

„Heinz, laß mich heute nacht nicht allein gehen. Ich mag nicht, daß mich dieser Weidmann begleitet. Willst du?“

Sie verließen die Garage. Über der breiten schwarzen Buche funkelten die Sterne.

Im Eßzimmer hörten sie die Stimme Höfners, der das Lied von der Krümmen Lanke sang. Der offene Schlips hing über seinem Sportheim.

„Nehmen Sie sich doch zusammen“, fuhr ihn Dr. Weidmann an. „Sie hören doch, was nebenan los ist.“

Die Küche macht Revolution“, wandte er sich lächelnd an Heinz. „Hören Sie bloß, was die Kleine für ein Organ hat.“

„Unglaublich so was“, eiferte der Notar. „Länger hör ich mir das nicht mehr an. Wo ist bloß mein Bruder. Sofort hinauswerfen muß er diesen Spitzbuben. Hallo, See-org!“, rief er in den Garten.

„Habt ihr ihn?“ Georg Leuschner erschien in der Verandatür. Die andern schwiegen.

„Ich verlange sofort meine Sachen heraus“, hörte man Hannas Stimme nebenan. „Sie haben kein Recht, meinen Korb zu durchsuchen. Ich habe Sie nicht bestohlen, und ich bleibe keine Stunde mehr bei Ihnen. Ich verlange sofort.“

Als Georg Leuschner die Tür öffnete, brach Hanna ab. Der Notar folgte ihm, Heinz blieb auf der Schwelle stehen.

„Es wird wohl nicht so schlimm sein“, beruhigte Georg. „Klaus wird noch wach.“

Hanna drehte erregt einen Schürzenzipfel zwischen den Fingern. „Die gnädige Frau hat meinen Korb durchwühlt, das laß ich mir nicht bieten. Ich will sofort das Haus verlassen.“

„Dann laßt sie doch bloß ziehen“, mischte sich der Notar ein. „Die ist genau derselbe Querkopf wie ihr Vater, ich hab noch heute die Nase voll von diesem Querulanten.“

„Was sagen Sie von meinem Vater?“ Hanna wurde weiß im Gesicht. „Das . . , das . . Sie wollen wohl über meine Familie reden, weil Sie mit der Marga in die Betten gehen, diesem Euder, aber . .“

„Nun ist's aber genug“, unterbrach sie Dr. Weidmann.

„Nein, Sie können es alle hören, und können auch sehen, was heute abend in meinem Bett geblieben ist, nachdem Sie so fein über meinen Korb gegangen sind. Hier, dieser Spiegel, gehört der etwa Ihnen?“

Sie streckte ihre rote Hand vor. Den Daumen hielt sie auf das runde Glas gepreßt. „Wie kommt denn der Spiegel in mein Bett, wenn man nur einen Korb durchsucht?“

Heinz erkannte den Spiegel wieder. Auf der Rückseite stand die Reklame von Gütermann. Er sah, wie jetzt auch Georg Leuschner nähertrat.

„Lassen Sie doch die alberne Scherbe aus dem Spiel“, sagte der Notar.

„Das hat sehr viel zu sagen, dieser Spiegel und das zerwühlte Bett. Mich will die gnädige Frau einen Spitzbuben schimpfen und . .“

„Zeigen Sie doch mal her“, unterbrach sie Heinz. „Natürlich, der gehört mir. Ich ließ ihn vorhin oben.“ Er steckte den Spiegel ein.

„Natürlich“, nickte ihm Anita dankbar zu. „Du hattest ja die Decke zurückgeschlagen.“

„Was soll der Kram“, brummte der Anwalt und faßte Walter übel unter den Arm. „Ich hab jetzt Durst. So eine ordinäre Person.“

Ehe Dr. Weidmann dazwischentreten konnte, schlug Hanna mit der flachen Hand Heinz ins Gesicht. „Da, das haben Sie dafür, so ein Lump!“ Im Korridor hörte man sie laut auflachen.

Alle sahen auf Heinz. Er hielt Dr. Weidmann zurück, und als auch Martin Höfner hinausgehen wollte, drückte er ihn in den Sessel.

„Und sie haute jeden Topf kurz und klein auf seinem Kopf“, begann Martin Höfner zu singen.

Heinz drehte sich schweigend um und ging auf die Verandatür zu. Auf der dunklen Terrasse blieb er stehen. Georg Leuschner war ihm gefolgt. „Es tut uns sehr leid, Heinz.“ Er legte ihm die Hand auf die Schultern. „Komm zu mir rauf, wir werden uns ganz allein zu einem Glase Roten setzen.“

Heinz schüttelte den Kopf. „Laß nur“, dann setzte er hinzu: „Traurig, traurig. Sie hatte recht. Findest du nicht auch?“ Aber Georg Leuschner war schon gegangen.

Heinz trat auf den weichen Rasenteppich. Im Walde lockte der klagende Ruf eines Käuzchens. Aus der Stadt kamen und gingen die trockenen Latte eines Trommlerzuges. In der Ferne heulte eine Lokomotive. Heinz fühlte, wie der Schmerz mit dem Blut durch den ganzen Körper wanderte. Er wurde den gefähr-

lichen Blick Hannas nicht los. Ihre Augen hatten ihn tiefer getroffen als das andere.

„Die ersten Christen sind etwas heftig“, hörte er drin die Stimme des Notars.

Es war schwül.

XVI

Annemarie traute sich nicht zu, nachts den Wagen zu steuern. Martin Höfner war betrunken, Niehlke hatte Ausgang, und Anita klagte über einen plötzlichen Migräneanfall, so daß niemand zum Waldhaus fahren konnte. Man war sich einig, daß der Junge dort hin ausgerissen war. Weidmann war mit dem Direktor unterwegs zum Bahnhof. fanden sie den Jungen auch dort nicht, so wollten sie zur Polizeiwache gehen.

Heinz Tillack kam der Vorwand gelegen, um sich von Anita zu verabschieden und auch den Onkel loszuwerden. Die Schlüssel wurden ihm mitgegeben. Wenn er Hansjürgen fand, sollte er ihn schlafen lassen und erst am Morgen mit zurückbringen. Martin Höfner hielt sich unsicher auf den Beinen. Er wollte durchaus den Chauffeur spielen, Heinz dankte aber.

Das Waldhaus lag zwei Stunden hinter Lauterbach. Georg Leuschner war passionierter Jäger und hatte die Gemeindejagd von Jeschkendorf gepachtet. Als er das Häuschen vor acht Jahren kaufte, dachte er an Hansjürgen, der draußen seine Ferien verbringen konnte. Anita fand jedoch, daß die Räume feucht waren, und so stand das Waldhaus leer. Georg

Reuschner fuhr gelegentlich zum Wochenende hinaus und kehrte meist vor Dunkelheit wieder zurück.

„Heinz, vor dir schäme ich mich“, sagte ihm Anita in der Tür. „Du hast mir einen Gefallen erwiesen, den ich gar nicht verdiene.“

„Da ist nichts zu danken. Um Georgs willen habe ich das Schlimmste verhindert. Aus keinem anderen Grunde. Was du tust, geht mich nichts an. Vielleicht überlegst du dir, wo dieses Spiel eines Tages endet. Daß es Hansjürgen nicht mehr bei dir aushielt, fällt ganz allein auf dich.“

„Alles hätte glatt gehen können, wenn nicht dieses dumme Mädchen seinen Koller gekriegt hätte. Ich denke nicht daran, ihr für diesen Monat auch nur einen Pfennig zu zahlen. Sie kann sich gratulieren, wenn ich sie so laufen lasse.“

Als er Annemaries Stimme im Eckzimmer hörte, gab er Anita die Hand und ging.

Es roch nach frischem Holz. Hinter dem Stapelplatz des Sägewerkes lag die schlafende Stadt. Vereinzelt hob sich ein dämmriger Viebel und eine müde Straßenlaterne aus dem Dunkel der Häuser. Die Hüttenfenster glommen im roten Widerschein der Ofen. Die Glocke eines Bahnüberganges schlug an, dann war es wieder still.

Heinz erinnerte sich an die „lebenden Bilder“, die er als Junge bei den Vereinsfesten im Schützenhause gesehen hatte. Die Turner zeigten sich in stummen Kostümgruppen, die voller Allegorien waren und seltene Tugenden verherrlichten. Sobald die Zuschauer

in dem ergreifenden Bilde die bekannten und verwandten Gesichter wiedererkannt hatten, begannen sie zu klatschen, und der Vorhang ging immer wieder in die Höhe. Jedesmal spielte die Kapelle einen Tusch. Wer vorn saß, sah die falschen Bärte und das Silberpapier auf den Pappschildern. Die Helden trugen Perücken. Steif standen sie mit unbeweglichen Gesichtern herum. Nur die Augenlider klappten auf und nieder. Aus der Ferne gesehen, war alles gut und echt an diesen Figuren.

Nicht anders war das Bild, das er soeben gestellt hatte. Edler Jüngling rettet die Ehre des Hauses. Durchschaute man die falschen Gesten und die auswattierten Gefühle, so blieb nichts mehr als ein Bündel hilfloser Menschen, die mit sich nicht fertig wurden. Das ergreifende Bild verschwamm, und die verlegenen Züge einer Karikatur blieben zurück.

An den schweigsamen Georg Leuschner dachte er, als er sich von Hanna den Spiegel geben ließ. In Wirklichkeit rettete er nicht ihn und auch nicht Anita, sondern nur das moralische Gesicht des Hauses. Die Ehe der Leuschners war längst zerfallen. Sie wurde nur noch von dem gebildeten Schweigen gehalten, mit dem die Beteiligten die große Lüge pflegten. Durch eine Unvorsichtigkeit platzte der schützende Vorhang, und Hanna hob den Finger, um mit aller Schamlosigkeit ihrer niedrigen Herkunft auf den Riß zu zeigen. Heinz sprang vor den schadhafte Seidenschirm und rettete das Gesicht des Hauses, wie ihm seine gute Erziehung befahl. An Georg dachte er dabei, der an den dünnen

Borhang glaubte. Im entscheidenden Augenblick fehlte ihm die Einsicht, daß es weder um Georg noch um irgendeine Ehre ging, sondern nur um die falsche Fassade.

Abermals hatte ihn eine Welt in ihren Bann geschlagen, von der er sich losfagen wollte. Annemarie erzählte er noch vor einer Stunde von dem Ufer, das er erreicht hatte. Aber er steckte noch immer mitten im Sumpf. Warum verließ ihn seine bessere Einsicht, sobald er in dieses Haus trat? Sein klarer Verstand versagte. Der gute Wille fügte sich dem Gesetz der Umgebung, die ihn wieder mal in den folgamen Sohn des Eisenhändlers verwandelte.

Daß er einen fremden Spiegel an sich nahm, war keine große Sache. Mit solchen kleinen Gefälligkeiten sichert man sich die Gastfreundschaft Anitas und das Wohlwollen anderer Häuser. Eine kleine Höflichkeit, zu der man erzogen worden ist. Der Abend hätte seinen stillvollen Höhepunkt beim Glase Sekt und einen friedlichen Ausklang bei dem üblichen Mokka gefunden, und an den Spiegel hätte er sich erst erinnert, wenn er ihn am nächsten Morgen oder einige Tage später in seiner Tasche fand.

Hanna mußte jedoch nichts von den Gesetzen, die das Gesicht des Hauses heilig sprechen, und mit ihren schamlosen Lippen wollte sie die große Lüge beim Namen nennen. Jemand deckte den Miß im Borhang mit seinem Rücken und wollte ihr das Wort verdrehen. Dem war sie nur mit ihrer groben Hand gewachsen, und so schlug sie dem Netter ins Gesicht. Diese Be-

wegung war in dem lebenden Bilde nicht vorgesehen. Die Jugend verträgt Beifall, aber keine Ohrfeigen. Der Tusch blieb aus, und das Publikum klatschte nicht. Heinz erinnerte sich an das peinliche Gefühl, als sogar der Vorhang oben blieb und die Partner des lebenden Bildes ihn sprachlos anstarrten. Erst im Park fand er sich wieder.

Traurig, traurig, sagte sich Heinz immer wieder, sie hat recht. Es war nicht genug, daß er in Berlin sein Bild zerstörte. Er lieferte noch immer Illustrationen für eine falsche Fassade, und jetzt war es Hanna, die das Bild zerschnitt. Ihre gefährlichen Augen sah er vor sich und die aufgeworfenen Lippen. Die Lähmung beherrschte ihn noch jetzt, als er den Tennisplatz erreichte. Jede Bewegung rief ihm die körperliche Demütigung ins Gedächtnis. Er bäumte sich auf, Haß erfüllte ihn, reißend und herausfordernd wie ihre Lippen. Wenn er jetzt nur irgend etwas anfangen könnte, um den inneren Brand zu erlöschen.

Er blieb stehen. In eine Kneipe müßte er sich setzen, den ordinärsten Korn trinken, aus Wassergläsern, aus der Flasche, bis er die dunklen Augen nicht mehr sah. Oder er ging in die Oswaldpromenade zurück und sagte Georg alles, die ungeschminkte Wahrheit über Anita. Oder er suchte Hanna und riß sie an ihren hohen Schultern aus dem Bett und brachte ihre schamlosen Lippen zum Schweigen.

Von der Stadt her kamen eilige Schritte. Bald sah er, daß es Annemarie war.

„Was wird deine Tante sagen, wenn du so lange bleibst?“

„Wir gehen ja den Jungen suchen, Heinz, und außerdem, ich habe mich lange genug von ihr bevormunden lassen.“

Der Fahrweg lief durch den Wald. Über den Kiefern stand die Mondsichel. Von der fernen Landstraße kam das Motorbrummen eines Lastzuges.

„Woher weißt du denn den Weg, Heinz?“

„Mein Vater ist in Jeschkendorf groß geworden. Wir liefen rft hin, als der Großvater noch in der Schmiede lebte. Bist du auch nicht müde?“

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

In der Diele fanden sie einen Leuchter. Sie durchsuchten die Zimmer und riefen. Hansjürgen war nicht im Haus.

Heinz sah in den Küchenschrank. „Das scheint ein guter Tropfen zu sein. Wo sind bloß die Gläser?“ Während Annemarie die Tür schloß, entforfte er die Rumflasche. Sie stellten den Leuchter auf den Kaminsims und nahmen das Zeitungspapier von den Sesseln.

„Schrecklich“, sagte Annemarie. „Magst du denn das Zeug?“

„Vielleicht findest du Zucker. Mir ist es egal, wie es schmeckt.“

Die beiden Sessel standen mit dem Rücken gegen den Tisch. Sie sahen in das Dunkel der Diele, die Fensterladen waren verschlossen.

„Ärgerst du dich noch wegen dieser Sache, Heinz? Schlag dir das doch aus dem Kopf. Morgen denkst du nicht mehr dran.“

„Nicht der Rede wert.“ Er füllte sein Glas und goß es hinter.

„Montag sind wir bei Anita zum Kaffee, es wird kein Mensch davon sprechen.“

Heinz lachte. „Darauf ist Verlaß. Es gibt ja wichtigere Dinge. Höfner erzählt, wie man griechische Säulen ausleuchtet, Anita beschreibt den neuen Seewagen von Frau Sanitätsrat, du rührst in deinem Kaffee und ich rede über Kunst. Diesmal nicht. Und auch nicht das nächste Mal. Ihr kommt ganz gut ohne mich aus, der Kaffee wird schon nicht kalt werden.“

„Aber was hast du? Laß doch mal einen Augenblick die Flasche aus der Hand. Du fängst ja genau so an wie der Höfner. Man möchte beinahe meinen, du hast es auch mit einer Frau. Ist sie dir davon gelaufen?“

„Mir? Ne. Einem edlen Ritter passiert das nicht. Eher laufe ich davon. Immer nur kneifen. Kennst du das Land des Kneifens? Daher komme ich.“

„Setz die Flasche weg, du bist blau.“

„Nein, nur durchsichtig. Wie das Glas hier. Mit einer Naht vom Hals bis zur Sohle. Hier, kaum zu sehen, daß die Flasche aus zwei Hälften gepreßt ist. Nahtlos verschmolzen. Wenn die Flasche leer ist, geh ich selbst in die Presse. Wirst du mir das Frühstück machen und die Schnitten schmieren? Um halb fünf

muß ich raus. Um zwölf kannst du mir das Essen vor die Hütte bringen. Wie?"

„Du schwätzt schon wieder von der Hütte. Georg sollte dir den Kopf zurechtsetzen.“

„Er mag sich selbst bei den Hörnern nehmen. Außerdem schwätze ich nicht.“

„Gib das Glas her, Heinz, ich will auch einen trinken. Du willst doch nicht wirklich in der Hütte arbeiten?“

„Wenn ich Montag meine Papiere fertig habe, kannst du von Frau Direktor geradewegs zur Achse kommen und mich abholen. Aber lassen wir das, dich geht es nichts an.“

„Du bist grob, Heinz.“

„Leider nicht. Sonst hätte ich heute die Ohrfeige weitergegeben, zehnfach.“

„Siehst du, immer noch bist du dabei. Du kannst uns doch nicht für die dumme Gans verantwortlich machen.“

„Selig sind die Ahnungslosen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Aber man kann euch ganz gut dafür verprügeln. Dir besonders wäre damit gedient. Nun hab dich man nicht, mir sind Ohrfeigen bisher immer ganz gut bekommen.“

„Dann schlag doch. Er haut mir, also liebt er mir noch.“ Sie lachte.

„Wohl kaum. Nicht mal dazu reicht es.“ Er gab ihr einen Klaps auf die Hand.

Sie schlug zurück, und er faßte sie bei den Armen. Lachend entzog sie sich seinem Griff und langte nach seinem Gesicht. „Du bist ja stark im Nehmen, Heinz.“

Er fing ihre Hand auf. „Aber nicht von dir.“ Sie maßen ihre Kräfte.

„Heinz, du bist grob. Ich habe Angst vor dir.“

„Dazu hast du auch allen Grund.“

„Die Flasche!“ Der Rum floß in ihren Hals, auschnitt.

„Heinz, du mußt dich umbrechen. Hol ein Handtuch. Aber nicht hersehen.“

Der Träger glitt von ihrer Schulter. Heinz beugte sich über ihre Brust.

„Heinz, warum quälst du so?“, flüsterte sie in sein Ohr. „Liebst du mich denn noch? Sag, liebst du mich, Heinz?“

Er hielt ihre Hüfte in seinen Händen.

„Heinz, und morgen, wirst du es da noch wissen?“

Sangsam hob er seinen Kopf und sah ihr fest in die Augen. „Morgen sagen wir uns guten Tag, und wenn du die Erinnerung an diese Nacht nicht zerstören willst, dann schweig davon.“

„Heinz, so laß mich, du willst mich nur klein sehen, und niedrig, du..“

Er wurde wach, als die Tür ächzte und die Lichtflut des hellen Tages seine Augen traf. Geblendet wandte er sich ab. Neben ihm schlief Annemarie, sie lagen auf der breiten Ofenbank. Allmählich erkannte er die Gestalt des Dnkels, der sich unter dem Türrahmen bückte.

Der alte Ibel hielt den Finger an die Lippen und winkte. „Bleib ruhig liegen.“

Heinz sprang auf. Annemarie zog die Decke über ihr Gesicht.

Draußen klopfte ihm der Onkel auf die Schulter. „Ich wollte ja nicht stören, alter Junge, nur, der alte Suchel hat heute morgen Hansjürgen zurückgebracht, und . . . Nun, hab dich man nicht, ihr seid ja schließlich keine Kinder mehr. Ich hab es ja schon lange bemerkt. Da, wasch dir schnell übers Gesicht. Georg ist noch in der Garage, aber der war auch mal jung. Wenn es Annemarie peinlich ist . . .“

Annemarie schenkte den Kaffee ein, und der Rektor meinte, daß Pfingsten so die rechte Zeit für ein kleines Familienfest wäre. Selbstverständlich würde kein Mensch erfahren, daß sie sich heute morgen getroffen hätten, und Georg Leuschner nickte, ohne von seinem Kuchen aufzusehen.

Heinz schlug die Wagentür von außen zu. „Nein, ich laufe. Fahrt man allein. Nichts zu machen!“

Ohne die Antwort abzuwarten, sprang er über den Graben und verschwand zwischen den Kiefern.

Ein Ruckuck rief. Heinz klopfte auf seine Tasche. Einen Fünziger fand er, zwei Groschen waren in das Futter gerutscht. Er wechselte die Richtung. Durst hatte er auf einen ganzen Eimer Milch. Der sanfte Wind trug das Krähen eines Hahnes herüber. Jeschkendorf war also nicht mehr weit. Einen ganzen Eimer Milch wollte er trinken. Pfeifend ging Heinz auf die Straße zurück. Leuschners Wagen war nicht mehr zu sehen.

Z w e i t e s B u c h

I

Hanna fuhr aus dem Schlaf hoch. Durch die Wand hörte sie das Rasseln des Beckers. Es war also Zeit. Sie gähnte und wartete auf das Klopfen. Vier Jahre waren vergangen, seit sie das letzte Mal von ihrem Bruder geweckt wurde. Gleich würde Willi die Glocke abstellen. Das Geräusch hämmerte jedoch weiter, wurde schwächer und versiegte schließlich. Hanna klopfte gegen die dunkelgrüne Tapete. Vielleicht hatte Willi die Zeit verschlafen.

„Was denn?“, kam von nebenan die verschlafene Stimme der Schwägerin. „So bleib schon liegen. Wir haben doch Sonntag.“

Durch die geschlossenen Augenlider verspürte Hanna die Helle des Tages. Der gelbe Fenstervorhang lag in der Morgensonne und erfüllte das Zimmer mit einem warmen Lichte. Sie legte den Handrücken über die Augen und versuchte wieder zu schlafen.

Morgen um diese Zeit mußte sie raus. Montag früh um sechs stand sie zum ersten Male wieder in der Hütte. Es war ihr letzter fauler Tag. Eine ganze Woche hatte sie für sich gehabt. Kein Mensch, der sie

schickte oder kommandierte. Sonnabend nacht vor einer Woche war sie von Leuschners weggegangen, gleich nach dem Krach. Die acht Tage gehörten ihr, und nicht mal die Schulferien waren so heiter gewesen. Zu tun gab es genug im Haus. Sie half Else in der Wirtschaft, und der Kleine brauchte noch immer Pflege. Aber sie rannte nicht mehr für fremde Leute, und es war etwas anderes, im Hause des Bruders zu helfen. Von Dankreden hielt Willi nicht viel, und bei Else hieß es einfach „Gib mir das“ oder „Hol mal dies“, aber Hanna lief gern und schnell und wartete auf keine Redensarten. Die Eltern hatten es ihnen nicht anders beigebracht, und die Standpauken kannten sie nicht, die Hansjürgen so oft für ein vergessenes Bitte oder Danke bekam.

Bei Leuschners ging es gewiß feiner zu, jedenfalls waren die Herrschaften unter sich sehr höflich und hatten für jeden Handgriff eine andere Redensart. Hanna hatte davon so viel aufgeschnappt, daß sie sich mit dem Kindermädchen ganz gut unterhalten konnte. Kindermädchen kamen immer aus gutem Hause, wenn man ihnen glauben durfte. Sie erzählten meist von dem großen Gelde, das die Eltern in der Inflation verloren hatten. Daß es aber nicht weit her war, brachte ihr erst der Niehlke bei. Als Chauffeur mußte er mehr von der großen Welt, und er hatte stets recht, wenn er dem Kindermädchen jeweilig ein schnelles Ende voraussagte. Vom schwarzen Heini in der Bäckerei wollten sie nichts wissen und auch nichts von dem langen Karl, den der Installateur schickte. So

einer war ihnen nicht gut genug. Er mußte sich Assistent oder Adjunkt oder Prokurist nennen. Erfuhr die Neue dann, daß er nur in der Drogerie half oder gar zu den Ziehleuten gehörte, so war es meist schon zu spät. Oder sie ging, weil sie sich das Kleid im gleichen Schnitt und derselben Farbe wie die Gnädige machen ließ. Hanna brachte es so weit, daß sie sich mit dem Kindermädchen ganz im Tone der Herrschaften unterhalten konnte, und wenn sie mit den Lieferanten am Telefon nicht fertig wurde, brauchte sie nur „von oben herab“ zu sprechen, und es klappte.

Als sie vor einer Woche bei Leuschners weglief, war es nach Mitternacht. Sie klopfte den Bruder und die Schwägerin aus dem Bett. „Ihr müßt mich hier behalten. Ich geh da nicht mehr zurück.“

Willi machte Sicht. „Deswegen brauchst du nicht so zu schreien. Ich hab schon lange drauf gewartet. Dann mach dir man oben dein Bett.“

Else war jedoch neugierig, und Hanna begann zu erzählen.

„Eine runtergehauen?“, fragte Willi ungläubig. „Du ihm? Und er hat dir keine wieder geklebt?“

„Der hätte bloß wagen sollen, ich, ich.“

„Gar nichts hättest du. Die gibt er dir schon wieder. So oder so. Nu geh aber zu Bett, den Klamauk kannst du morgen noch erzählen, nicht so wichtig.“

Else stellte Wasser auf. „Du siehst doch, daß sie ganz aufgereggt ist. Bei dir ist alles unwichtig. Sie ist noch ganz außer Atem. Hanna, da liegt die Wurst.“

Willi zündete sich eine Zigarette an. „Daß er eine gelöscht bekommen hat, schadet ihm gar nichts. Grad das fehlte ihm. Noch ein paar von der Sorte, und er wird wieder klar. Redet wie ein Buch und faßt nichts an. Wäre schade um ihn. So ein Penner.“

Else schlug zwei Eier in die Pfanne. „Das will ein Freund sein, wie du da redest. Vor dem Einschlafen noch hast du mir davon geschwärmt, wie er sich gemacht hat, daß er ganz gesunde Gedanken hat, und wie du gern öfter mit ihm zusammen sein willst. Schöner Freund bist du.“

„Grad deswegen. Das nächste Mal werd ich ihm dazu gratulieren. Hanna schlägt nicht jeden, was Hanna?“

„Die hat gefessen. Ich bin bald selbst darüber erschrocken. Aber es kam ja alles so schnell, und als er mir den Spiegel abnahm, da hab ich nur noch rot gesehen.“

Else hob die gebratenen Eier auf die Brotscheiben. „Jetzt bist du still und ißt erst mal. Ich möchte nur wissen, warum Frau Leuschner nicht allein gehen konnte. Nicht schön, daß er da mit in Hannas Sachen gekramt hat.“

„Gib mir auch eine Schnitte“, sagte Willi. „Er wird mir schon alles erklären. Ich glaub nicht recht dran. Bei denen weiß man doch nie die Wahrheit.“

Hanna legte das Messer aus der Hand. „Das glaubst du nicht? Dein Heinz? Aber bestimmt war er dabei. Das ist ein ganz Falscher.“

Willi drückte seine Zigarette aus. „Du hast ihn ja richtig gefressen. Hast ihn einen Augenblick gesehen und redest große Sperrn.“

„Ich? Mittag hab ich ihn ja schon gesprochen, als er den Zettel daließ.“

„Davon hast du noch gar nichts gesagt.“

„Ist auch gar nicht wichtig. Außerdem will ich kein Wort mehr von ihm hören, diesem.“

Am nächsten Morgen erwachte Hanna aus einem traumlosen Schläfe. Willi stand in der Tür. Es war schon acht. „Kaus alte Zicke“, weckte sie ihr Bruder. „Du willst wohl den ganzen Sonntag verschlafen?“

Hanna rieb sich die Augen, und als sie dann mit dem Schuh nach ihm zielte, fühlte sie sich wieder ganz zu Haus.

Sie schickte ihre Schwägerin aus der Küche und wollte die beiden zum Sonntag überraschen. Vom Höker holte sie Basilikum, Paprika, Kapern, saure Sahne und Papierservietten. Den Braten richtete sie mit dem Aufwande her, den sie bei Leuschners kennengelernt hatte.

Als dann alles fertig war, rief sie Else, Willi und die beiden Mädchen aus dem Garten. Der Tisch war wie zu einer Taufe gedeckt. In der Mitte lag eine geblünte Spitzendecke, auf der die Vase mit den Narzissen stand. Über das weiße Bachstuch hatte sie das alte handgewebte Einrentuch von der Urgroßmutter gelegt. Auf jedem Teller stand eine Tasse.

„Is ja doll“, brach Willi das Schweigen und sah vom Tisch zu Else und von seiner Frau zu Hanna. „Sollen wir denn mit Kaffee anfangen?“

„Das ist klare Brühe“, erklärte Hanna stolz. „Die trinkt man aus Tassen.“

„Nun ist es aber genug“, meinte Willi und schob die Papierserviette hinter seinen Teller. „Da kriegt man ja bloß noch mehr Hunger von.“

„Die Blumen sind wirklich schön“, lenkte Else ein. „Hanna, hast du auch die Rabattmarken aufgehoben? Ich leg sie immer in die Vase, weil ja sonst die Mädels über alles gehen.“

Die achttjährige Hilde verbrannte sich den Mund und fing an zu heulen. Als ihr aber Erna, die Ältere, mit der rotfarierten Serviette über die Augen fuhr, war sie sofort wieder still. Das Papier war zu einem Dreieck gefaltet. Die Kleine bog es auseinander, und Erna half ihr dabei, das Papier wie einen Helm auf den Kopf zu setzen.

„Gegen den Braten kann man nichts sagen. Von mir aus kannst du jeden Tag kochen“, sagte Willi. „Aber weißt du, die Blumen stechen mich in die Augen, da steht nämlich sonst immer meine Flasche Bier. Oder willst du mir das abgewöhnen, weil wir mit mal ganz vornehm geworden sind?“

Hanna setzte die Flasche auf den Tisch, und als Willi danach griff, blieb ein nasser grauer Fleck auf dem Tischtuch.

„Du hättest sie abwischen sollen“, sagte Else und suchte nach einem Lappen.

Willi stellte die Flasche neben das Stuhlbein. „Schon gut. Das nächste Mal deckt mir man gleich auf der Erde. Wo wir jetzt einen richtigen feinen Dienstbolzen in der Familie haben, kann ich nicht mehr mit.“

„Ich bin auch noch da, gib mir mal die Flasche.“ Hanna trank, bis der Boden steil gegen die Decke zeigte. „Gott sei Dank, das hat mir schon lange gefehlt.“

„Endlich ein Wort“, sagte Willi. „Zeit, daß du wieder in die Schleiferei gehst.“

Nach dem Essen glättete Else die Papierservietten und legte sie in das Tischfach.

Wenn Willi aus der Hütte kam, galt sein erstes Wort der feinen Schwester. Jeder Anlaß war ihm recht, sie an den Unfug der vergangenen vier Jahre zu erinnern, und sie ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihm mit dem Lappen, einer Kelle voll Wasser oder mit der blanken Hand zu antworten.

„Eifersüchtig kann man werden“, sagte Else. „Nun schlagt euch noch, dann ist es richtig.“

„Die haut nur zu, wenn sie einen gern mag“, sagte Willi. „Andere Mädels.“

Weiter ließ ihn Hanna nicht kommen. Sie wußte, worauf er anspielte. Konnte sie ihm den Mund nicht zuhalten, so kniff sie ihn mit den Fingern in die Rippen. Dagegen war ihr Bruder wehrlos. Mit diesem Griff hatte sie sich schon als Kind gegen ihn geholfen.

Von Heinz Tillack wollte sie nichts hören. Niemand durfte davon sprechen, oder die Tür knallte zu, und sie war aus der Küche.

Es verging jedoch kein Tag, ohne daß sie an ihn erinnert wurde. Montag traf ihn Willi in der Hütte, Dienstag brachte Edith Jurk die Nachricht, daß er bei den Glasmalern arbeitete.

„Die Ohrfeige hat geholfen“, sagte Willi.

„Der wird lange machen“, antwortete Hanna, und wieder mal warf sie hinter sich die Tür zu.

Hanna wollte nichts mehr von der Sache wissen, aber sie hatte es schwer, ihre Gedanken auf dem richtigen Wege zu halten. Immer wieder sah sie ihn vor sich, wie sein Gesicht rot anlief, und wie er den Kopf senkte. Schlimmer aber war es, wenn sie an den Sonnabendmittag in der Küche dachte. Dann fühlte sie seine Hand auf der Schulter, und wieder küßte er sie, die Lippen wurden heiß. Vergeblich lehnte sie sich gegen diese Bilder auf. Das Gesicht blieb. Sie wehrte sich, und ihr war, als müßte sie etwas dagegen tun, irgend etwas. Es fiel ihr nichts ein, und so scheuerte sie mit doppeltem Eifer die Treppen, lärmte mit Schaufeln, Besen, Eimern, Leitern und Schippen durch das Haus. Aber das Gesicht kam wieder, und am Mittwoch stand er selbst in der Tür.

Mit einem Lappen rieb sie den Messinghaken über dem Ausguß. An seinem Gang und an dem kurzen Klopfen hatte sie ihn erkannt. Als er eintrat, arbeitete sie weiter ohne aufzusehen.

Er blieb auf der Schwelle stehen, dann sagte er nach einer Weile: „Ach so, Verzeihung.“

Ohne den Kopf zu heben sah sie, daß er die blaue Schürze der Glasmacher trug. „Sie wünschen?“

Er schweig noch immer. Der Lappen riß zwischen ihren Fingern. Sie ließ das Wasser laufen, obwohl das gar nicht zu ihrer Arbeit gehörte. „Wenn Sie meinen Bruder sprechen wollen, dann warten Sie bitte in der Laube. Er arbeitet heute bis um fünf.“

„Ach so, ja dann . .“

Er stand noch immer in der Tür. Mit einem Ruck schloß Hanna den Wasserhahn, dann erwiderte sie seinen Blick. Sie wurde wütend. Seine Lippen zuckten, und lachend sagte er: „Sie entschuldigen.“ Damit ging er. Vor der Haustür blieb er stehen. Also wartete er wohl, daß sie ihn zurückrief. Die Hausglocke schlug an, und er war draußen.

„Was für ein Slegel“, sagte Hanna und riß die Tür so laut ins Schloß, daß er es noch hören mußte. Sie polierte die beiden Türflinten, dann putzte sie das Küchenfenster und setzte das Essen auf. Es war schon nach fünf, Willi kam nicht. Rufen wollte sie ihn nicht, denn schließlich bildete sich der Tillack noch ein, sie liefen feinetwegen in den Garten.

Schließlich kam Else. „Willi ist noch schnell mal in die Wälze gegangen. In einer halben Stunde ist er hier.“

„Sausen, nichts wie sausen. Die halbe Stunde möcht ich erleben. Mit wem ist er denn hin?“

„Mit dem Tillack.“

„Natürlich, fängt ja gut an. Man immer weiter so. Willi setzt das Kostgeld drauf, und der Herr Maler bezahlt mit dem Geld seines Onkels.“

„Du, die Schwielow will wissen, sie hat es von der Elsbeth, und der hat es die dicke Anna vom alten

Abel erzählt, daß der Rektor seinen Neffen herausgeschmissen hat. Auch Leuschners haben ihn vor die Tür gesetzt, und von der Achse soll er wieder runter. Hat mir die Schwielow vorhin gesagt."

Hanna band ihre Schürze ab. „Wäre ja ein Segen. Was soll der in der Hütte. Enterbt, sagst du?"

„Ja, weil er sich heimlich mit der Bischoff aus der Buchhalterei verlobt hat."

„Zu der paßt er." Hanna rollte ihre Schürze zusammen. Sie suchte im Schrank, dann fand sie, daß der Scheuerfand ausgegangen war. Sie lief einholen, zu der Schwielow in der Breiten Gasse.

Es waren noch Kunden im Laden. Hanna suchte lange zwischen den Ansichtskarten. Als sie mit Frau Schwielow allein war, entschied sie sich für eine bunte Karte mit Maiglöckchen, die von einer rosa Schleife gehalten wurden, und auf den breiten Bändern stand in goldenen Buchstaben „Große Pfingsten".

Die Schwielow zuckte mit den Achseln. „Das ist mir selbst ganz neu. Herausgeschmissen soll er ihn haben? Aber das mit der Verlobung stimmt. Er ging doch schon als Junge mit ihr. Und wo sie doch so oft über Sonntag weg war, soll ich Ihnen sagen, wohin sie immer gefahren ist? Nach Berlin. Zu ihm, versteht sich. Und man sagt auch, daß sie wohl schon zu Pfingsten heiraten werden. Verstehen Sie? Werden habe ich gesagt, nicht müssen. Außerdem..." Die Tür ging. „Sonst noch was? Das macht also..."

Willi kam kurz nach sieben zurück.

„Cäuser", empfing ihn Hanna.

Willi machte sich über die Krautrouladen her. „Du irrst dich. Wir hatten eine wichtige Besprechung. Heinz ist zu einem sehr vernünftigen Entschluß gekommen.“

Else warf ihrer Schwägerin einen Blick zu. „Wir sind gar nicht so neugierig.“

„Ihr werdet schön staunen.“

Hanna stand in der Küchentür. „Einen Dreck geht mich dein sauberer Freund an. So.“

„Nu lauf man nicht gleich weg. Also, Heinz wird bei Edith das Zimmer nehmen.“

Nach einer Weile meinte Else: „Eigentlich ein Glück für Edith, wenn sie so schnell einen Mieter findet.“

Hanna setzte sich. „Ein Glück nennst du das? Dieser Tillack soll nebenan wohnen, im Hause meiner Schwester? Auf keinen Fall.“

Willi lachte. „Guck mal an. Hanna ist ja ganz rot geworden vor Wut. Na schön, dann zieht er eben zu meiner Schwester. Ihr müßt Edith morgen mit dem Zimmer helfen. Ich werde Sonnabend und Sonntag die Decke streichen.“

Hanna gab nicht nach. „Dann will er wohl auch seine Braut mitbringen, die Bischoff?“

Willi ließ sich nicht beim Essen stören. „Was für Zeug, Braut? Bei dir piept's wohl. Na, und warum soll er nicht, wenn's ihm Spaß macht?“

Da Edith Jurf jeden Tag bis um fünf in der Hütte stand, ging Else schon am nächsten Morgen in die Wohnung ihrer Schwägerin und räumte das Zimmer aus. Hanna blieb bei den Kindern. Von dem Untermieter ihrer Schwester wollte sie nichts wissen. Sollten sie

allein mit dem Zimmer fertig werden. Unlustig ging sie durch das Haus. Dielen und Fenster blitzten vor Sauberkeit. Auf dem Herd standen Einsen, die auch ohne ihre Hilfe kochten.

Auf dem Boden stellte sie Kartons zusammen, dann putzte sie das Messingschild vor der Haustür. Es war wirklich nichts mehr zu tun. Schließlich brachte sie die beiden Mädchen bis vor die Schule.

Die Straßen waren leer. Die Sirenen heulten, es war neun Uhr. Sie konnte sich jetzt zu Haus hinsetzen und frühstücken, aber Else würde nicht kommen.

Hanna bedauerte ihre Schwägerin, die sich jetzt allein mit den Möbeln schleppte. Eigentlich hatte Else damit gar nichts zu tun. Denn Heinz war der Freund ihres Bruders, also kam die Arbeit in erster Linie ihr zu, so rechnete sie, und nicht ihrer Schwägerin. Else hatte ihren eigenen Haushalt, Hanna dagegen tat gar nichts.

Und außerdem, so schloß Hanna, wenn Heinz nun wirklich nebenan einzog, dann mußte man ihm schon ein gutes Zimmer bieten. Else war wohl geschickt, aber sie besaß nicht die Erfahrungen, die Hanna in den vier Jahren bei Leuschners gesammelt hatte. Immerhin war Heinz nicht gerade von Haus ein Glasmacher. Sicher stellte er verwöhnte Ansprüche. Dann war es schon besser, sie nahm die Einrichtung des möblierten Zimmers selbst in die Hand.

Vor der Arbeit scheute sich Hanna nicht. Schwierig war jetzt nur, wie sie ihren neuen Entschluß begründen sollte. Wieder heulte eine Sirene, und Hanna fand,

daß sie nun ihrer Schwägerin das Frühstück bringen müßte.

„Du kannst ja den Kaffee machen“, sagte Hanna. „Inzwischen nehme ich die Gardinen ab.“ Dann trug sie die beiden Korbstühle in den Garten und ging mit Seife und Lappen über das graue Geflecht her.

„Der eine Stuhl ist durchgetreten. Was meinst du, Else, wenn wir ihm dafür den Sessel aus meiner Kammer herüberbringen? Ich brauch ihn sowieso nicht. Der hier geht wirklich nicht mehr.“

„Der Plüschsessel? Der paßt doch nicht zu den andern Möbeln.“

Hanna überlegte. „Doch, doch. Der Schrank ist ja auch rotbraun, beinahe dieselbe Farbe wie der Sessel.“

„Aber Willi wird doch den Schrank am Sonnabend mit weißen.“

„Das werd ich ihm schön ausreden.“

Am Montag sollte Heinz einziehen, und Montag ging Hanna auch zum ersten Male wieder in die Hütte. Noch einen ganzen Tag hatte sie Zeit. Vielleicht bekam sie sogar Überstunden. Wie ihr gestern der Meister gesagt hatte, wurden sie schon lange nicht mehr fertig. Arbeitete sie länger, dann brauchte sie nicht dabei zu sein, wenn Heinz nebenan einzog. Er sollte nur nicht versuchen, sie in die Hütte zu begleiten oder vor der Schleiferei zu warten. Aber er würde es gar nicht erst wagen. Vielleicht war er feige, sicher war er feige. Warum ging er ihr sonst aus dem Wege? Trotzdem, in der Hütte schien er sich zu halten. Er arbeitete als

Gehilfe und war nicht mehr irgendwer, sondern ein Glasmaler. Nicht jeder konnte das, und die Glasmaler standen sich gut. Die Meister in der Schleiferei oder am Ofen bekamen nicht mehr. Um einen Glasmaler rissen sich die Mädchen, und er brauchte nicht lange zu suchen.

Wie aber, wenn er es einfach nicht für nötig hielt, sich um sie zu kümmern? Er ging an ihr vorbei, traf sich mit Willi vor dem Haus und fragte nicht mal nach ihr. Lust war sie für ihn. Aber was war auch schon an ihr, heute ein entlassenes Dienstmädchen, und morgen eine kleine Schleiferin. Ein Mädchen, das man im Vorübergehen küßt. Hätte sie ihm nur schon an jenem Mittag eine gelangt, in der Küche. Vielleicht dachte er an die andere, während er sie in die Arme schloß.

Er hatte ja seine Annemarie Bischoff, und überhaupt . .

Damit sprang sie aus dem Bett. Sie zog die Vorhänge zurück. Das Licht fiel ins Zimmer. Die Sonne hing in der Pappelkrone, es war also noch nicht sechs Uhr.

Sie nahm den Kalender von der Wand. Der Zettelblock saß mitten in einer Parklandschaft. Zu beiden Seiten der fetten roten Siebzehn streckten sich die Flügel eines Schlosses. Darüber erhob sich eine Windmühle, und in den Wolken stand „Städtische Sparkasse Lauterbach“. Der alte Gutsche hatte ihr den Kalender zu Weihnachten geschenkt. Hanna wußte aber, daß der Block von Karl stammte, dem Buchhalter. Nur

wegen der herbstrotten Buchen, die sich auf der unteren Hälfte des Bildes um einen hellblauen Springbrunnen schlossen, hatte Hanna den Kalender aufgehängt.

Zu Ostern hatte sie das letzte Mal in ihrem Zimmer geschlafen, ehe sie wieder heimkehrte. Sie riß die Siebzehn vom zweiten Ostertag herunter und blätterte weiter, bis sie auf den fünfzehnten Mai kam. Aber auch die rote Fünfzehn gefiel ihr nicht. Heinz zog ja erst am Montag ein, und so riß sie den Sonntag ab. Es fiel ihr ein, daß sie auch den Schimmelpfopf nicht brauchte, der in einem ovalen Rahmen über ihrem Bett hing. In das Zimmer eines Malers gehörten Bilder. Sie staubte den Rahmen ab und legte ihn zum Kalender.

In der Küche stand Willi über der Handschüssel und wusch sich. „Du kannst wohl auch die Zeit nicht erwarten. Mitten in der Nacht zu klopfen. Was soll denn das Zeug da?“

Hanna nahm die Decke vom Vogelbauer. „Edith meint, die Wände sind drüben zu leer. Brauchst du eigentlich noch von Vater den Spiegel, der oben auf dem Boden steht?“

„Meinetwegen häng auf, was du Lust hast. Vor Mittag kommt mir aber niemand in das Zimmer. Am besten ist, Heinz baut sich dann die Sachen selbst rein.“

„Kommt er denn heute?“

„Um sieben wollte er hier sein und mir helfen. Nun setz schon den Kaffee auf.“

Hanna erinnerte sich an Eisa Droiß, die sie gestern vor der Hütte getroffen hatte. Die Wendin hatte mit

ihr angefangen und arbeitete noch immer in der Hütte. Von damals waren nur noch drei Mädchen im Saal, die andern waren neu. Vielleicht war es gut, sie fuhr zu Eisa nach Hermsdorf. Von den Neuen konnte sie sich erzählen lassen, und vielleicht wußte Eisa auch schon von Heinz. Die Glasmaler arbeiteten einen Stock höher im Seitenflügel. Sicher hatte sie ihn schon getroffen. Bis die Mädchen sich an ein neues Gesicht gewöhnt hatten, wurde in allen Pausen von ihm gesprochen.

Blieb sie jetzt im Haus, so traf sie Heinz. Dann war es schon besser, sie setzte sich aufs Rad ihrer Schwägerin und besuchte Eisa.

II

Der Himmel bezog sich, aber es blieb trocken. Hanna fuhr die Bautzener Chaussee hinaus, dann bog sie in den Forstweg nach Lany ein. An der Futterstelle vor dem Jagdhaus traf sie Pumpi. Der budlige Glasmacher saß auf einem Baumstumpf.

„Da, sehen Sie die Hirsche? Es sind acht Stück. Ich sehe ihnen schon seit einer Stunde zu.“

Hanna stellte das Rad gegen eine Eiche. „Sie hier draußen? Das muß doch schon einen besonderen Grund haben, wenn Sie sonntags nicht im Garten sind.“

Er zuckte mit den Achseln und rückte verlegen zur Seite, als wollte er Platz machen. „Ich hab von all dem genug, bis hier steht es mir. Das ist ja kein Arbeiten mehr. Jeder befiehlt und schreibt vor, bloß

der Glasmacher hat nichts mehr zu sagen. Wo soll das nur noch hin. Ich habe keine Lust mehr. Und da wollen Sie zu uns auf die Achse kommen? Wie kann man bloß, wo Sie doch gut aufgehoben waren. Alles, nur nicht in die Hütte."

„Mag sein, Herr Posselt, die Arbeit am Ofen ist ja auch viel schwerer. Ich komm gern wieder. Bei uns ist ja noch der alte Semmler, mit dem läßt sich arbeiten. Wir bekommen unsere Gläser, und dann kann uns kein Mensch was. Nein, ich freu mich wieder auf die Hütte."

„Aber was habt ihr schon. Das ist doch kein Schleifen mehr. Kugeln quetschen von früh bis abends, oder eine Woche lang Weinlaub, dann Stile auf siebentausend Kelche. Wenn es hochkommt, Spinnmuster. Und dann wieder Kugeln. Weiter habt ihr nichts. Was ist das schon. Früher, da haben wir zehn und zwölf Stunden hintereinander an einem Glase geschliffen. Das waren andere Muster. Und ein anderes Geld, weiß Gott. Aber was die uns jetzt vorschreiben, das sind keine Muster, sondern, sondern..."

„Die in der Oberleitung haben auch nichts zu sagen. Die bekommen ihre fertigen Aufträge von Berlin. Ich weiß das, der Höfner hat keine Schuld. Quatsch, was da immer geredet wird."

Pumpl nickte und fuhr mit seinem Handrücken über die tränenden Augen. „Der kann nichts dafür. Ich weiß schon, an wem es liegt. An den Berlinern, natürlich. Keiner weiß, wo die eigentlich sitzen, und wer sie sind. Aber ich will Ihnen sagen, wer in Lauterbach

mit ihnen arbeitet und unter einer Decke steckt. Die haben uns nämlich direkt einen auf die Nase gesetzt, uns und auch der Oberleitung. Den Weidmann, und keinen anderen. Verlassen Sie sich drauf. Ich habe meine Quellen."

„Der?“ Sie lachte.

„Sie glauben nicht? Sie wissen doch noch von der Sache mit unserer Rentenkasse. Wo ist die Stiftung geblieben? Das war vor fünf Jahren, als die Zahlungen losgehen sollten. Da kommt Herr Weidmann, und mit einem Male weiß kein Mensch mehr von der Rentenkasse. Fragen Sie doch. Niemand weiß oben Bescheid. Natürlich ist das Geld da. Nur Weidmann kennt nichts von der Altersrente."

„Wenn der Weidmann zu unserem Direktor kam, war er jedesmal ganz klein. Ich hab das doch gesehen. Herr Direktor vorn und Herr Direktor hinten, so sprang er um Leuschner herum."

Pumpi winkte ab. „Das ist es ja eben. Hören Sie, was ich sage: Der Weidmann ist ein Intrigant. Der macht es auf die feine Tour. Er dienerert, und in Wirklichkeit hat er alle Trümpfe in der Hand. Und warum? Als die BVB von den Berlinern geschluckt wurden, drückten sie den Weidmann bei uns rein, als Horcher. Darum sitzt er auch nicht in der Oberleitung, sondern bloß in der Achse. Da hat er freie Sicht nach oben und nach unten. Auf uns muß er ja auch aufpassen. Täglich kommt er durch. Keinen Gruß, Hände in den Hosentaschen. Mit einem Male steht er hinter dir, und wenn du dich umsiehst, ist er schon wieder fort. So

geht er auch bei denen da oben um. Er weiß, daß sie Angst vor ihm haben, und darum braucht er nicht mal grob aufzutreten. Er macht es auf die feine Tour, das ist bequemer. Und wirksamer. Wenn wir den nicht hätten . . .”

„Wäre ein anderer da.”

„Eben nicht. Nur dem Weidmann haben wir es zu verdanken, daß wir für die Woolworthläden und für die Einheitspreisgeschäfte arbeiten. Alles billiger Schund. Kein Schliff, keine Muster. Überhaupt keine Gläser sind das, nur billig, billig. Das ist unser Ruin. Damit drücken sie die Löhne. Nur schnell und billig und recht viel. Wenn es nach dem Weidmann ginge, könnten wir abhauen, wir von den Häfen, und die aus der Wanne ebenso. Was ist noch ein Glasmacher? Blasen ist zu teuer, warum kann man nicht auch Kelche und Becher pressen? Aber dahinter ist unser lieber Weidmann noch nicht gekommen. Darum dürfen wir grad eben noch leben. Bis morgen, oder übermorgen, was weiß ich? Bis auch wir eines Tages in die Presse geschickt werden. Aber ohne mich, meine Herren!”

Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Mit dem Rücken seines Daumens fuhr er über die Schläfen und stieß die Mütze zurück. Vom Walde kam ein dumpfes Trommeln. Die Hirsche hatten sich in Bewegung gesetzt, sie wechselten in die Kieferschonung.

„Wenn man nur irgendwohin wüßte.”

Hanna hob ihr Rad auf. „Ich versteh davon nichts. Vielleicht haben Sie recht. Onkel Gutsche redet ja

genau so. Und Vater sagte auch immer, daß es lange nicht mehr ist wie früher."

Pumpi schob den Zeigefinger unter seinen Sonntagsfragen. „Anton Gutsche ist ein feiner Kerl. Gestern sagte er mir noch, wir brauchen einen Neuen für die Achse. Wissen Sie, wen er meint? So einen wie den Tillack. Dann, ja dann..."

„Der? Da wird ja so viel geredet. Bald ist er von seinen Reuten hinausgeschmissen worden, bald heißt es, er wird die junge Bischoff heiraten. Wenn das stimmt, hat er ja jemand hinter sich, der ihn hochtreibt."

Pumpi lachte laut auf, daß ihn der Husten schüttelte. Seine gelben Hängebacken zitterten. Er wurde rot im Gesicht, und die Schirmmütze rutschte ihm in den Nacken. Am Waldrand stieg eine Elster hoch und flog lärmend davon. Als Pumpi den Husten überwunden hatte, fing er wieder an zu lachen. „Mit der Annemarie Bischoff? Da hat er nichts. Hinter der ist ein ganz anderer her, der Weidmann. Aber die wird es ihm schön geben, dem Intriganten. Sie müssen doch aber selbst gesehen haben, Hanna, wie der Tillack die Annemarie Bischoff auf dem Fest stehen ließ. Davongelaufen ist er. Sie wollte ihm durchaus nach, und da hat sie sogar den betrunkenen Höfner gebeten, daß er sie zum Waldhaus fährt. Aber der konnte nicht mehr. Tillack? Nee, der macht sich nichts aus ihr. Ein viel zu anständiger Kerl. Der sucht keine Abenteuer. Und zum Heiraten läßt er sich noch Zeit."

Hanna holte einen Apfel aus ihrer Tasche und brach ihn durch. Pumpi gab sie die Hälfte ab. Sie erinnerte

sich daran, wie sie Heinz an jenem Abend mit der Bischoff allein auf der Treppe traf. Vielleicht war es nur ein Zufall, und Heinz machte sich gar nichts aus der Kontoristin. Bismöglich lief sie ihm nach. Häßlich war sie nicht, überhaupt, ein stilles und anständiges Mädchen. Vielleicht zu still, darum macht sich Heinz nichts aus ihr. Was er brauchte, das war . . , ja, das mußte eine ganz energische sein . .

„Ich glaub auch, die Bischoff ist ein anständiges Mädchen. So ruhig und bescheiden. Wo sie doch die Tochter vom alten Amtsgerichtsrat ist, und jetzt sitzt sie wie jede andere im Kontor.“

Pumpi schob die Müse gerade und kaute bedächtig auf den Apfelfernen. „Ich hab sie ja aufwachsen sehen, nun ja, wie man auf Kinder achtet, die gern mal von meinem Garten naschen. Sie wissen ja, ich bin der letzte, der etwas erntet. Sie hat keinen Menschen, der sich um sie kümmert. Einen soliden Mann braucht sie, der ihr außerdem noch so was wie ein Vater wäre. Sie ist so richtig ein unbeholfenes Kind. Finden Sie nicht auch? Ich hab schon manchmal nachgedacht . . , naja. Nein, der Tillack ist zu unbeständig für sie, und dieser Weidmann, wenn er nicht die Finger von ihr läßt . . Jeden Abend lauert er ihr auf. Hinter der Kirche, vor ihrem Hause, wo er sie grad vermutet.“

Hanna setzte den Fuß auf das Pedal. „Woher Sie nur so genau Bescheid wissen? Sie sind ja der richtige Detektiv. Sie sind doch nicht etwa in die Bischoff ver-schossen, Herr Posselt? Nana?“

Pumpi bückte sich angestrengt über den Apfelgrieß, den er mit beiden Händen hielt. Schließlich spuckte er den Stiel aus und schluckte das Gehäuse hinter. „Aber, aber, Fräulein Hanna. Nun ja, so alt bin ich schließlich auch noch nicht, ledig obendrein. Doch wer mag mich schon. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich der Bischoff nachspioniere. Nein, bestimmt nicht. Ich hab da meine Quellen. Also, da sind noch andere, die dem Weidmann auf die Finger sehen. Sie sprechen doch nicht darüber?“

Er drehte sich um und sah nach dem Fahrweg aus. Aber kein Mensch war zu sehen. Dann beugte er sich vor und flüsterte: „Von dem Höfner habe ich so einiges gehört. Ja, von ihm selbst. Wie ich ihm beibrachte, daß der Weidmann alle seine Kalkulationen verdirbt, da ging er hoch. Und dann hat er mir erzählt . . . Sie würden staunen. In das Zeichenbüro hatte er mich bestellt, wegen der neuen Base, Sie haben wohl schon gehört. Auf den Höfner ist Verlaß. Und wenn Weidmann nicht Vernunft annehmen will, dann . . .“

„Ihr Männer seid immer gleich so streitlustig“, sagte Hanna ungeduldig und stieg aufs Rad. „Solche bösen Gedanken, wo wir heute doch Sonntag haben. Also bis morgen.“

Hanna pfliff und sang, während sie auf dem schnurgeraden Fahrweg zwischen alten Kiefernwäldern und grünen Schonungen dahinfuhr. Keinem Menschen begegnete sie. Die Schwielow hatte also unrecht, oder wer es sonst erzählt hatte. Gar nichts war zwischen

Heinz und Annemarie Bischoff. Nein, da müßte schon eine andere kommen, eine ganz andere.

Es traf sich gut, daß sie zu Eisa Droigt fuhr. Vielleicht konnte sie mit ihr davon sprechen. Sicher hatte die Wendin schon eine Menge in der Hütte gehört. Heinz sah gut aus in seiner blauen Schürze, ein Grund mehr für die Schleiferinnen zum Reden. Die stille Eisa Droigt sah alles, was um sie herum vorging. Früher war sie anders gewesen. Damals war sie noch der schwarze Teufel, hinter dem die Männer herliefen. Bis Eisa eines Tages aller Welt den Rücken drehte und verstummte. Wie es kam, verstand Hanna nicht, eigentlich wußte es niemand in der Hütte, auch der alte Semmler nicht. Fest stand nur, daß es um einen Mann ging. Eisa hatte schweigen gelernt, und sie hatte wohl auch ihren Grund. Sie schwatzte nicht, und das war gut. Hanna konnte sich jetzt mit ihr aussprechen.

Sonst hatte sie ja keinen Menschen. Auch Willi lachte sie nur aus, wenn er auf Heinz zu sprechen kam, und Willi war der einzige Mensch, auf den sie nach Mutters Tode hörte.

Schließlich war es nicht mal ungewöhnlich, daß sie sich an ihre Kameradin wandte. Die meisten sprachen den ganzen Tag von nichts anderem als von Männern. So eine war Eisa jedoch nicht, jedenfalls nicht mehr, seit sie die rote Haube trug.

In der Kolonne von Meister Semmler arbeiteten etwa fünfzehn bis zwanzig Schleiferinnen. Sie saßen in einem geweißten Saale unter hohen Fenstern. An der gegenüberliegenden Wand arbeitete die andere

Gruppe. In den frühen Morgenstunden fangen sie. Die Arbeit ging schnell von der Hand, und auch bei Regenwetter warfen die getünchten Scheiben ein warmes Licht in den Saal. Die Schleiferinnen arbeiteten im Stundenlohn, und der Meister Semmler, der im Afford stand, meinte es gut mit ihnen. Je mehr gelacht wurde, um so flinker gingen die Finger. Erst nach der Mittagspause wurden sie schweigsamer. Die Müdigkeit kam, und die Hände arbeiteten nicht mehr von selbst.

Es ging ihnen allen gleich, und so lebten sie in vertrauter Gemeinschaft. Freundinnen waren sie nicht. Nach Feierabend gingen sie auseinander, und nur der Zufall führte sie auch in der freien Zeit zusammen. Die meisten lebten in ihrer Familie. Einige waren verheiratet, andere wohnten außerhalb.

Als Hanna anfang, schloß sie sich der roten Lotte an, wie sie wegen ihres Haares im Unterschied zu der Schneiderlotte genannt wurde, die damals die Älteste von ihnen war. Sie gingen zusammen tanzen, und oft kam die rote Lotte mit zu den Klenners. Eine Zeitlang hatte sie es mit ihrem Bruder Paul, bis er sich plötzlich mit der Zuchelhanne verheiratete. Lotte stellte ihre Besuche ein, und auch in der Hütte fanden sie nicht mehr den vertrauten Ton. Aus alter Gewohnheit teilten sie sich das Bier, das aus der Kantine geholt wurde. Früher tranken sie aus demselben Glase, jetzt hielt sich die rote Lotte wieder ihren eigenen Sessel. Eines Tages heiratete sie den Packmeister aus der Expedition, und nach dem ersten Kinde blieb sie

ganz weg. Eine Neue kam, die Schleifsteine liefen weiter.

Hanna stand nicht allein. Sie hatte ihre Geschwister, drei Schwägerinnen und einen Schwager. Um Geselligkeit war sie nicht verlegen. Der roten Lotte trauerte sie nicht nach. Die Kameradschaft am Schleifstein war ihr genug.

Am wenigsten kümmerte sie sich damals um Eisa Droigk. Die Wendin war die lebhafteste unter ihnen. Ihre Heiterkeit war von der lauten Art, die auf die Nerven geht. Schleiferinnen sind jedoch taub für Geräusche, dafür fehlen ihnen die Nerven. Eisa war beliebt, und es fehlte etwas, wenn ihre Stimme nicht mit dem Kreischen und Achzen der Gläser um die Bette rief. Sie schwastte sogar noch in den Nachmittagsstunden, wenn die andern schon schwiegen und die Minuten bis zum Feierabend zählten.

Eisa Droigk brauchte morgens anderthalb Stunden mit dem Rad und abends die gleiche Zeit für den Heimweg. Kam sie nach Hause, so half sie dem alten Droigk in der Wirtschaft, und ehe die Sonne aufging, klapperte sie schon wieder mit ihren Holzlatschen über den Hof. Dafür brauchte sie zu Hause nichts abzugeben und konnte sparen.

Sie hatte einen Schatz, aber niemand getraute sich, sie deswegen aufzuziehen. Eisa schwieg auf alle Fragen, und die Mädchen flüsterten, daß sie mit einem Forstgehilfen ging. Mehr noch wurde von dem Gelde getuschelt, das sie sich für die Aussteuer sparte. Dabei war Eisa nicht knickrig. Stets trug sie einen Freßbeutel

in der Tasche, der prall von Schokolade und billigem Konfekt war. Sie naschte den ganzen Tag, und die andern ließen sich nicht lange nötigen, auch der alte Semmler nicht.

Später trug Eisa die Naschereien in einem Futtersack, den sie zwischen den breiten Falten ihres Wendenrockes verstaute. Als sie ihr einfaches Kleidchen gegen die Wendentracht vertauschte und das pechschwarze Haar unter die rote Haube versteckte, war es nur ihre Nascherei, die sie aus ihren lauten Tagen in die stillen Jahre hinübernahm. Sonst war sie nicht wiederzuerkennen. Aus dem unbezähmbaren Wildfang wurde eine verstockte Wendin.

Über Nacht kam ihre Wandlung. Es war im Februar, einige Wochen, bevor man für Hanna keine Arbeit mehr hatte. In den Dörfern wurde viel getanzt. Eisa war überall dabei, und auch die Jungs aus der Stadt waren hinter dem schwarzen Teufel her. Vier Tage blieb Eisa weg, und es hieß, daß sie erkältet zu Haus lag.

Das war nicht weiter verwunderlich. Die Zentralheizung setzte aus, und die Schleiferinnen arbeiteten in ihren billigen kurzen Wintermänteln. Mit Mühe rollten sie die dicken Ärmel hoch, um den Ellenbogen auf den Saßrand zu stützen. Auch die Wasserheizung versagte in diesen Tagen. Kalt rieselte das Spülwasser vom Stein über das Glas in die Hände und lief von den Gelenken zum Ellenbogen hinab, bis es wieder in den Bottich fiel. Die Schleiferinnen stemmten das Spritzbrett unter das Kinn, aber

es half nichts. Beim Kugeln flogen die Tropfen zur Seite, trafen den Mantel, und wenn die Frauen den Saal verließen, fror der Stoff.

Hanna brauchte nur zehn Minuten nach Haus. Eisa fuhr dann noch anderthalb Stunden über vereiste Waldwege durch die Nacht. Sie radelte nicht allein. Einige Arbeiterinnen waren in Lany zu Haus, zwei fuhren bis Berkau mit, und bis Hermsdorf hatte sie dann nur noch zwanzig Minuten. Zu Haus arbeitete sie noch in dem warmen Stall, bis ihre durchfrorenen Hände vor Hitze brannten. Dem alten Droigk machte sie das Essen. Die Kinder brachte sie ins Bett, und dann war es auch für sie Zeit.

Eisa war nicht die einzige, die damals wegen Erkältung fehlte. Die Grippe ging um. Am fünften Tage kam Eisa wieder, ohne Husten und ohne Schnupfen. Sie lachte nicht, und still ging sie an ihre Arbeit. Ihr Schweigen war so abweisend, daß niemand zu fragen wagte. Das schwarze Haar und auch ihre Ohren wurden von dem weißgesäumten roten Käppchen verdeckt. Eine hellblaue geblümete Bluse trug sie, und nach Wendenart war der Busen hoch ausgefüttert. Der schwarzgrün gestreifte Rock staute sich über die Hüften, als fiele er über ein Rad. Die dunkelblaue Schürze hing bis über die schwarzen Wollstrümpfe hinab. Diese Tracht legte sie nicht mehr ab. Sommer und Winter trug sie den prallen Rock.

Monate vergingen, bis zum ersten Male wieder ihre Stimme erklang. Sie sang mit ernstem Gesicht, ohne ihren Kopf zu heben. Eisa wurde die flinkeste Schleiferin

und ließ sogar noch die Schneiderlotte hinter sich. Der Meister vertraute ihr die schwierigsten Arbeiten an. Er lobte sie und sprach lange mit ihr, aber auch der alte Semmler erfuhr nichts. Es hieß, ihr Schatz hätte sie sitzen lassen, oder sie wäre plötzlich fromm geworden. Angeblich hatte sie sich einer wendischen Sekte angeschlossen, aber auch darum wußte niemand genau Bescheid.

Elsa hörte nicht auf das neugierige Geflüster der Kameradinnen, und sie sah an den fragenden Augen vorbei. Niemand erfuhr ihr Geheimnis.

Als Hanna ihrem Bruder davon erzählte, sagte er nur „Jeder macht seins“. Das war sein großes Wort, mit dem er einen dicken Strich unter Gespräche setzte, die von anderer Leute Angelegenheiten handelten. Das hieß: Muß jeder sehen, wie er mit sich fertig wird, es ist seine Sache.

„Jeder macht seins“, erklärte Hanna ihren Kolleginnen, und bald gewöhnten sie sich an die stille Elsa. Man lächelte der Wendin zu wie sonst, ohne auf Antwort zu warten.

Zwei Stunden fuhr Hanna, bis sie das kleine Ziegelhaus erreichte, das vor Hermsdorf am Waldrande lag. Ein Duzend gelber und schwarzer Häuser drängte sich zwischen den arüren Saatzfeldern, um die sich zu allen Seiten der Wald schloß. Zwischen dem Hause des alten Droiß und dem Fahrweg lag ein Grünstreifen mit Terradella. Vor der niedrigen Hauswand standen acht junge Birnbäume. An die fensterlose Giebelwand stützten sich zwei geflickte Holzschuppen, die ein Ziegel-

dach beschirmte. Ziegel und rohe Fichtenstämme waren gegen die Holzwand gestapelt. Eine Katze lief über den Komposthaufen, der von Holzbrettern eingefasst war. Sie langweilte sich zwischen alten Kädern, Topfscherben, Ziegelbrocken und einem schiefen Kinderwagen. Im Rücken des Hauses erhob sich eine hohe Bretterwand, die den schmalen Hof wie ein Verließ einschloß. Als Hanna ihr Rad gegen die Bretter lehnte, schlug der Hund an.

Eisa arbeitete im Hühnerstall. Die blaue Bluse trug sie und den schwarzgrünen Faltenrock, nicht anders als in der Hütte, nur daß sie sich zu der weißen Sonntagshaube auch eine weiße Schürze umgebunden hatte. Über den wellenen Strümpfen saßen schwarze Pantoffel, die grün und blau bestickt waren.

Eisa klemmte sich eine Schüssel zwischen die Knie und schälte Kartoffeln. Sie saßen unter dem Holunderbaum. Es roch säuerlich nach dem Schweinetrog, der vor dem Stall stand.

„Sonst hat sich nichts verändert.“ Die Wendin schüttelte den Kopf. „Alles wie früher. Die neuen wirst du ja morgen sehen. Und sonst? Semmler schnupft noch immer das alte Kraut, hinter der Muffel wird für uns eine Waschkäue gebaut. Du siehst, genau wie früher.“

Um an ihr Ziel zu kommen, erzählte Hanna von dem Abend bei Leuschners. Sie erwähnte auch Heinz. Eisa nickte nur. „Ja, so was wurde bei uns auch geredet.“

„Scheint ja ein mächtiger Draufgänger zu sein“, knüpfte Hanna wieder an.

„Schon möglich“, nickte Eisa. „Hedwig will ihn vor Jeschkendorf getroffen haben, wie er sich mit der Bischoff von der Buchhalterei im Wald herumdrückte. Es war nachts, wohl schon eine Woche her.“ Mehr wußte sie nicht.

Hanna seufzte. Sie fragte weiter. Aber die Wendin hatte ihn kaum gesehen. Als Hanna schwieg, lächelte die andere.

„Was ist denn dabei komisch?“, fragte Hanna.

„Du fragst ein bißchen viel nach dem neuen Glas-maler, weiter nichts.“ Eisa saß wieder ernst über ihrer Schüssel.

Hanna zerrieb ein Holunderblatt zwischen den Fingern. „Ich finde es eigenartig, wie er mir aus dem Wege geht. Schlagen läßt er sich und sagt kein Wort. Sicher hält er mich für ein dummes Ding, für ein Kind, was man noch nicht ernstzunehmen braucht. So hab ich mich ja auch benommen.“

Eisa schüttelte den Kopf. „Es ist schon mancher geschlagen worden. Und wenn er dann nichts erwidert, hat es einen anderen Grund. Wer einen Menschen gern hat, nimmt auch Schläge hin.“

„Mir wäre das nicht möglich, Eisa. Ich weiß nicht, was ich täte, wenn er mich auch nur anrührte.“

„Ja, wenn .., und wenn er dich wirklich anfaßt, hältst du vielleicht ganz still.“

„Der hat ja seine Tipse, die Bischoff.“ Hanna schwieg. Dann sagte sie: „Würdest du dich denn schlagen lassen, von einem Mann?“

Eisa blickte auf die grauen Bretter der Holzwand. Der Hahn krächte, und sie wartete, als wollte sie ihn nicht unterbrechen. Dann lachte sie plötzlich. „Ich? Was weiß ich davon. Mich darfst du nicht fragen.“ Sie machte sich wieder daran, die geschälten Kartoffeln in Stücke zu schneiden.

„Und ich dachte, du könntest mir raten. Weil du doch . . . ich meine, du hast doch sicher schon . . .“

„Ich weiß, was du sagen willst“, half ihr Eisa. „Es lohnt sich nicht, davon zu reden. Das ist alles vorbei.“

„Aber hattest du ihn nicht gern?“

Der Hahn krächte. Dann sagte die Wendin: „Auch das bleibt sich gleich. Nicht, weil es zu Ende ist, sondern weil es einfach unwichtig ist. Man soll nicht so viel von sich hermachen und immer von sich reden. Früher schwatzte ich mich so lange in den Unsinn hinein, bis ich schließlich selbst daran glaubte. Schade um jedes Wort. Ob es Liebe war oder nicht, jedenfalls paßte es nicht in die Welt, und darum ging es vorbei. Da, Kartoffeln schälen, Mist fahren, Glas machen, Kugeln quetschen, das ist was. Da gibt es kein Herumreden. Alles andere ist Unsinn. Liebe, was ist das schon. Es macht nicht satt, man kann es nicht in den Ofen stecken. Krank kann man davon werden, aber gesund? Arbeiten, das hat seinen Sinn. Und das andere? Geh mir ab!“

Hanna ließ einen Marienkäfer an ihrem Zeigefinger hinaufflettern. „Dann bleibt ja gar nichts als diese ewige Schinderei. Alles wäre so leer, nichts Schönes. Warum pußt man sich dann, wozu ziehst du dir deine bunten Blusen an und das alles? Du weißt doch, daß es dir steht.“

„Ich weiß nur, daß man in der Stadt in diesen Sachen nicht belästigt wird. Von euch sieht sich keiner nach einer Wendin um. Und im Dorf bin ich unten durch. Weil ich . . . weil es eben keiner von hier war.“

„Ich bin wohl noch zu jung, um das zu verstehen.“ Hanna stand auf. „Vielleicht hast du recht. Wenn ich so sehe, wie es in manchen Häusern zugeht, und was ich so in den letzten Jahren beobachtet habe . . . Aber du kennst doch Willi, meinen Bruder. Der ist so glücklich mit seiner Else. Ich hob die beiden noch nie zanken gesehen. Ist denn das keine Liebe?“

Elsa ging in die Küche. „Vielleicht. Es gehört wohl auch Glück dazu. Manchem läuft es ins Haus, anderen wieder nicht, die jagt es mit Schlägen davon.“

Hanna blieb zum Essen. Es gab Kartoffeln mit Leinöl und Weichkäse. Nach Tisch ging Elsa aufs Feld Rüben verziehen, und Hanna stieg wieder aufs Rad.

Wenn es Unsinn war, warum fielen dann nicht nur die Dummen darauf herein? Hanna wurde mit ihren Gedanken nicht fertig. Mit Heinz sah sie sich durch den Wald gehen. Eigentlich hatte er ein gutes Wort verdient, nach alledem. Dann fiel ihr jedoch ein, was Elsa von Hedwig wußte. Nachts drückte er sich mit der Bischoff in den Schonungen herum. Die vom

Büro sind so, sie gehen mit jedem. So hatte sie es von ihren Brüdern gehört. Sollte er mit ihr glücklich werden. In der Küche, wenn keiner in der Nähe stand, war sie für ihn gut genug. Die Ohrfeige hatte er reichlich verdient.

Sie fuhr schneller. Hinter dem Jagdschloß legte sie sich in die Heide und schlief. Als sie wieder aufs Rad stieg, stand die Sonne schon tief.

Heinz war fort. Sie hängte den Kalender und das Bild in seinem Zimmer auf. Obwohl er es nicht verdiente. An der Fensterseite stand der Kleiderschrank von ihrem Bruder Fritz, dem Graveur. Er hatte auch sein Teil zu dem Zimmer beigesteuert. In der Schranktür war ein Spiegel eingelassen, sie brauchte sich also nicht mehr darum zu kümmern.

III

Wer sich schon zum Frühstück ärgert, verdirbt den ganzen Tag. Dieser Satz gehörte zu den unerschütterlichen Lebensregeln des Glasmachers Anton Übel, der den Tag vorsorglich mit einem Satz Spiegeleier zu beginnen pflegte. Walter Übel hatte die Weisheit seines Vaters nicht vergessen. Sogar die dicke Anna glaubte daran, obwohl sie schon aus Gewohnheit über die Grundsätze des Rektors zu lächeln pflegte.

Dieser Sonntag würde nichts wie Ärger bringen. Der alte Übel wußte es, als er sich mit seinem Neffen zum Frühstück setzte. Das Ei war hart gekocht, damit fing es an, und der Himmel bezog sich, ihm zum Troß,

weil er nachmittags zum Falkensee hinauslaufen wollte. Er beobachtete, wie Heinz mit aller Hast das Brötchen aß, um schnell aufbrechen zu können. Um so behaglicher ging der alte Ibel mit dem gekochten Schinken um, den er sich über die zweite Schnitte legte. Während er sich über den Tisch nach der Kanne beugte, hielt er mit der Hand seine Bartsträhne zurück. „Ein ganz prächtiger Kaffee heute“, sagte er im zufriedensten Tone. „Das läßt man sich gefallen.“

Heinz blieb schweigsam. Den Rektor schien es nicht zu verdrießen. Er wartete gefaßt auf das Unwetter, das er heraufziehen sah, und die Aussicht auf die letzte Aussprache, wie er es nannte, schien ihm sogar zu behagen. Gegen seine Gewohnheit aß er noch eine dritte Schnitte. Während Heinz unruhig nach der Zigarette griff, genoß der Onkel im voraus die Erümpfe, die er gegen ihn auszuspielen hatte. Auf einen Anlaß brauchte er nicht lange zu warten.

„Du entschuldigst mich, Onkel, ich hab jetzt eine Verabredung. Mittag bin ich wieder zurück.“

„Ein guter Mensch geht immer langsam, lieber Heinz. Du kannst schön warten, bis ich fertig bin. Zieht es dich schon wieder in die Siedlung?“

Heinz hatte keine Lust, es am letzten Tage unter dem Dache seines Onkels zu einem Krach kommen zu lassen. Bisher war er schweigend und höflich dem hartnäckigen Alten ausgewichen. „Ja, ich besuche Willi. Ist dir das so wichtig?“

Der Onkel fuhr sich mit dem Mundtuch über Bart und Lippen. „Mich interessiert schon, warum du allen

meinen Fragen aus dem Wege gehst. Seit acht Tagen erwarte ich eine Erklärung von dir."

Heinz sah zum Fenster hinaus. „Ich versteh dich nicht. Bei mir gibt es keine Geheimnisse. Ich wünschte, meine Wege wären schon immer so offen und gerade gewesen wie jetzt. Dann hätte ich mir viele Umwege erspart und wäre ein gut Stück weiter."

„Du weißt, was ich meine. Georg will, daß du ein halbes Jahr in Zwiesel arbeitest, bevor er dich ins Werk nimmt. Deine Glasmalerei ist ganz interessant, aber wie lange willst du denn das Theater noch treiben?"

Heinz zündete sich eine Zigarette an. „Du mußt dich schon vorsichtiger ausdrücken, wenn das Gespräch ein gutes Ende nehmen soll. Für mich ist diese Arbeit ebensowenig Theater wie für meine Kameraden. Ich wundere mich überhaupt, daß du das nicht verstehst. Als Kind hast du mir schon erzählt, ich müßte in die Hütte gehen und Glasmacher werden. Mit deiner Sammlung hattest du mich selbst beinahe zum Glasnarren gemacht. Eigentlich war nur Vater daran schuld, wenn ich davon abkam. Er wollte hoch hinaus mit mir, wie er es sich eben vorstellte. Besser wäre es gewesen, ihr hättet mich gleich in die Hütte gegeben. Du warst ja dafür. Und jetzt stellst du dich dagegen. Ist die Arbeit heute denn weniger wert?"

„So mußt du das nicht verstehen. Damals warst du noch ein kleiner Junge. Was man Kindern eben so erzählt. Sie wollen Schaffner werden, und man sagt: Jawoll, Straßenbahn fahren ist der schönste Be-

ruf. Gewiß, damals.. Inzwischen hat sich einiges geändert. Deine Kusine ist mit dem leitenden Direktor der VEW verheiratet und.., also du verstehst mich schon."

„Gar nichts versteh ich."

Der alte Ibel strich seinen Bart. „Wir sind nicht mehr irgendwer. Denk doch an die Familie."

„Gerade daran denke ich. An Großvater Zillack, der in Jeschkendorf den Bauern die Pferde beschlug. Und an deinen eigenen Vater, deine Brüder, die als kleine Glasmacher von der Hütte lebten. Ist das nicht mehr unsere Familie? Dir wäre es wohl peinlich, ihnen heute auf der Straße zu begegnen."

„Ach, das sind Spitzfindigkeiten. Du gehst den Tatsachen, wie sie heut nun mal liegen, aus dem Wege und willst alles auf den Kopf stellen."

Heinz lachte. „Siehst du, und ich bilde mir gerade ein, daß ich die Dinge wieder auf die Beine bringe. Ich geh dahin, wo wir hergekommen sind, die Übeln wie die Zillacks. Und das paßt euch nicht."

„Du kannst doch aber nicht gegen die Zeit anlaufen. Früher waren wir alle mal hinter dem Holzpflug."

„Sag bloß noch, wir kommen von den Höhlenmenschen. Ein netter Vergleich für die Glasmacher. Die VEW sind die größten und modernsten Hohlglasbetriebe im Reich. Glas, das hast du mir immer erklärt, ist das vollendete Material unserer Zivilisation, wie es auch schon im Mittelalter Maßstab für die Kulturhöhe eines Landes war. Ich gehe in die führende Hütte einer Spitzenindustrie, und du redest von

Gegen die Zeit anlaufen. Du sprichst in Rätseln, und von mir erwartest du eine Erklärung."

Der Rektor seufzte. „So hab ich es nicht gemeint. Du hast dein Abitur, auf der Akademie warst du, und in Berlin kennt man deinen Namen. Das bedeutet, du verfügst über einen gewissen Bildungsgrad, du hast Anspruch auf einen leitenden Posten, und da willst du dich neben die Kumpels stellen. Das ist doch widersinnig. Dazu hätten acht Jahre Volksschule genügt."

„Du hast recht, leider. Wenn du auch zugeben wirst, daß Wissen den Glasmacher nicht gerade verdirbt. Schuld an der verlorenen Zeit ist Vater, der durch mich erreichen wollte, was ihm selbst nicht gelang: Noch mehr Geld, und noch mehr Position. Mag sein, er handelte so gut wie jeder Vater, der seinen Sohn eine Sprosse höher sehen will. Ich halte aber nichts von dieser Stufenleiter. Pech. Es soll schon oft vorgekommen sein, daß sich die Begriffe heiß und kalt, rechts und links, oben und unten beim Wechsel vom Vater zum Sohn umkehrten. Das ist ganz in der Ordnung, und gelegentlich hat man dafür den Ausdruck Fortschritt."

Eins wundert mich aber, warum gerade in meinem Falle von verlorenen Jahren die Rede ist. Die ganze Stadt spricht wieder mal von dem Wunderdoktor Müller. Der Mann war ein tüchtiger Glasmacher, ehe er nach Sagan ging. Du hast ihn ja gekannt. Der Zufall hat ihm einige Bücher über Pflanzenkunde und Magnetismus in die Hände gespielt. Da er eine feine Bitterung für schnellen Gewinn hatte, lief er mit

diesen Schmökern vom Ofen weg, zog nach Sagan und kaufte sich erst mal ein Fahrrad. In den Dörfern vertrieb er Pulver und Heilkräuter. Daneben guckte er wohl auch nach den Kranken. Dann fuhr er Motorrad und eröffnete eine Heilpraxis. Die Landkunden liefen ihm ins Haus, und auch die Saganer wurden auf ihn aufmerksam. Er wurde, was ihr einen „gemachten Mann“ nennt. Erst hielt er sich einen kleinen Hannomag, dann einen Opel, und über den Horch kam er zu einem Buick. In Sagan wurde er Tagesgespräch, und auch hier machte er von sich reden. Da erinnerte sich niemand an die verlorenen zehn oder fünfzehn Jahre, die ein Glasmacher zu seinem Meister braucht. Ganz einfach: Er war zu Geld und Ansehen und Position gekommen. Nicht gerade durch Arbeit oder durch die edle Kunst der Glasbläserei, sondern . . . jedenfalls sitzt er jetzt für seine Pflüscherei. Gegen mich aber führt ihr das Abitur ins Feld und die Akademie, nur, weil ich mir als Glas- maler ein ehrliches Geld verdienen will.“

Die dicke Anna räumte das Geschirr ab und bürstete umständlich Asche vom Eschtuch. Der Onkel ging auf und ab. „Du redest, als erwarteten wir von dir Betrügereien. Ist denn Georg ein Schwindler, oder Dr. Weidmann oder Martin Höfner? Sie verdienen auch ihr ehrliches Geld.“

„Das habe ich nicht bestritten. Sollen sie ihren Weg gehen, und ich den meinen.“ Er erinnerte sich an den Satz seines Freundes Willi. „Jeder macht seins.“

„Du vergißt, was du der Familie schuldig bist. Ich sag es dir noch mal.“

„Das erzähl man deiner Nichte Anita.“

„Die kannst du aus dem Spiel lassen. Was innerhalb ihrer vier Wände geschieht, geht niemand was an.“

Heinz war aufgestanden. „Und wenn ich vor allen Leuten in die Hütte gehe, dann leidet die Familie. Ich glaube, wir haben uns alles gesagt. Wir reden in verschiedenen Sprachen. Tut mir leid, aber mein Entschluß bleibt.“

„Überleg es dir. Ist das dein letztes Wort?“

Heinz nickte und steckte die Zigaretten zu sich.

„So“, sagte der alte Ibel und räusperte sich. „Dann sollst auch du mein letztes Wort hören. Unwiderruflich. Wart einen Moment, dann kannst du gehen, in Gottes Namen.“

Der Rektor riß die Tür auf und lief die Treppe hinauf zu seinem Studierzimmer. Polternd drehte er den Schlüssel herum. Er hatte sich also nicht getäuscht. Wie der Tag anfängt, so geht er weiter. Er hatte es kommen sehen, schon vor einer Woche, nachdem die Sache mit Annemarie passiert war. Schon damals wußte er, daß dem Neffen nur mit anderen Mitteln geholfen werden konnte, nicht im Guten. Er fand keinen Ausweg, bis ihn der Notar auf den richtigen Gedanken brachte. Kurt Leuschner kannte sich in diesen Dingen besser aus. Er wußte, wo man in solchen Fällen anzusetzen hatte: Beim Gelde.

Der Rektor verschloß die Tür hinter sich und zog die Schublade seines Schreibtisches heraus. Anitas

Schwager hatte bereits alles aufgesetzt, und er brauchte nur noch zu unterschreiben. Wenn Heinz nicht nachgab, sollte er seinen Willen haben.

Als er Annemarie mit Heinz im Waldhaus überraschte, verlor er seine letzten Bedenken. Seinen Neffen glaubte er sicher. Jetzt konnte er nicht mehr von dem guten Wege abspringen. Annemarie wußte noch nicht viel vom Leben. Jahrelang mußte sie sich mit dem Kontoristengehalt durchquälen. Der Rektor kannte ihren Hunger auf ein bißchen Wohlstand, nach einem sorglosen Dasein. War sie mit Heinz erst mal verheiratet, so hielt sie ihn auch. Der Junge war schon willig und begabt, es mußte ihm nur ein ordentlicher Schubs gegeben werden, damit er vom Fleck kam. Er selbst war nicht der Richtige dazu, das wußte der Rektor. Heinz sah in ihm noch immer den gutmütigen Onkel, dem man zu jeder Stunde einen Groschen aus der Tasche locken kann.

Mit dem Auge des Anglers verfolgte er den Neffen, und die große Frage war für den Rektor: Bleibt er hängen, oder schwimmt er wieder fort. Als der alte Abel die Diele des Waldhauses betrat, glaubte er die Antwort zu wissen. Am liebsten wäre er auf Zehenspitzen wieder heimgeschlichen. Aber Georg Zeuschner war mit ihm, und der nüchterne Georg hatte viel zu starken Hunger, als daß er vor dem glücklichen Neste fehtgemacht hätte.

Nie hatte dem Rektor das Frühstück besser geschmeckt, und dennoch nahm schon jener Sonntag kein gutes Ende. Nachmittags suchte ihn Annemarie auf. Erst

heulte sie sich aus. Der Rektor bedauerte nur, daß Heinz noch immer unterwegs war, denn solch bitteren Frauentränen konnte auf die Dauer kein Mann widerstehen. Annemarie erzählte. Die Tante stand in der Tür, als sie früh um neun aus dem Waldhaus heimkam. Es gab einen Krach, und die Lehrerin mußte nicht mal, warum ihre Nichte ausgeblieben war. Aus Trotz rief ihr Annemarie ins Gesicht, daß sie die Nacht mit einem Manne geschlafen hatte. Wer es war, verschwieg sie. Das Essen ließ sie unberührt, und als die beiden Frauen nach Tisch in der Küche abwuschen, stritten sie sich noch immer.

„Dann muß er dich heiraten“, sagte die Lehrerin.

„Aber ich will nicht.“

Das war zu viel für die Tante. Sie rief den Namen ihres Bruders an, der sich im Grabe herumdrehen mußte. „Weißt du, was du bist? Eine Frohse.“

Vielleicht hatte die ältliche Lehrerin ein ähnliches Wort an irgendeinem Bretterzaun gelesen, oder auf Jungfernart die Männer belauscht, die nachts betrunken nach Haus kommen. Jedenfalls stellte sie sich wohl selbst nicht allzuviel darunter vor.

Um so mehr fühlte sich Annemarie getroffen. Zum ersten Male hörte sie den Ausdruck, und zwischen den korrekten Worten der Tante klang er gräßlich. Wenn sich die Tante soweit vergaß, konnte Annemarie nicht mehr bleiben. Sie rannte zu dem alten Ibel.

„Mir können Sie es ruhig sagen, Annemie. Wie hat sich Ihr Fräulein Tante ausgedrückt?“

Annemarie lispelte wie ein ertapptes Schulmädchen. Der Rektor dachte nach und schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ach so“, besann er sich plötzlich und trat gegen das Fenster. „Nein, das ist nicht so gemeint“, redete er darüber hinweg.

Heinz kam erst spät, als Annemarie schon längst wieder gegangen war. Der Rektor erfuhr, daß sein Neffe von einer Heirat nichts wissen wollte.

„Von eurer Moral hab ich genug“, erwiderte Heinz auf die Vorhaltungen seines Onkels. „Ich habe sie nicht gezwungen, und sie war alt genug, um zu wissen, was sie tat.“

„Die Tante will sie rauschmeißen.“

„Zeit genug, daß sie von dem alten Besen loskommt.“

„So denk doch an ihren Ruf, Heinz. Sobald es in Lauterbach herum ist.“

„Schließlich hat sie ihren Beruf. Und es gibt schon noch Männer, die in der Ehe etwas mehr als die erste Nacht suchen.“

Der Rektor gab es auf. Montag abend sah er zu, wie Heinz die blaue Schürze und den Arbeitsanzug auspackte. „Das wird dir gut stehen“, sagte er, um den Neffen zum Sprechen zu bringen. Er bekam keine Antwort. Dienstag trat Heinz seine Arbeit in der Hütte an, und der alte Ibel suchte Dr. Weidmann auf. Zum ersten Male in seinem Leben ging er über den Hof der Achse.

„Ich kann ihn nicht hindern“, erklärte der Direktor. „Wir suchen Kräfte, und wen das Arbeitsamt schießt,

müssen wir nehmen. Der Meister ist mit ihm zufrieden, und wenn sonst nichts vorkommt, können wir ihn nicht verjagen. Aber haben Sie doch Geduld, Herr Rektor. Sie kennen doch dieses Malervolk. Den Kopf voller Grillen. Das ist so eine Künstlerlaune. Passen Sie auf, nach einer Weile hat er die Kleckerei über Bierseidel mit Email bemalen, für achtzig Pfennig in der Stunde, das wird er nicht lange aushalten. In einer Woche haben Sie ihn wieder."

Der Rektor fand an diesem Vormittag keine Ruhe. Er vermied es, zu den Fenstern der Lohnbuchhalterei hinaufzusehen. Annemarie tat ihm leid, die ganze Sache war ihm peinlich. Schließlich war er es, der den Konflikt von langer Hand vorbereitet hatte.

In der Oberleitung ließ er sich bei Georg Reuschner melden.

„Aber was ist denn, Onkel Walter, der Bengel sieht sich um, ist das nicht tüchtig? Solche jungen Leute brauchen wir. Der greift zu. Was meinst du, mit was für Nachtwächtern ich hier manchmal zu arbeiten habe. Ein Beispiel sollten sie sich an ihm nehmen. Der wird mal Bescheid wissen. Nicht wie die anderen, die mit den einfachsten Lappereien zu mir kommen, wenn sie nicht mehr weiter wissen. Kram schieben sie mir auf den Tisch, mit dem die Oberleitung überhaupt nichts zu tun hat. Soll ich es liegen lassen? Hier, sieh dir das an. Im Sedigenheim will der Verwalter Flaschenbier verkaufen. Der Kantinenwirt reicht dagegen Beschwerde ein. Kadke von der Achse weiß keinen Ausweg, und da kommen sie zu mir. Hier und hier, lauter

solche Placereien, die mich nichts angehen. Manchmal ist mir, als wenn man den ganzen Tag Scheiße hochpumpen muß, entschuldige bitte. Heinz lernt den Betrieb von unten kennen, das hat seinen Sinn. Du wirst sehen, Onkel, der macht sich. Wenn er Lust hat, schicken wir ihn auf die Fachschule nach Zwiesel."

"Dann ist es also doch nur eine Künstlerlaune?"
Der alte Ibel faßte wieder Mut.

"Das glaub ich nicht mal. Der hat seine eigenen Gedanken. Er weiß schon, was er will."

"Wenn er nun aber beibleibt, wie er sagt?"

Georg Leuschner zog die Schultern hoch und legte die Hände gegeneinander. „Ja, hindern kann ich ihn nicht."

"Aber das ist doch unmöglich."

In dicken Ringen blies Georg Leuschner den Rauch seiner Zigarre zur Decke. „Unmöglich? Gott, die Menschen sind so verschieden. Der eine geht diesen, der andere jenen Weg. Und die Wege laufen nicht immer nebeneinander, wie wir gern möchten. Man darf einen Menschen nicht zwingen." Er griff nach dem Brieföffner. „Auch nicht, wenn er uns nahesteht. Gerade dann nicht. Ja", brach er plötzlich ab, „leider habe ich jetzt . . ."

Von der Oberleitung ging der Rektor zur Oswaldpromenade hinauf und besuchte seine Nichte. Sie trug eine weiße Schürze und hängte Wäsche über die Seine, die von der Veranda zur Korbuche gespannt war.

"Da siehst du, Onkel, so geht es mir. Gegen mich hat sich auch alles verschworen. Gestern ist das neue

Mädchen schon wieder gegangen. Bis früh um sechs hatte sie ihren Kerl mit oben. Und jetzt, du siehst ja, wie ich mich schinden muß." Sie suchte nach ihrem Schlüsselbund, das aus ihrem Gürtel in den Klammerbeutel gerutscht war.

Während er ihr davon erzählte, steckte sie Handtücher und Kinderhemden auf die Leine. „Sag mir nichts gegen den Heinz, Onkel, wenigstens einmal ein Mann, der nicht so hausbacken ist und gleich aufs Heiraten verfällt. Warum denn? Mit dem Ehering kriegt ihr ihn auch nicht zahm, gottlob. Annemarie braucht sich nicht so zu haben. Sie konnte ja nach Haus gehen. Na, nun ist es passiert, und du rennst wie eine alte Glucke durchs Dorf. Deine Sorgen möcht ich haben.“

Der alte Ibel half ihr die Leine strammziehen. „Begen Annemarie komme ich ja gar nicht. Es geht um Heinz. Dir wird es wohl auch nicht recht sein, wenn dein Vetter da unten arbeitet.“

Anita lachte, dann wurde sie ernst. „Sprich doch mal mit meinem Schwager. Als Anwalt hat er doch Erfahrung in solchen Familiensachen. Erzähl ihm, wie ich hier schufte, ich komme keinesfalls zum See. Er bildet sich noch immer ein, daß ich mich bei ihm mit seiner Marga zusammensetze.“

Der Notar begriff sofort, worum es dem Rektor zu tun war. Er ließ sich die Summe nennen, die in dem Testament für Heinz ausgeschrieben war. Achtzehntausend hatte der Rektor gespart. Das Haus war schuldenfrei. Dazu kamen die vierzigtausend, die der

alte Sillaak dem Rektor vermachte, als er seinen Sohn enterbte. Nach seinem Tode sollte das Geld dem Neffen zufallen. Als selbstverständlich setzte der alte Ibel voraus, daß Hei... zurückkehrte und sich eine „sichere Existenz“ gründete.

Heinz kam zurück, und es war schlimmer, als wäre er in Berlin geblieben. Von allem Anstand verlassen, ging er in Holzpantoffeln und mit der blauen Schürze über die Straße. Auf seinen Onkel, auf die Familie, auf alles piff Heinz. Das zeigte schon die Art, wie er an Annemarie handelte. Der Rektor glaubte nicht recht an die Künstlerlaune, von der Dr. Weidmann sprach. Kurt Leuschner nahm den Fall hin, wie er alle Familienaffären behandelte: Gelassen und uninteressiert. Um einen guten Rat war der Notar nicht verlegen, und so griff der Rektor zu dem letzten Mittel. Heinz mußte erfahren, welche Summe er sich durch seinen Starrsinn verschmerzte. „Lieber vermach ich den ganzen Plunder der Stadt. Mit dem neuen Testament kann ich ja noch warten. Erst will ich mal sehen, wie es auf ihn wirkt.“

Wenn er Heinz enterbte, so bedeutete das so viel, als wenn er ihn hinauswarf. Am Donnerstag kam Heinz jedoch von selbst darauf zu sprechen, daß er sich ein Zimmer suche. Der Rektor beschloß, die Schlinge noch enger zu ziehen. Tag und nacht grübelte er über die Zukunft seines Hauses und über die Bestimmung seines Bankkontos. Wieder saß er beim Frühstück, die dicke Anna war zum Wochenmarkt gegangen. Bei dem Schinkenbrötchen kam ihm der Gedanke, Annemarie

zu seiner Erbin einzusetzen. Der Weg zum Gelde führte über die Heirat. Annemarie wurde geholfen, und Heinz blieb nichts weiter übrig, als sein Nomadenleben aufzugeben. Brachte die Frau das Geld in die Ehe, so konnte sie auch befehlen, und das schadete dem Neffen nichts. Seine Schuld war es, wenn er sich den geraden Weg versperrte.

Der Rektor wartete auf eine Gelegenheit, seine letzte Karte auszuspielen. Heinz ging ihm aus dem Wege, und bei dem sonntäglichen Frühstück war nun die große Frage gefallen. Aus seinem Studierzimmer holte der alte Ibel die Testamentsurkunde.

Heinz hatte sich schon den Hut aufgesetzt. Er biß sich auf die Lippen, während der Onkel sein „letztes Wort“ redete und die Zahlen vorlas. Betreten sah er auf den Teppich, als der gelbe Bogen mit dem großen Umschlag durchgerissen wurde, kreuz und quer. Der Onkel streute die Schnitzel sorgfältig in den Papierkorb.

„Vielleicht hast du mich jetzt verstanden“, sagte der Rektor und schob seine weißen Manschetten zurück.

„Es tut mir leid, lieber Onkel, daß du dir die Sache so zu Herzen nimmst. Wirklich, es lag nicht in meiner Absicht.“

„Mach dir keine Sorge um mich, mir geht ja nichts verloren. Im Gegenteil, ich werde damit einen Menschen glücklich machen, der es mir zu danken weiß. Kurt Leuschner hat mir schon das Testament aufgesetzt, nach dem alles an Annemarie fallen wird.“

Heinz nickte.

„Damit auch das wieder in Ordnung kommt.“

„Mit Geld?“ Heinz lächelte. „Ich versteh nicht, warum du Annemarie so grob kommst.“

„Sie wird es schon verstehen. Jedenfalls besser als du.“

„Da magst du recht haben. So sagte auch Vater immer: Ich wüßte nicht, was Geld ist. Ihr seid klüger, alle zusammen. Dennoch hast du dich getäuscht. Ich gehöre nicht zu denen, die auf eine Erbschaft spekulieren. Es soll eine ganze Menge geben, denen niemand das Geld aus dem Sarge nachwirft. Jedenfalls habe ich dich verstanden. Mein neues Zimmer ist leider noch nicht fertig, ich kann erst morgen umziehen. Damit ist dann wohl alles klar.“

Der Rektor nickte.

In der Tür drehte sich Heinz noch mal um. „Daß du dich dabei aufregst, tut mir leid. Am besten, du klemmst dir das Sparbuch unter den Arm und fährst noch heute auf Erholung. Sieh man zu, daß du den ganzen Quatsch möglichst bald vergißt.“

Als später die dicke Anna ins Zimmer kam, stand der alte Ibel noch immer am Fenster. Sie mußte ihn zweimal fragen, bis er auf ihre Worte hörte.

„Mein Nefte? Nein, Sie brauchen heute mittag nur für mich zu decken. Mein Nefte., hm, mein Nefte speist außerhalb.“

IV

Montag morgen erwachte Hanna, ehe Willi klopfte, und als der Becker klingelte, war sie schon in der

Küche beim Waschen. Else schnitt das Brot, und Hanna mahlte den Kaffee. Zum ersten Male ging sie wieder in die Hütte. Nichts hatte sich geändert. Alles war wie vor vier Jahren.

Zwanzig vor sechs heulte die Magdorfer Hütte. Dann war es Zeit. Draußen war es neblig. Willi war schon vorausgegangen. Die Wendin überholte sie mit dem Kade, und vor der Hütte traf sie den alten Gutsche. Am Tor grüßte der Pförtner und lächelte ihr durch seinen großen blonden Schnauzbart zu. In der Tür zum Verbandszimmer stand der Bademeister. Der Älteste von Anton Zuchel lief mit dem Eiterkrug über den Hof und holte für seinen Vater das erste Bier. Im Gemengeschuppen schimpfte der alte Woyto, der Salzheringe mit Schwanz und Gräten essen konnte, wie sie aus der Sonne kamen. Vor Ofen Drei stand Pumpi und blinzelte ihr einen Gruß herüber. Hanna trat in den neuen Ziegelbau und lief durch den Mittelgang der Rauchscheiferei. Anton Gutsche baute bereits sein Frühstück auf die Rippen der Zentralheizung.

Sie war wieder zu Hause.

Als sie die Zementstiegen hinaufeilte, liefen die ersten Transformatoren an. Den Saal der Facettenschleifer erfüllte schon ein sanftes Brummen. Sie konnte sich gerade noch ihre Schürze umbinden, als die Sirene ihr volles Geheul anschlug. Die Motorhupe über der Tür gab ihre heifere Antwort, und die Wellen begannen zu laufen. Die Sirene verlor sich in dem Brummen und Säusen der Motoren, und das erste Glas quiettschte auf. Meister Semmler beugte sich über seinen

Stuhl. Die Wendin saß neben den Paulusstampern und schliß Zähne in die dicken Glasböden.

Hanna sah sich um. Nur noch der letzte Stuhl neben den Schränken war frei. Der Meister winkte ihr. Sie konnte wieder aus freier Kehle schreien, wenn sie mit ihm sprach. Von den kreisenden Steinen kam das Achzen und Brüllen, es fauchte und schrillte von der Arbeit der dreißig Frauen, die mit steifem Rücken vor ihren Kugelsühlen saßen.

Hanna band sich zum Schutz gegen das ablaufende Spülwasser um das linke Handgelenk einen Bindfaden. Der nächsten Kollegin hielt sie ihre Rechte hin, um sich eine Schleife knüpfen zu lassen. Der alte Semmler brachte einen Kasten mit hellen Körnern und schüttelte den Kopf. Es war noch keine Arbeit für sie da. Bis ihre Gläser kamen, sollte sie anzeichnen.

Es fing also an wie am ersten Tage, als sie der alte Semmler in die Lehre nahm. Hanna brachte die Korkscheibe in Gang und hielt das Teerbrett dagegen, um den Rand zu schwärzen. Erst ließ sie fünfrippige Sektgläser gegen die Scheibe laufen. Jeder Kelch erhielt einen schwarzen Ring um den Hals, auf den später der Schliff gesetzt wurde. Vier Kästen zeichnete sie an.

Dann nahm sie die hellen Körner mit den saftgrünen Stielen vor. Einen Holzkegel setzte sie in das Glas, und nach den blauen Markierungen des Holzes zeichnete sie mit dem roten Glasreiber in gleichen Abständen drei Punkte auf die Glaswand. Der Rotstift war fettig. Die Punkte verwischten sich, oder der Reiber glitt ab. Schließlich gehorchten die Hände,

und sie kam auf sieben Minuten für einen Kasten, der 65 Römer faßte. Für diese Arbeit brauchte man zwar nichts vom Schleifen zu verstehen. Aber sie kam wieder rein, und die Arbeit nahm sie gefangen. Die Träger brachten neue Kästen. Als sie den Stift bis zu einer Kuppe herabgeschrieben hatte, sah sie das erste Mal nach der Uhr. Es war schon acht.

Ihr Bruder Paul, der unten bei den Sprengern trug, kam auf einen Sprung herauf. Auch Fritz, der Graveur, stahl sich eine Minute, um ihr die Hand zu drücken. Mit Trude sprach sie, als sie in der Pause zu Anton Gutsche in die Rauchsleiferei ging. Er gab ihr zwei rotbäckige Äpfel.

Gemmler machte sie mit den Kolleginnen bekannt. Zu den neuen gehörte auch Hedwig, die ihr sofort von der Begegnung mit dem Tillack erzählte. Wie die Schleiferin gesehen hatte, gingen die beiden eng umschlungen auf Zeuschners Waldhaus zu. Hanna wußte, daß an jenem Abend niemand draußen war, auch Hansjürgen nicht. Sie lachte hell auf, als eine derbe Bemerkung über die Kontoristin fiel.

Um halb zehn rief wieder die Sirene, und die Treibgurte sprangen an. Die Linke hielt den Holzkegel und griff nach dem Glas, mit der Rechten drehte sie den Boden und zeichnete, drei rote Punkte, von Römer zu Römer, Kasten nach Kasten.

Als sie gegen elf nach der Uhr sah, erblickte sie im Ausgang des Rheinländersaales Heinz. Er hielt ein Glas und sprach mit dem Meister, der die Muffel bediente. Hanna sah wieder auf die Uhr und zählte die

Gläser. Mit den nächsten 65 Römern wollte sie auf sechs Minuten kommen. Dreimal rot, dreimal rot, sie ließ kein Auge von dem Glaschreiber. Mochte er kommen oder bleiben, sie hatte keine Zeit für ihn. Dann merkte sie jedoch, daß er hinter ihr stand. Über die Kästen fiel sein Schatten. Vielleicht sagte er etwas zu ihr. Sie verstand nichts, und sie wandte sich auch nicht um.

Die Frauen fingen an zu singen. Sie fiel mit ein und sang so laut, daß sich die Schneiderlotte nach ihr umblickte. Sie lachten sich zu. An Lottes Augenaufschlag merkte sie, daß Heinz noch immer hinter ihr stand. Mochte er sich satt sehen, es ging sie nichts an. Der Stift brach ab, und sie griff nach dem Messer. Dabei mußte sie sich zur Seite biegen, damit der Farbstaub nicht auf den Tisch fiel. Er trug blaue Zeughosen und Sandalen wie ein Glasmacher. Das hat ihm gewiß Willi beigebracht, dachte sie. Jetzt sah auch der alte Semmler zu ihnen herüber. Wenn Heinz nicht gleich ging, gab es auf ihre Kosten einen schönen Klatsch für die nächsten Tage.

Hanna hob den Kopf. „Sie stehen mir im Sicht.“

Heinz trat zurück und stützte den Ellenbogen auf den Tisch. „Sind Sie heute abend zu Hause?“

Hanna zuckte mit den Achseln und beugte sich wieder über den Rotstift. „Ich komm abends vorbei“, hörte sie ihn noch sagen, dann ging er. Die andern sahen ihm nach.

Hanna ärgerte sich, daß sie der alte Semmler zum Anzeichnen genommen hatte. Gerade jetzt mußte der

Sillack kommen. Nach der Schnelderlotte und Lisa war sie damals die beste Schleiferin gewesen. Und Heinz traf sie beim Anzeichnen, einer Arbeit, mit der ein Kind fertig wird. Sogar eine Kontoristin konnte das. Aber mochte er denken, was er wollte.

Nach der Mittagspause kam sie an den Kuglerstuhl. Mit den hellen Körnern fing sie an. Um jeden der drei roten Punkte schliff sie eine Traube. Zwei Kugelbeeren quetschte sie unter den Glasrand, in die nächste Reihe drei, darunter wieder zwei, dann eine, und schräg darunter die letzte. Die rechte Faust schloß sie um den saftgrünen Stiel, den Daumen drückte sie gegen die Kelchwand. Die Linke führte das Glas. Mit ganzer Kraft preßte sie den Kelch gegen die laufende Scheibe. Das Glas zitterte in ihren Händen, sprühend stob das Spülwasser auseinander. Die Blase auf der Kelchwand wuchs, die Kugel war fertig. Jeder Druck gab eine Kugel, neun Kugeln schlossen sich zu einer Traube, und saßen die drei Trauben auf dem Römer, so tauchte sie ihn in den Bottich und hob das Glas prüfend gegen das Licht. Dann griff sie nach dem nächsten Kelch.

Augen und Hände lebten nur noch mit dem Glase, das sie gegen die Scheibe preßte. Die Finger gehorchten. Der alte Semmler nannte das, sie hatte ihr Vertrauen zum Glase wiedergefunden.

Als es vier war, schmerzten ihr von der ungewohnten Arbeit die Handgelenke, und die Augen brannten. Dennoch war ihr wohl wie nach einem Bade. Bis morgen um sechs war sie ihr eigener Herr. Kein

Mensch konnte über sie verfügen, keine Gnädige, und auch kein Glasmaler. Mochte er zusehen, wo er sie fand.

Zu Hause warteten grüne Bohnen mit Rindfleisch. Weiter wollte sie jetzt nicht denken.

V

Franz Anton Posselt stammte aus Schlesien und war in Siebenbürgen aufgewachsen. Er gehörte zu den Glasmachern alten Schlages, die ihre Arbeit in Lauterbach wie eine Strafe hinnahmen. Gleich dem alten Gutsche war er in allen Ländern Europas zu Hause gewesen, bis ihn der Kriegsausbruch in Lauterbach festhielt. In der Aktienhütte fing er an zu arbeiten. Damals gab es noch elf selbständige Betriebe in der Stadt, darunter die „Lausitzer Glaswaren Aktiengesellschaft“. Das Fremdwort war den Glasmachern zu beschwerlich. So sprach man einfach von der Aktienhütte und später nur noch von der Achse. Der Name hielt sich, als die Aktienhütte mit sieben anderen Werken in die B&W aufging, und er überlebte auch die Selbständigkeit dieser Industrieegründung.

In der Achse wurde billiges Glas geblasen und teures Glas, wie in allen anderen Hütten. Franz Anton Posselt wollte sich jedoch nicht zurechtfinden. Vergaß er seinen Groll, so erinnerten ihn seine Kameraden daran, die mit ihm nach Lauterbach verschlagen worden waren. „Hier hält es ja kein Schwein aus.“

Die Glasmacher waren über dreißig. Von den nachrückenden Gefellen und Gehilfen hielten sie nicht viel. Wer in Sauterbach blieb, hatte nach ihrer Meinung nicht das Zeug zum Meister. Die Gefellen verstanden nicht, warum es hier schlechter sein sollte als anderswo. Es wurde genug verdient. Die Alten erinnerten sich ganz gut an die Zeit, als sie halb so viel heimbrachten. Auch Franz Anton Posselt war schon monatelang auf Wanderschaft gewesen, von Hütte zu Hütte, ohne Arbeit zu bekommen. Wenn er auf Sauterbach schimpfte, so meinte er damit viel mehr den Krieg, der ihn um seine Freizügigkeit brachte, und die Achse, die ihn an die Stadt fesselte. Er dachte an die russischen Wälder und an die ungarischen Steppen und mußte nicht mehr, wie oft er mit hungrigem Magen von Tür zu Tür gelaufen war. Um Essen und Trinken brauchte er sich nicht mehr zu sorgen. Ein paar Tausender hatte er sich von draußen mitgebracht, und von dem Sohne konnte er jede Woche einen Zehner oder einen Zwanziger drauflegen.

„Sobald die Luft rein ist, kann mir Sauterbach gestohlen bleiben.“ Dennoch schnürte er täglich um das schwarze Holzhaus, das zum Verkauf stand. Es lag vor der Stadt, nicht weit vom Friedhof. Er kaufte es, und im zweiten Kriegssommer zog er ein. „Jetzt kann mir keiner“, sagte er und ließ eine hohe Fliederhecke um den Garten wachsen.

Schon damals nannten sie ihn Pumpi. Niemand konnte sich erinnern, wie der Name aufkam. Trotz seiner untergesetzten Gestalt war er ein Kiese an Kräften.

Besonders in den Armen hatte er es. Die schwersten Schalen und Vasen blies er, und wenn die andern müde von der Feuerstelle gingen, zitterten ihm noch nicht mal die Hände. Obwohl er nicht viel von seiner Arbeit hermachte, hörte er gern zu, wenn ihn die andern den sichersten Glasmacher nannten. Man sagte ihm geheimnisvolle Kenntnisse nach, von seltenen Farben und Gemengen. Pumpi hatte dieses Gerücht nicht in Umlauf gebracht, er widersprach aber auch nicht. Spielten die andern darauf an, so meinte er nur: „Es geht auch anders. Was wir hier machen, ist ja nur Anfängerei. Aber denen da oben das Handwerk beibringen? Nee, ich nicht.“

So kräftig Pumpi zugreifen konnte, so schwach stand er auf seinen Füßen. Jeder Knirps konnte ihn mit der flachen Hand umstoßen. Die Jungs wußten es, und oft kam es vor, daß ihn ein Einträger oder ein Anfänger zum Stolpern brachte. Dann gab es Ohrfeigen, denn die Glasmacher hatten ihren Pumpi ins Herz geschlossen. Pumpi wäre der stärkste Mann in der Hütte gewesen, hätte man ihm nicht die falschen Beine mitgegeben und den Buckel.

Was Pumpi von der Pfeife klopfte, war fehlerlos. Burden seine Gläser abgenommen, so brauchten sie weder gezählt noch gegen das Licht gehalten zu werden. Da gab es weder Blasen noch Schlieren. Wie alle Glasmacher hielt er bei der Arbeit stets einen Humpen Bier zur Hand. Mittags trank er schon seinen dritten Eiter. Manchmal wurde es mehr, als der Durst eines Glasmachers verlangt. Beim sechsten Eiter saßen

Henkel und Schnauzen jedoch genau so sicher wie vor dem ersten Tropfen. Auf die Hände konnte er sich verlassen, und als die Augen immer mehr trântten, half er sich mit einer Brille. So gewandt und sicher er seine Pfeife schwang, so wenig sprach er von seiner Arbeit. Dagegen zeigte er sehr gern seine Muskeln. Man brauchte ihm nur einen schiefen Blick zuzuworfen, und schon streifte er seine Ärmel hoch. Jeder sollte wissen, welche Kräfte in diesem Zwerg steckten. Den Kittel trug er offen, so daß man über der Blende seine schwarzbehaarte Brust sah. Wer seine Fäuste herausforderte, erblickte das schwarze Fell auf seinem Handrücken.

Pumpi fühlte sich so, wie ihn die Männer behandelten: Als ein ganzer Kerl. Er wollte jedoch nicht nur in der Achse für voll genommen werden. Er war auch ein Mann, und Pumpi war fest überzeugt, daß es nur an ihm lag, wenn er noch nicht die Richtige gefunden hatte. In Rußland war er zwei Jahre mit Annuschka gezogen, der Tochter eines Tagelöhners. Eines Morgens fand er sich allein im Bett, und Annuschka kehrte nicht mehr zurück. Er griff zu dem Trost aller Glasmacher, dem Wanderstab, und verließ das Land, dessen geheimnisvolle Seele er nun noch weniger begriff. Unterwegs ließ er seine Muskeln spielen und vertraute darauf, daß auch eine Annuschka zu ersetzen war. 1913 kam er nach Lauterbach, 31 Jahre alt.

Als er sich in Lauterbach das Häuschen kaufte, dachte er an Selma. Die rotbäckige Mamsell hatte er schon oft in der Stadt gesehen, wie sie in ihrer weißen

Schürze einen Kinderwagen vor sich herschob, oder er begegnete ihr beim Einholen. Anfangs blinzelte er ihr nur verstohlen zu, und als sie das erste Mal seinen Blick erwiderte, zog er seine Mütze. An einem Märzsonntag traf er sie auf dem Anger. Sie ging mit einem vierjährigen Mädchen spazieren. Pumpi knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an, und er hatte es so schwer mit der Sprache, daß er sich mehr mit der Kleinen als mit Selma befaßte. Das Mädchen hieß Annemarie und war die Tochter des Amtsgerichtsrates, bei dem Selma in Stellung war.

Am nächsten Sonntag traf sich Pumpi mit Selma wieder. Bald darauf sahen sie sich auch in der Woche. Sie nannte ihn Anton. Noch immer fand er nicht den Mut, das Gespräch mit seinen Gefühlen in Einklang zu bringen. Wollte er die Hand um ihre Hüfte legen, so wich sie mit einem gutartigen Lachen aus. „Anton, Sie sind ein ganz Schlimmer!“ Darüber war er so stolz, daß er selbstgefällig mit den Fingern über den schwarzen Vorhängeschlips strich. Nur von sich redeten sie nicht, sonst waren Gott und die Welt in ihren abendlichen Unterhaltungen. Sie erzählte viel von dem Amtsgerichtsrat, dessen Frau nervenkrank in einem Sanatorium in Berlin lag. Vom Herrn Doktor wußte Selma nicht viel, und Pumpi schloß daraus, daß der Strohwitwer seine Zeit außerhalb des Hauses verbrachte.

„Verständlich, wenn die Frau schon zwei Jahre fort ist“, meinte der Glasmacher.

„Ja, so seid ihr Männer. Kaum ist die Frau aus dem Haus, dann ist alles vergessen.“

Pumpi versuchte, diesen Satz zu widerlegen, und er dachte dabei an sich.

„Ihr Glasmacher nun ganz besonders“, beharrte Selma. „Heute hier und morgen da, und überall einen neuen Schatz. Ihr seid mir die richtigen.“

„Das dürfen Sie aber nicht zu mir sagen.“

„Aber Anton, Sie erzählen mir doch jedesmal, wie sehr es Sie von hier fortreibt.“

Pumpi sah ein, daß er sie mit Worten nicht überzeugen konnte. In diesen Wochen arbeitete er noch mehr als sonst. In der Stadt blieb er vor den Möbelgeschäften stehen, und eines Tages überraschte er Selma mit Fachkenntnissen von Kinderwagen. Auch vor den Fenstern der Juweliere hielt er sich auf und musterte die goldenen Ringe. Als er das schwarze Wendenhäuschen entdeckte und das Verkaufsschild sah, war er seiner Sache sicher. Wer sich Grund und Boden kauft, denkt nicht mehr ans Wandern. In der Hütte wurde er schweigsamer, je lauter die Glasmacher auf Lauterbach schimpften. Eines Tages fragte er den Paul Senf, der schon lange am Ort wohnte, wie man sich so bei einem Lausitzer Mädchen anstellen mußte.

„Du mußt ihr ordentlich eins hinten drauf hauen, dann weiß sie schon, wie's gemeint ist.“

Annuschka lief ihm damals geradezu ins Bett. Sie kam verheult vom Gutsbesitzer, der sie verdroshen hatte. Pumpi malte sich aus, wie Amtsgerichtsrat Bischoff seine Selma bedrängte, und wie sie dann eines Abends

bei ihm an die Fensterladen klopfen würde. Aber Selma war zufrieden mit ihrer Stellung, und ehe sie den Glasmacher zum ersten Male in seinem Garten besuchte, mußte er sie sehr lange bitten. Die Diele scheuerte er für ihren Besuch, und für die Petroleumlampe kaufte er einen neuen Porzellschirm.

Selma brachte die kleine Annemie mit. Sie blieb nur eine halbe Stunde. Bald kam sie täglich bei ihm nach Feierabend vorbei, und Pumpi hatte jedesmal Obst und Schokolade für die Kleine bereit. Er kam nicht vorwärts, und die Unterhaltung ging noch immer vorwiegend über Annemie. Was er Selma nicht zu gestehen wagte, sagte er im Tone des guten Dinkels der Kleinen.

Eines Tages blieb Selma weg, und er sah sie eine ganze Woche nicht. Als sie wiederkam, war sie blaß und wich seinen Augen aus. Er nahm ihre kalten Hände, und als sie schluchzte, sagte er ihr: „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wenn du willst, heiraten wir. Ich habe schon lange daran gedacht.“

Darauf weinte sich Selma rückhaltlos aus, und erst in der Gartentür fand sie ihre Sprache wieder. „Du darfst mich nicht fragen, Anton. Ich weiß, du meinst es gut, aber . . .“ Damit entzog sie ihm die Hand und lief davon.

Eine Woche später war sie wieder vergnügt. Sie war lustig und voller Späße, wie sie Anton nie zuvor kannte. Erst verstand er sie nicht, dann lachte er mit, und die Nachbarn sahen erstaunt über ihre Zäune.

Täglich besuchte sie ihn, als wäre nichts vorgefallen. Eines Abends standen sie in der Küche und sahen durch das Fenster der Kleinen zu, die im Garten spielte. Pumpi blickte verlegen zu Selma auf, die ihre schweren Zöpfe feststeckte.

„Eigentlich wäre es schön, wenn man selbst so ein kleines Mädchen hätte. Auch so mit Socken und mit Grübchen. Meinst du nicht?“

„Nun drück dich doch nicht so schüchtern aus, Anton. Du redest immer so herum . . . magst du mich eigentlich noch? Oder hast du das neulich nur so gesagt, um mich zu trösten, das mit dem Heiraten?“

Vor Verlegenheit zeigte Pumpi auf den Spirituskocher: „Da, es läuft gleich über.“ Dann kniff er sich in den Oberarm und blinzelte Selma von unten herauf an. „Magst du denn so einen wie mich?“

Selma setzte sich neben ihn und legte die Arme um seinen Hals. Sie streichelte ihn, ihre Hand fuhr über den Buckel. „Warum fragst du erst?“

Noch am selben Abend kaufte sich Pumpi einen Panamahut, und tags darauf gab er für alle Glasmacher an seinem Ofen Bier aus.

„Auf die kleinen Pumpis!“, wurde ihm zugeroastet.

Die alten Möbel trug er auf den Boden. Ein Schlafzimmer aus Birke kaufte er und ein Esszimmer, und zu ihrer Verlobung schlug die neue Standuhr alle Stunden den Auftakt zu einem Choral, so daß sie jedesmal verwundert ihr Geflüster unterbrachen.

Dierzehn Tage vor der Hochzeit klagte Selma über Kopfschmerzen. Dann blieb sie zwei Tage aus. Am

dritten Tage sagte sie ihm auf der Türschwelle: „Damit du es gleich weißt, ich bin in anderen Umständen. Ich hab es heut beim Arzt erfahren und . . .“

Als sie wieder zu sich kam, hielt Pumpi ihre Hand. Sie begann zu erzählen. „Seine Frau habe ich nicht gekannt. Ich kam ja erst hin, als sie schon in der Anstalt war. Ich wußte doch, daß sie unheilbar ist, und daß sie nicht zurückkommt. Beinahe zwei Jahre war ich schon bei ihm, und es ging alles gut. Annemarie kannte ihre Mutter nicht, du weißt ja, wie sie an mir hängt. Und wenn man dann so unter einem Dache wohnt . . ., es kam halt so. Als Amtsgerichtsrat kann er mich nicht heiraten, das wußte ich. Aber er war anständig, und da habe ich mir nicht viel Gedanken gemacht. Ich lernte dich kennen, und ich mochte dich auch ganz gern. Aber das ging eben nicht, solange ich mit ihm zusammen war. Dann sagte er mir plötzlich, es muß aus zwischen uns sein, und noch in derselben Nacht brachte er sich eine aus Guben mit. Wenn man eben nur das Dienstmädchen ist . . . Am nächsten Morgen mußte ich ihnen das Frühstück bringen. Nur wegen Annemie blieb ich. Was soll aus der Kleinen ohne mich werden. Du weißt ja, wie es mich mitgenommen hat. Ich konnte dir damals nichts erklären, mit allem war ich fertig. Schließlich sagte ich mir, du hast ja auch deine Annuschka gehabt, warum sollen wir nicht ganz gut zusammen passen. Ja, alles wäre gut gegangen, wenn jetzt nicht das Kind wäre, von ihm. Du liebst mich, ich weiß es, aber jetzt geht es nicht mehr. Du mußt mich vergessen.“

Eine Woche später heirateten sie.

Täglich kam Annemarie zu der Frau des buckligen Glasmachers. Der Vater verbot es ihr, Annemarie kam heimlich.

Das Kind kam tot zur Welt. Selma starb an Embolie.

Pumpi nahm den Tod als eine Herausforderung des Schicksals hin. Das Leben hatte ihn betrogen. Mit einem verkrüppelten Körper war er in die Welt gestellt worden. Das Schicksal nahm ihm Annuschka, das Schicksal raubte ihm Selma. Es vertrieb ihn aus den Wäldern, verschloß ihm die Ferne und sperrte ihn hinter Ziegelmauern. Die Fabrik trübte ihm das Augenlicht und verdarb die Kunst seiner Hände.

Pumpi begann zu hassen. Er verlor sich in Träume und sah, wie ein großer Brand in die Achse fuhr und ganz Lauterbach verschluckte. Er ging in die Wirtschäften, wurde schweigsam und antwortete den Kameraden nur noch, wenn sie fluchten oder mit groben Späßen kamen. Zu Hause schloß er sich ein und schimpfte laut vor sich hin. Den Frauen ging er aus dem Wege. Einen Freund hatte er nicht, und er suchte auch keinen.

Warum er auch noch nach dem Kriege in Lauterbach blieb, mußte er selbst nicht zu sagen. Zwar sprach er in der Hütte zwischen vielen Flüchen von dem Kaufsneß, das er nun endgültig verlassen wollte, aber er sah sich nicht mal nach einem Käufer für sein Haus um. Wo er ging und stand, lag die Welt hinter einem

grauen Vorhang. Dennoch gab es einen Menschen, der ihm die Vergangenheit zurückgeben konnte und auch eine Zukunft versprach. Annemarie Bischoff hatte ihn nicht vergessen. Nach dem Tode ihres Vaters erinnerte sie sich an den Glasmacher. Sie besuchte ihn selten, ohne zu ahnen, was sie dem Budligen bedeutete. Sobald sie kam, war er wie verwandelt, und er konnte sogar lachen. Onkel Pumpi nannte sie ihn, und als sie dann Herr Posselt sagte, wollte er anfangs überhaupt nicht darauf hören. Täglich winkte sie ihm aus dem Fenster, wenn er nach Feierabend an der Lohnbuchhalterei vorbeiging.

Daß sie wie die anderen Mädchen im Büro sitzen mußte, war sein großer Kummer. Er war von einem tiefen Mißtrauen besessen, und immer mehr bedrückte ihn die Angst, das Schicksal könnte seine groben Hände auch nach Annemarie ausstrecken. Argwöhnisch verbarg er die besorgten Gefühle, mit denen er ihre Wege verfolgte. Sein Leben stand unter einem bösen Stern, und er brauchte nur an einem Menschen zu hängen, damit er ihm entrisen wurde.

In seiner Kommode hob er einen kopflosen Puppenbalg auf, mit dem Annemarie noch zu Selmas Zeiten gespielt hatte. Daneben lagen zwei Hornknöpfe von ihrem Schottenkleidchen, blaue Schulhefte, eine Ansichtskarte, die sie ihm aus dem Gebirge geschickt hatte, und eine vertrocknete Nufshälfte von dem Stück Tort, das sie am Tage nach ihrer Konfirmation brachte. Auch die zerrissenen Strandsandalen bewahrte er, die sie eines Tages auf dem Rückwege vom Baden bei ihm

ließ. Tief unter den Hefen versteckte er den Niegel eines Strumpfhalters, an dem noch der Rest von dem gerissenen rosafarbenen Strumpfband saß. War er allein, so setzte er sich vor den Schub, und jedesmal schloß er ihn sorgfältig wieder ab.

Annemarie war für ihn der Traum, der ihm die Vergangenheit zurückgab, der ihn von seinem Buckel befreite und die Ziegelmauern verfestete, hinter denen er täglich arbeitete. Diesen Traum wollte er vor der Welt schützen. Am liebsten hätte er Annemarie in ein verwünschenes Schloß gesetzt, weit weg in den russischen Wäldern, wohin niemand findet. Annemarie sollte es erspart bleiben, was ihm das Schicksal zugefügt hatte.

Pumpi glaubte an finstere Mächte. Waren sie einem Menschen erst mal auf der Spur, so ließen sie ihn nicht mehr los. Er selbst war verloren, und wenn ihm das Unheil nicht überallhin folgte, hätte er Sauterbach verlassen und Annemarie mit sich genommen. Daran glaubte er allen Ernstes. Er hatte gespürt, und wenn er den Wert seines Grundstücks hinzurechnete, blieb genug. Annemarie brauchte dann nicht mehr ins Kontor zu gehen. Pumpi wußte jedoch, daß er nur Unglück brachte. Die finsternen Mächte hatten ihn gepackt.

Selma war noch nicht lange tot, als ihn in den einsamen Nächten Stimmen heimsuchten. Anfangs verstand er sie nicht. Dann wurde ihre Sprache deutlicher, und er stritt und fluchte mit ihnen, als säße der Leibhaftige neben ihm auf der Bettkante.

In jener Zeit kam Anton Gutsche nach Sauterbach. Pumpi hörte den Alten gern reden, der gleich ihm mit krankem Herzen von den verlorenen Wäldern träumte. Der Budlige besuchte ihn am Brantweinsee und fragte vorsichtig, ob Gutsche auch an Geister glaubte.

Anton Gutsche rief seine Frau. Sie mußte erzählen, was sie am selben Tage im Schlafzimmer gesehen hatte, während er in der Hütte war. Ein Nebel stand vor dem Vertiko, dann erkannte sie einen Mann, der eine fremdländische Uniform trug und auf die Wanduhr zeigte. Es war fünf vor zwei. Beim Kaffeetisch erzählte sie davon ihrem Mann.

„Und was soll ich Ihnen sagen“, erklärte der alte Gutsche, „wie ich vorhin nach meiner Uhr sehe, steht sie auf zwei Uhr. Sie setzte also auf die Minute zur selben Zeit aus, als meine Frau den Türken sah. Er war nämlich niemand anders als der Geist von dem türkischen Sergeanten, mit dem ich mich während des Krieges befreundet hatte, damals vor Gallipoli. Als er schwer verwundet lag, schenkte er mir seine Uhr. Bald darauf starb er. Nun hat er mich wohl zu Hause erwartet, weil er die magnetischen Strömungen nicht vertragen kann, die in der Hütte von den Maschinen ausgehen. Hat er doch gemerkt, daß seine Uhr stehen geblieben war, und ist gleich zu meiner Frau gekommen. Hier, sehen Sie, das ist die Uhr, ein gutes Schweizer Werk.“

Pumpi wurde Mitglied des Vereins „Zum andern Leben“. Jetzt begriff er erst, wie tief er in die Fänge der bösen Geister geraten war. Gleich auf dem ersten

Bereinsabend sagte das Medium, eine Seele wäre unter ihnen, die auf Erlösung warte. Aus dem Munde der in France liegenden Witwe Anna Klepke, bei der Martin Höfner zur Untermiete wohnte, erfuhr er, daß er nach langen Irrwegen das wahre Licht finden werde. Pumpi blieb ein eifriges Mitglied. Er hörte viel über seine verlorene Lage, und er war froh, daß die bösen Geister nichts von seinem Traum wußten. Jedenfalls war von einem „dunkelhaarigen Mädchen“ nie die Rede.

Bei den Geistergläubigen fand Pumpi die Gemeinschaft, von der ihn das Schicksal bisher ausgeschlossen hatte. Er war nicht mehr allein. Im Alltag hatten die Mitglieder sich wenig zu sagen. Auf den Vereinsabenden waren sie eine verschworene Gemeinde. Pumpi hörte auf zu trinken, und da die Sorge um Annemaries Zukunft ihn immer mehr beschäftigte, sparte er sich jetzt die Groschen vom Essen ab. Sobald er die bösen Geister los war, wollte er Annemarie aus ihrem Kontor und aus diesem Lauseneß befreien. Er magerte ab, die Hände wurden unsicher, und die Augen verschlechterten sich. Seine Hoffnungen halfen ihm darüber hinweg.

Auch seinen Kameraden zeigte er wieder ein freundlicheres Gesicht. Dr. Weidmann kam an die Achse. Pumpi erfuhr bald, daß der Neue hinter Annemarie her war. Den langen blonden Berliner, der die Hand nie aus der Tasche zog, konnte er vom ersten Tage an nicht leiden. Männern von der Größe Weidmanns ging er seit jeher mit Widerwillen aus dem Wege.

Schon zweimal hatte er beobachtet, wie der Direktor im Lauffschritt die Treppe herabkam und Annemarie vor dem Thor einholte. Daß sie darüber schwieg, wunderte ihn nicht. Bisher hatte er sie nie in ein vertrauliches Gespräch verwickelt. Er selbst brachte die Rede auf den Neuen. Nur mit Mühe verbarg er seine Freude, als sie von ihrem Widerwillen gegen den Weidmann sprach. Er fragte sie nicht mehr danach, um so eifriger spürte er hinter dem Direktor her. Pumpi erfuhr auch, daß die Tante nach Berlin ziehen wollte, und daß man in der Stadt mit einer Verlobung Annemaries rechnete. Ihm wurde klar, daß er nicht mehr länger zusehen durfte. Jetzt lag es an ihm, Annemarie vor der großen Gefahr zu bewahren.

An jenem Sonnabend beobachtete er Heinz Tillack, der Annemarie flüchtig vor der Hütte begrüßte. Seinen argwöhnischen Augen entging es nicht, wie wenig sich Heinz aus ihr machte.

Drei Tage später kam Annemarie bei ihm vorbei. Sie sah verstört aus und gab vor, sie hätte sich mit ihrer Tante überworfen.

Pumpi wußte jedoch, daß Dr. Weidmann an ihrer Unruhe schuld war. Noch in derselben Nacht holte er das Agidon aus dem Schube, und das Agidon sagte ihm alles. Seitdem die Spiritisten verboten waren, traf sich Pumpi nur noch selten mit den wenigen, die noch was auf Geister gaben. Meist verließ er sich auf das Agidon.

Wie immer legte Pumpi erst die Laden vor und verschloß die Thür. Dann setzte er sich vor das Brett.

„Gott zum Gruß, hast du uns etwas zu sagen?“ Seine Stimme klang hohl und heiser, so daß er unwillkürlich einen prüfenden Blick auf die Tür warf.

Dann legte er die Hand auf die Kartontrommel und ließ sie über die Glasscheibe gleiten, die in das Brett eingelassen war. Auf dem Holz standen die Buchstaben des Alphabets. Ein Pfeil saß an der laufenden Trommel, und die angezeigten Buchstaben schrieb er zusammen. Von Mal zu Mal setzte er die Trommel auf dem Glas an. Sie glitt unter dem Druck seiner Hand, und die Hand wurde von den Geistern geführt.

Pumpi merkte gleich, daß er seine hellhörige Stunde hatte. Die Linke arbeitete so lebhaft, daß die andere Hand kaum mitschreiben konnte.

„hiete dich vor den feind die umgebung is vol gefar jets muß du handeln toni vom berge.“

Der Bucklige war überrascht, daß der Toni zu ihm sprach, und er hatte dazu allen Grund. Vor dem Agidon hatte er sich noch nicht gemeldet. Im Verein hatte sich Toni häufig eingestellt. Er kam mit Vorliebe, wenn einer Geburtstag hatte. Meist war es ihm anfangs zu dunkel und er brauchte einige Zeit, bis er sich zum Licht fand. Alle mochten ihn gern, weil er stets lustig war. Erst gratulierte er, und manchmal schüttelte er allen durch das Medium die Hände. Jedesmal ermunterte er sie, vergnügt zu sein und ordentlich Kuchen zu essen. Toni war früher Grubenarbeiter in Tirol gewesen. Beim Wilddieben war er erschossen worden. Ganz offen sagte er, wie

eigentlich jeder Mensch das Recht auf freie Jagd hätte. Die Tiere wären frei, und die Gesetze stimmten nicht. Schon damals kam das Wild zu ihm. Er verstand die Stimmen der Tiere, und sie gaben ihm auch Antwort. Na, und dann hatte er eben hin und wieder mal eins mitgenommen. Zoni erzählte gern, wie es jetzt um ihn ausfah. Rings um ihn lagen Tiere. Die Füchse faßen bei den Kaninchen, und sie taten sich nichts. Zu ihm waren sie zutraulich, und er verstand sie noch besser als damals.

Daß Zoni zu ihm sprach, nahm Pumpi für ein gutes Zeichen. Der Tiroler gehörte zu den geläuterten Geistern. Früher war er nie mit dem Grubenarbeiter ins Gespräch gekommen, und bei der Begrüßung überfah Zoni stets seine Hand. Damals war Pumpi noch ganz im Banne der finsternen Mächte. Jetzt war er also bald geheilt, und Annemarie brauchte sich nicht mehr lange zu plagen.

Obwohl sie kein Wort von Weidmann erzählt hatte, wußte Pumpi nach dieser Botschaft genau, von wem die Gefahr drohte. Keine Zeit war mehr zu verlieren, wollte er Annemarie vor dem Direktor schützen. Noch wußte er keinen Ausweg. Vielleicht war es gut, wenn er noch mal zu Höfner ging. Der durchschaute die Zusammenhänge besser, vor allem wußte er von Weidmanns Intrigen. Auch dem Höfner lag offensichtlich daran, daß Weidmann von seinem Posten verschwand.

„Jetzt muß du handeln“, las er wieder.

Als er sich ins Bett legte, kam ihm wieder das Bild von dem großen Feuer, das die Ziegelmauern der großen Achse frist und von dem Werk in die Straßen der Stadt springt. Weidmann läuft vor der roten Zunge her, und die Flamme treibt ihn bis an den Rand der Stadt, bis an den Branntweinssee, und ehe er ins Wasser springen kann, verschluckt die rote Kasse den Weidmann wie eine Maus.

Jets muß du handeln.

Damit schlief er ein.

VI

„Egtaler Klosterbräu Urquell.“

Die fünfundzwanzig Buchstaben liefen im Kreis zwischen zwei roten Farbringen. Das innere Feld des Schildes zeigte auf blauem Grunde einen Mann, der ein ockerfarbenes Faß auf seinen Schultern trägt. Morgens um sechs Uhr begann Heinz Tillack mit dem großen E, und wenn er nach den letzten beiden l den Pinsel auswusch, war es vier Uhr. Er saß vor einer Glasplatte. Unter einem Deckel lag die dickflüssige Farbe. Mit dem Spachtel strich er die breite Masse auf der Palette breit. Er tauchte den Pinsel in die Email und zog ihn vorsichtig hoch. Ein weißer Emailfaden blieb an dem spitzen Haarbüschel hängen. Diesen Faden maß er für die Rundungen und Striche der Buchstaben ab und legte ihn in die Konturen. Olig saßen die Emailfäden auf dem Glas und schlossen sich als glänzende weiße Lettern um das Schild. Mit der

Einken hielt er das Gefäß, die Rechte führte den Pinsel. Nachdem er die fünfundzwanzig Buchstaben angelegt hatte, stellte er den Seidel in den Ablagekasten und griff sich von der anderen Seite das nächste Glas. Bald wurden seine Finger so gefügsam, daß sie die notwendige Emailmenge in der richtigen Fadenlänge auf den Pinsel nahmen. Eine Woche brauchte er, bis jeder Buchstabe auf die erste Anlage saß. Jetzt konnte er auch schon im Tempo mit den Kameraden mithalten. Fünfzehn Gläser schaffte er in der Stunde. Das war ein brauchbarer Durchschnitt.

Lautlos wurde bei den Glasmalern gearbeitet. Sie saßen an einem langen Tisch mit dem Rücken gegen den Saal. Auf der anderen Seite standen die Frauen. Sie zogen die Farben auf dem Glas ab und stachen nach dem Stahldruck die Schilder. Gegen den Seidel hielten sie die Schildpauze und betupften sie mit einem Wattebausch, der in Kohlenstaub getränkt war. In dünnen schwarzen Konturen blieben die Buchstaben haften. Waren die Gläser trocken, so wanderten sie zu Heinz, der die Schilder anlegte.

Im nächsten Saal saßen die Transparentmaler, dahinter kamen die Steindruckpressen. Es wurde wenig gesprochen. Auch die Frauen schwiegen. Ein Stockwerk tiefer lag die Feinschleiferei. Das Kreischen der Gläser verschmolz zu einem gleichmäßigen Tönen, ehe es in den Hof drang und den stillen Saal der Glasmacher erreichte.

„Egtaler Klosterbräu Urquell.“

In den acht Stunden kam er auf hundertzwanzig Gläser. Sie wanderten zur Muffel. In dem Ofen wurde das Glas nochmals gebrannt, bis die Emailfarbe mit dem Glas verschmolz. Einige tausend Gläser waren schon durch. Vielleicht dauerte es noch zwei Tage oder zwei Wochen, bis Heinz eine andere Arbeit bekam. Ihm war es gleich. Die Seidel gingen zum Packer, wurden in die Waggons verladen und rollten dann hinaus. Irgendwo standen sie dann auf einem Bierisch. Viele freuten sich über das Farbenspiel, andere ärgerten sich vielleicht, und manche griffen zum Glase, ohne überhaupt hinzusehen.

Heinz war es gleich. Wenn die Brauerei Seidel mit Emailmalerei bestellte, so wurden sie gebraucht, so hatte auch die Arbeit seines Pinsels einen Zweck. Heinz fand vor der Glasplatte genug Zeit, seine Gedanken von dem Glase fort und wieder zurück wandern zu lassen. Seine ehemaligen Berliner Freunde konnten ihm jetzt ganz gut sagen, daß er über gewöhnlicher Schildermalerei saß und Buchstaben nachzog. Er kolorierte und ging in den Spuren der Dekorateure. Heinz wußte genau, wie sicher und schonungslos sie seine Arbeit beurteilen würden. Er selbst war ja damals bei jeder Gelegenheit mit Worten zur Hand wie Dekoration, Serienarbeit, Schablone oder Handwerk, wenn es galt, eine Leistung abzutun.

Anstreicher war er jetzt, Schablonenmaler. Sie hatten recht, und mit Behagen nahm er diese Tatsache hin. Hundertzwanzigmal am Tage die gleiche Schablone mit den fünfundzwanzig Buchstaben. Hundert-

zwanzigmal das Wort Egtal, und er wußte nicht mal, ob der Ort überhaupt existierte. Hundertzwanzigmal Egtal sagte seiner Phantasie ebensowenig wie die leeren Gläser seinem Durst. Glas hielt er in den Händen, nichts weiter. Die Seidel gehörten nicht ihm. In seinen Händen waren sie Arbeitsmaterial, nüchtern und unpersönlich wie die fünfundzwanzig Buchstaben.

Von Glas zu Glas blieb die Schilderschrift gleich. Zum ersten Male arbeitete er, ohne an die eigene Note zu denken. Die Schrift war nicht mal fremd. Sie paßte zu keiner Hand. Sie gehörte zum Glase. Es war nicht mehr sein eigener Wille, der hier ein Gesicht suchte. Vielleicht gehorchten seine Hände der Brauerei, oder dem Durst der Menschen, oder der Gesellschaft schlechthin. Nur er selbst war es nicht, der hier etwas wollte. Auf den Lohn kam es ihm an. Die Bezahlung hatte jedoch nichts mit den Gläsern zu tun, die unter seinen Händen fertig wurden. Ob der Lohn angemessen war, ob er sich damit zufrieden gab, ob er das Geld vertrank oder sparte, änderte nichts an den Emailbuchstaben. Pfußte er, so bekam ein anderer seinen Stuhl. Das Glas ging seine eigenen Wege. Nicht er bestimmte sie.

Auch Dr. Weidmann führte ihm nicht die Hand oder Georg Reuschner oder die Herren aus Berlin. Sie waren ebensogut austauschbar wie er selbst, wie der Pinsel, den er in die Email tauchte, und wie die Kollermaschine, die selbsttätig die Ränder verschmolz. Er arbeitete mit, er brachte das Glas seinem Zwecke näher, und es war jetzt müßig, um die verlorenen per-

fönlichen Werte zu trauern, die ihm damals Lebensinhalt, Zukunft und alles waren. Wo waren sie hin? Gingen sie mit den hundertzwanzig mal fünfundzwanzig Buchstaben in die Muffel und wurden dort versengt? Hatte er überhaupt etwas verloren?

Schon am ersten Tage, als Heinz die Hütte verließ, fühlte er sich freier, leichter. Zwar, der Rücken schmerzte, und die Augen tränkten, und ehe sich die steifen Glieder vom Eiszen erholt hatten, brauchte er lange Zeit. Dennoch spürte er den Rhythmus, der ihn mit einer neuen, ungekannten Beweglichkeit erfüllte. Er begriff es selbst nicht. Von Tag zu Tag spürte er die Veränderungen, die ihn von seiner vergangenen Zeit lösten.

Die Gleichmäßigkeit und die Präzision seiner Handbewegungen gab ihm eine Ruhe, die ihm bisher fremd war. Eintönig war seine Arbeit, und es überraschte ihn, welch guter Klang in dieser Eintönigkeit lag. Alles war falsch, was er bisher über mechanische Arbeit gehört hatte, die den Menschen angeblich aushöhlt. Es kam nur auf den Menschen an und auf die Gedanken, die vor dieser Arbeit ihre Probe zu bestehen hatten. Solange er vor den Gläsern saß, dachte er gleichsam mit den Fingern: knapp und streng, ohne Pathos und Eitelkeit.

Was ihn Jahre hindurch in Berlin beschäftigt hatte, konnte er sich vor der Glasplatte kaum noch vorstellen. Es paßte nicht mehr zu ihm. Bläß lagen die Abende in seiner Erinnerung, die mit Gesprächen über Synthese und Dynamik und Formwerdung hingingen. Besonders gern redete er von einer Kraft der Verkündung,

die den Künstler beseelt. Nicht mal wiederholen konnte er sich jetzt die Sätze, unter denen er damals seine Malerei und die Zukunft zu begreifen versuchte. Sie wurden ihm sinnlos.

Von der ersten Stunde ab spürte er den Einfluß seiner Schablonenarbeit. Alles verflog, was nicht Gesicht, Körper und Stoff war. Die mechanischen Handbewegungen befreiten ihn von dem Ballast einer nutzlosen Vergangenheit. Er wurde argmöhnisch gegen alle Worte, denen nicht eine Sache entsprach, ein Ding. Was sich nicht in Gegenständen ausdrücken ließ, erweckte sein Mißtrauen. Er begann in der Sprache zu denken, die von den Maschinen, den Gläsern und von den Hüttenarbeitern gesprochen wurde. Seine Worte wurden nüchtern und simpel. Wie fern war er dieser Welt, als es noch um Werte und Symbole ging. Sie kamen ihm jetzt wie Altrappen vor. In der Hütte wurde ihm klar, wie grundlos sein Haß gegen J. C. Goerschner gewesen war. Weil er nicht den Mut hatte, sich die Maske vom Gesicht zu reißen, versuchte er den Kunsthändler zu entlarven. Bei J. C. Goerschner lag der Grund allen Übels. Jahrelang verstand er es, von einer Ausflucht zu leben und in dem Händler den Scharlatan zu sehen, der er selbst war. Goerschner brachte den Kitsch in grober Form, während er die raffinierten Mittel in den Dienst des gleichen Betrugess stellte. Seine Sorge war stets, wie er möglichst verschieden von den andern malen könnte, originell und einmalig, und er bearriff nicht, daß er sich damit an die Spitze aller Scharlatane stellen wollte. Wer in der Malerei

ein gutes Bild schafft, steht immer allein, denn die guten Bilder sind selten. Wer aber den umgekehrten Weg einschlägt, durch Originalität die Aufgabe zu meistern, der ist auf dem Irrwege.

Mit gewöhnlichen Strichen einen gewohnten Anblick ins Bild zu bringen, das erschien ihm jetzt als der Anfang aller Malerei. Eine Gesellschaft, die von der Arbeit der vielen lebt, verlangt nach der Gestaltung des Alltags. Diesem Gedanken ging Heinz nach, während er vom E bis zum doppelten I die fünfundzwanzig Buchstaben von Seidel zu Seidel wiederholte.

Das Glas hielt, was es versprach. Es wollte nicht mehr sein als ein dienstbares Gefäß zum Trinken. Man konnte den Seidel nach allen Seiten drehen. Die weißen Buchstaben waren aus Email und wollten für nichts anderes gehalten werden. Heinz dachte an die geschwollene und laute Sprache seines Bildes „Arbeit“, das in den Salon teetrinkender Kunstfreunde paßte und mit der Welt eines Straßenarbeiters nichts zu tun hatte. Es war ein Symbol der Arbeit, wie er für Goerschner die süßlichen Symbole einer berben Heide-landschaft oder einer Nordseebrandung malte. Was er jetzt zwischen den Händen hielt, waren keine Symbole. Die Seidel dienten zum Trinken, und sie waren nicht für einen symbolischen Durst bestimmt.

Heinz wartete veräeblich auf die abstumpfende Wirkung seiner Arbeit. Ruhiger wurde er, und er verlor die Reizbarkeit, mit der er früher die Umwelt aufnahm. Auf der Straße traf er damals Gesichter, die ihn auf den bloßen Anblick hin mit Begeisterung oder

Ekel erfüllten. Es gab besondere Häuser, Straßen, Hütte, Frisuren, Stimmen, die ihm die Laune verderben konnten. Er sah die Menschen darauf an, mit welcher Wärme sie zu ihm sprachen, und wie sie ihn grüßten. Seine Neigungen verteilte er danach, wie er aufgenommen wurde. Nie gestand er sich diese Abhängigkeit ein. Bei ihm fing das Denken an, und bei ihm hörte es auf. Er war die einmalige Persönlichkeit, und Maßstab seiner Bilder sollte nicht der Inhalt, sondern die persönliche Note werden. Wie eine Hostie trug er das Ich vor sich her, und wer ihn schief anblickte oder etwa überfah, erweckte seinen Widerwillen.

Jetzt hatte er den Eindruck, als wären die Menschen aus der Hütte alle gut. Anfangs glaubte er sogar, daß die Lausitzer ein besonders wertvoller Menschenschlag wären. Dann erklärte er sich die Erfahrung mit dem Beruf der Glasmacher. Bald aber spürte er an sich selbst, daß es die Hütte war, die ihn verwandelte, die Arbeit über den fünfundzwanzig Buchstaben.

Nichts ging ihm früher mehr „auf die Nerven“, als ein neues Zimmer zu suchen. Bald störte ihn der Geruch des Hauses, bald stießen ihn die Messingklinken ab, und fand er endlich das richtige Atelier, so entdeckte er nachträglich die Einwände um so zahlreicher. Als er Willi beim Einräumen der Möbel traf, sah er weniger das Zimmer als seinen Freund, der einen Filzhut mit einer Gänsefeder auf dem Kopf trug. Sie lachten, dann gingen sie auf eine Flasche Bier in die

Wälze, und jetzt erst erinnerte ihn Willi daran, daß er noch gar nichts zu dem Zimmer gesagt hatte.

„Schon gut“, sagte Heinz. „Ich helf dir jetzt mit. Wenn ich bloß schon drin wäre. Mein Onkel dreht noch durch, wenn ich ihm nicht bald aus den Augen gehe.“

Als sie wieder bei Edith Jurk waren, faßte Heinz mit an. Über den Kalender mußte er lachen. Er verstand nicht recht, was die Sparkasse mit dem Schloß von Sanssouci und der historischen Mühle zu tun hatte. Über dem Holzbett hing im ovalen Rahmen ein Farbdruck, der einen Schimmelpopf darstellte.

Willi beobachtete ihn. „Darauf ist Hanna gekommen. Frauen haben manchmal solche Einfälle.“

Heinz wiegte seinen Kopf, aber er sagte nichts. Für die Wäsche blieb nur der Boden des Schrankes, ein Schub fehlte. Über der Porzellanlocke der Hängelampe hing ein grünes Tuch. Die vier Zipfel waren von Holzperlen eingefast. Das Fenster ging auf den Hof, gegenüber lag die fensterlose Wand des Ledigenheims. Er lehnte sich hinaus und sah die Schieferdächer der Hütte. Der weiße Saft auf dem Fenstersims spiegelte.

Montag abend zog Heinz ein. Seine Koffer setzte er in der Küche ab. Edith Jurk wollte ihm helfen. Er lehnte ab und fragte nach ihrem Mann.

„Es geht schön, aber die Ärzte wollen nicht recht was sagen. Daß es ernst ist, sieht man ja. Heute konnte er wenigstens wieder sprechen. Ich hab ihm ein paar Eier mitgenommen, das Essen schmeckt ihm nicht

recht. Man muß halt immer damit rechnen. Hat Ihnen Willi gestern die Schlüssel gegeben?"

Heinz suchte nach Ähnlichkeiten mit ihrer Schwester Hanna. Mund und Augen waren die gleichen. Ediths Gesicht war jedoch schmal, ihr Haar glatt und schwarz. Sie war kleiner und beweglicher als Hanna. Edith Jurk sprach gern und lachte viel. Heinz wunderte sich, warum ihm das Gesicht von Hanna so ernst in Erinnerung war. Auch heute morgen, als er sie im Schleifer-
saal aufsuchte, veränderte sie keine Miene.

In aller Eile packte Heinz seine Sachen aus. Der Reiseforb war voller Geschirr, das er von Berlin mitgebracht hatte. Edith Jurk nahm die Töpfe und Teller ab und baute sie in den Schrank. Für sein Besteck machte sie einen Schub frei. Immer wieder kam sie mit neuen Vorschlägen, wie er seine Sachen am besten unterbrachte. Meist berief sie sich auf ihren Mann. „Hans hatte es auch immer so.“ Das Zahnputzglas stellte er auf den Schrank Sims neben ihr Glas. Darüber hingte er das Handtuch. Edith erklärte ihm die Schlüssel. Heinz war nur noch mit halbem Ohr dabei. Im Flur hörte er Schritte, aber es waren nur die Nachbarnsleute. Schließlich redete er sich damit raus, daß Willi auf ihn wartete.

Willi war nicht im Hause. Die Kinder sagten es ihm. Heinz war sich nicht klar, ob er Hanna in der Küche suchen sollte, als sie in der Haustür erschien. Seine Hand flog nach der Mütze. Er ließ es jedoch dabei, den Finger an das Schild zu legen.

„Sag Hanna.“ Er lachte über das ganze Gesicht. Er konnte nicht anders. Argern wollte er sie nicht. Sobald er jedoch ihre bösen Augen sah, mußte er lachen. Sie antwortete ihm nicht, ihre Augen wurden nur noch finsterner.

„So sag schon was, Hanna. Zum Beispiel: Du freust dich, daß ich gekommen bin.“

„Was Ihnen einfällt. Ich hab mit Ihnen noch lange nicht im Straßengraben gelegen.“

„Schade“, sagte Heinz und trat näher. „Seid ihr hier so stolz auf der Hütte? Wir sind jetzt vom selben Bau, Kollegin.“

„Das gilt hier nicht. Und wenn Sie Willi suchen, der ist zu seiner Schwiegermutter nach Spargel gefahren.“

„So“, sagte Heinz. „Nach Spargel. Wohin denn da?“

Sie ließen sich noch immer nicht aus den Augen. Keiner wollte dem andern ausweichen.

Hanna trug eine blaue Schürze und stand in Holz-pantoffeln. „Hinter dem Bahndamm raus auf Kamlau zu. Die Schwiegereltern wohnen hinter den Gruben in der Außensiedlung. Wenn Sie hinfinden, müssen Sie sich dann nach Horenburgs durchfragen, bis zur Halbe. Dabei gibt es gar nichts zu lachen. Was lachen Sie denn andauernd?“

Sie strich mit der Hand über die Schürze und fuhr sich durchs Haar: „Hab ich was im Gesicht?“

„Doch“, sagte Heinz und trat die Stufen hinauf, bis er neben ihr stand. „Ja, du hast etwas im Gesicht. Hier.“, und er reichte ihr den Taschenspiegel. Sie

nahm ihn gedankenlos ab, dann erkannte sie das runde Ding wieder.

Heinz beobachtete sie. „Warum guckst du mich so an? Sieh doch hinein, du bist ruhig. Außerdem hast du die Farbe gewechselt. Du glühst ja.“

Hanna wandte sich ab und hielt den Spiegel vors Gesicht. „Das ist überhaupt kein Ruß. Und ich bin auch nicht rot. Was Sie sich einbilden.“ Sie sah noch immer in den Spiegel. Dann schloß sie ihn in die Hand und verschränkte die Arme auf dem Rücken. „Den gebe ich Ihnen nicht wieder.“

„Und was bekomm ich dafür?“

„Werden Sie bloß nicht wieder frech, Sie... Mit dem Spiegel wollen Sie mich auch bloß ärgern. Schlimm genug, daß Sie damals...“

„Daran glaubst du noch?“

„Ich glaube, was ich gesehen habe.“

„Willi hat dir doch aber erzählt...“

„Willi glaube ich schon, aber nicht dir, nicht Ihnen.“ Sie biß sich auf die Lippen und versuchte, ein Lächeln zu unterdrücken. „Sie halten mich überhaupt bloß von der Arbeit ab. Nun gehen Sie schon.“

Heinz sah sie verwundert an. „Wo Sie mir eben erst versprochen haben, mich nach der Siedlung zu begleiten?“

„Ich? Sie schwindeln schon wieder.“

„Sie haben doch nicht im Ernst daran geglaubt, daß ich allein dorthin finde. Bei den Gruben bin ich noch nie gewesen. Und ich muß Willi unbedingt sprechen, ehe er...“

Heinz sah verlegen auf die Türklinke.

„Was?“

„Nun, ich muß ihn eben dringend sprechen.“

Hanna schüttelte den Kopf und ging in die Küche. Heinz folgte ihr. Am Tisch stand Else und nahm Heringe aus. Er sah, wie Hanna hinter dem Rücken ihrer Schwägerin lachte.

„Nun geh schon mit“, sagte Else. „Ich kann dich jetzt doch nicht gebrauchen. Willi vergift ja doch wieder die Hälfte, und du kannst dann gleich das Nudelbrett von Mutter mitbringen. Also geh schon.“

Heinz lief noch schnell zu Edith Jurt hinüber. Er wechselte die Jacke und ließ die Mütze da.

Hinter dem Mühlenplan sagte Heinz: „Gehen wir lieber links. Der Weg am Bahndamm ist zu langweilig.“

„Und Sie haben mir vorhin vorgeflunkert, daß Sie allein nicht finden?“

„Ja, das hab ich. Dich muß man wie ein kleines Mädchen behandeln, und kleinen Mädchen darf man nicht alles erzählen.“

„Ich geh aber rechts“, und sie bog wieder ab zum Bahndamm hinüber.

Heinz blieb stehen. Sie sah sich nicht mal um. Eigentlich konnte er sie nicht allein gehen lassen. Wenn sie aber durchaus wollte, denn eben nicht.

Als sie hinter dem Bahndamm verschwunden war, setzte er sich in Trab. Er wollte vor ihr da sein. Vielleicht traf er Willi beim Aufbruch. Dann konnte er

ihn auf demselben Wege mit zurücknehmen, und Hanna traf keinen mehr an. Geschah ihr recht.

Hinter der Ziegelei wurde ihm das Erablaufen langweilig. Wenn Hanna nun inzwischen umkehrte? Der andere Weg ging durch den Wald, und Hanna so ganz allein. . . Diese Vorstellung ließ ihm keine Ruhe. Hinter dem Ziegelschuppen bog er ab, setzte über die Hecke und lief hinter den Weiden durch den Wald, bis er den Damm der Kleinbahn erreichte. Gebückt stieg er die Böschung hinan. Vorsichtig hob er den Kopf über das Gleis. Hanna war noch einige hundert Schritt zurück. Er sah, wie sie sich mehrmals umwandte, und mußte lächeln. Zwischen den Schwellen fand er Kieselsteine. Als sie vorbei war, warf er nach ihr. Er traf sie nicht, sie blieb jedoch stehen und rief ihn.

„Komm schon, ich hab ja doch gewußt.“

Er lief hinab und schloß sie im vollen Lauf in die Arme, so daß sie beinahe hinfielen.

„Was fällt dir ein?“

„Für den Spiegel, Hanna.“

„Heinz, du läßt mich los oder . . .“

„Und weil du dich versprochen hast.“

„Sie lassen mich los, auf der Stelle.“

„Oder?“

„Gut, wir sagen uns du, aber jetzt laß mich los, Heinz, sei nicht immer gleich so wild.“

In ihrer Stimme lag ein Ton, den er von Hanna noch nicht gehört hatte. Auch ihre Augen baten. Als sie weitergingen, nahm er ihren Arm. Sie trug kurze Ärmel.

„Entschuldige, Hanna.“

„Was denn?“

„Ich hätte dich vorhin nicht allein gehen lassen sollen.“

„Meinen Weg finde ich auch ohne dich.“

„Und das war wohl nicht recht von mir, daß ich da vorhin . . . so den Damm hinunterstolperte.“

„Anders kenn ich dich gar nicht.“

„Du bist selbst schuld daran.“

Sie lachte. „Ja, ich hab dich gerufen.“

Sie gingen auf einem schmalen Waldweg durch die Kiefern. Von der Stadt kam das Läuten einer Glocke.

„Bleib mal stehen, Hanna. Sind deine Augen immer so finster?“

Sie preßte seinen Ellenbogen gegen ihre Hüfte und zog ihn weiter. „Du kannst nicht dafür. Komm.“

„Ich kann auch wirklich nichts dafür, Hanna. Deine Augen, und dann . . . Nach der Sache damals bei meiner Kusine gab es ja doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder ich . . ., aber du hast ja gesehen, daß ich das nicht fertig brachte, oder . . .“

Eine Elster stieg mit verängstigten Rufen vor ihnen auf. Hanna schwieg.

„Oder . . ., nun, du weißt es ja jetzt.“

„Was soll ich wissen.“ Ihre Stimme klang rauh.

„Wie ich zu dir stehe.“

Sie ging schneller. Heinz schwieg. Er wußte nicht, wie er es ihr sagen sollte. Stimmt es überhaupt? Wenn ihm auch Hannas Gesicht in den Gläsern und auf allen Wegen vor Augen war, so hatte er doch

nicht darüber nachgedacht. Aus der Ferne kam das Pfeifen der Kleinbahn, ein langer hoher Seufzer. Er hatte überhaupt nicht versucht, sich darüber Rechenschaft zu geben. Hanna war da, sie wohnte jetzt im Nachbarhaus, arbeitete einen Saal tiefer, hatte dieselben Wege. Darüber nachgedacht hatte er nicht. Dennoch wußte er jetzt, während sie schweigsam neben ihm ausschnitt, daß er ihr alles sagen mußte. Das Bimmeln der Kleinbahn kam näher. Der Damm lag dreißig Schritt von ihnen weg, er schlug einen hohen Gang durch die Kiefern. Das Bimmeln wurde lauter und klang hohl zwischen den schweigsamen Bäumen. Aber er fand nicht die Worte, und überhaupt war das fürchtbar schwer.

Er bereute jetzt, daß er Hanna damals in der Küche nicht in Ruhe gelassen hatte. Er hatte sich ja nichts dabei gedacht, es war nur Übermut. Sie war allein gewesen, und sie hatte volle Rippen, das war alles. Jetzt aber war sie mehr für ihn. Die Lokomotive stampfte mit den leeren Kohlenloren vorbei, der Boden zitterte. Hanna blieb stehen und drehte den Kopf mit dem fahrenden Zuge. Nein, es war nicht nur Abenteuer, was ihn damals trieb, Hanna zu küssen. Schon damals sah er ihre schwarzen Augen. Und dann der Abend bei Anita. Ihn und niemand anders suchte sie unter jenen Menschen, für die sie nicht viel mehr als ein Putzlappen war. Und ihn, niemand anders, trieb sie von dort weg. Das war kein Zufall. Das Bimmeln der Kleinbahn verlor sich, und der Zug verließ den Wald. Auch die Glocke war verstummt, und man

hörte nur die Rufe eines Bauern, der irgendwo hinter dem Walde seinen Acker pflügte.

Hanna drehte sich um und sah ihm in die Augen. „Wirst du es vergessen können, daß ich damals so .. mich nicht in der Gewalt hatte?“ Und als Heinz nickte und ihr die Hände auf die Schultern legte: „Überhaupt, Heinz, wenn das alles nicht so dumm angefangen hätte mit uns, du gleich so in der Küche, und dann .. Willi sagt, du bist wieder sein bester Freund. Wir hätten auch gute Freunde sein können.“ Sie nahm seinen Arm: „Komm jetzt, es wird spät.“

Er fand noch immer nicht die richtigen Worte. Alles war so anders. Hanna, das sah er jetzt ein, war nicht das Mädchen, das sich betören oder verführen ließ. All die krummen und geschickten Wege waren hier nicht gangbar. Am besten wohl ..

„Hanna, ich .. ich liebe dich.“

Hanna blieb nicht mal stehen. Sie kamen aufs freie Feld. Hinter den Wiesen lagen die ersten Häuser. Dahinter standen die hölzernen Grubentürme. Auf den Kiefernstämmen lag das Abendrot.

Als sie den sandigen Weg zum Damm hinaufschritten, sagte Hanna: „Wenn du mit Mutter Horenburg sprichst, darfst du nichts von dem Sessel in deinem Zimmer sagen. Den hat sie nämlich Willi und Else zur Hochzeit geschenkt. Wo sie doch nicht mehr in die Stadt kann, macht es nichts aus. Aber sie ist so komisch. Du weißt ja, wie die Alten manchmal sind. Und dann hat sie es auch mit der Angst wegen Hans.“

Glaubst du, daß man sich so leicht anstecken kann? Aber du wohnst ja selbst drüben."

Hinter dem Damm führte der Weg an einem Schilftümpel vorbei. Der Kieeschotter knirschte unter ihren Füßen. Die Frösche verstummten.

„Warum hast du mir nichts geantwortet, Hanna?"

„Es ist nicht nett, daß du so zu mir redest. Du weißt selbst, daß es nicht stimmt. Du magst mich wohl ganz gern, wie ein Mann viele Mädchen mal gern hat, aber . . . warum suchst du das bei mir, wo es doch viele solche in Lauterbach gibt? Wenn du dann genug von mir hast, willst du doch nicht von Willi wegbleiben. Oder soll ich dann tun, als wäre nichts gewesen?"

„Sagst du das im Ernst?" Eine Eule taumelte betrunken über sie hinweg. Heinz pflückte eine Marguerite vom Wege. „Glaubst du wirklich, daß ich das und nichts anderes vorhin meinte? Versteh doch, ich liebe dich. Und du denkst, ich wollte mit dir . . ."

Sie kamen auf die gepflasterte Straße. „. . . ein Verhältnis haben, sag es ruhig. Ich hab vor dem Wort keine Angst, Heinz. Dir fallen die Worte so leicht, du bist ja auch nicht wie wir aufgewachsen. Und da redest du drum herum und willst doch nur dasselbe wie alle."

„Aber Hanna . . ."

„Warum auch nicht? Meinst du, du erschrickst mich damit? Schließlich bin ich dreiundzwanzig Jahre und weiß davon genau so viel wie du. Du hast schon deine Mädchen gehabt, na, und ich . . . Das weißt du ja auch, daß unsereins auf keinen Prinzen wartet, wo wir nichts weiter als ein Paar kräftige Hände in die

Ehe bringen. Von den vierzehn Mark in der Woche kann man nicht viel zurücklegen. Und wer uns nimmt, muß uns nehmen, wie wir eben sind. Das weißt du auch. Und deswegen willst du es auch schnell mal mit mir versuchen. Ihr könnt ja nichts in Ruhe lassen. Ich hab es gleich gemerkt, als du in die Küche kamst. Laß es lieber so zwischen uns, das ist viel schöner. Dann brauchen wir uns später nicht aus dem Wege zu gehen. Geh am Sonnabend im Schützenhaus tanzen, da sind so viele."

Sie verließen die Straße und gingen unter den fahlen hohen Halden entlang. Der Weg lief zwischen den schmalen Schienen einer Hüttenbahn. Sie hielten sich dicht nebeneinander.

"Warum sagst du nichts, Heinz? Hab ich nicht recht?"

"Nein."

"Und dann wirst du heiraten, ein Mädchen wie die Bischoff, und ich will nicht, daß du dich später meinetwegen schämst."

Heinz erfuhr, daß noch immer von seiner Verlobung mit Annemarie die Rede war. Er widersprach. Neben dem Gleis lag eine Holzschwelle. Sie setzten sich. Über ihnen standen die Fördergurte. Heinz erzählte, daß er sich mit seinem Onkel wegen Annemarie Bischoff überworfen hatte, und weil er in die Hütte gegangen war.

"Enterbt? Dann bist du ja jetzt genau so ein Schlucker wie wir. Geh, sag doch dem Alten lieber ein nettes Wort. Sei nicht so dumm. Du bleibst doch nicht immer bei uns, und dann brauchst du wieder Geld."

„Ich brauch das Geld nicht, und ich geh auch nicht wieder weg.“

„Und das glaubst du?“

„Das ist genau so sicher, wie daß ich auf dich warte. Bis du nicht mehr so dummes Zeug redest und mir Ja sagst.“

„Ich werde dich zum Abschied daran erinnern.“

Er schwieg. Dann standen sie auf und gingen. Über eine schmale Holzleiter stiegen sie den Haldenhang hinauf. Hinter den Kiefern lag ein niedriges Bauernhaus.

„Jetzt sind wir da“, sagte Hanna und blieb stehen. „Willst du wirklich bleiben, Heinz?“

Er nickte.

„Aber deine Bilder, willst du denn nicht mehr malen?“

„Machst du dir was draus?“

„Ich habe noch kein Bild von dir gesehen, Heinz. Du sprichst ja immer nur mit Willi. Ich denke, es ist schade drum, wenn du nicht mehr malst.“

„Ich werde malen, sobald ich mich in Lauterbach wieder zu Hause fühle. Dann werde ich dir Bilder zeigen. Ich wollte dich schon lange fragen, ob du mir sitzen willst. Ich möchte dich gern malen.“

Hanna strich ihr Haar zurück. „Was ist schon an mir dran.“

„Das wirst du schon sehen, wenn das Bild fertig ist.“

„Du wirst uns malen, und dann gehst du mit den Bildern wieder nach Berlin, und alles ist vergessen.“

„Nein, Hanna. Meine Arbeit in der Hütte und meine Malerei, das gehört jetzt zusammen. Es ist schon was dran, an dir, an den Glasmachern und an der Hütte. Ich weiß, warum ich bleibe.“

„Wenn du nach einem Jahr noch hier bist, Heinz, darfst du mir die Ohrfeige zurückgeben. Dann habe ich dir unrecht getan.“

„Die ist schon jetzt fällig. Aber für deine dummen Reden verdienst du jetzt nicht mal eine Ohrfeige.“

„Und du, weil du so klug bist“, damit zog sie ihn an den Haaren zu sich herab und gab ihm ihre vollen Lippen. Dann sprang sie davon und lief zwischen den Kiefern hindurch zu der kleinen Pforte, die durch den Bretterzaun in das Gehöft führte.

Ein Dorfköter kam kläffend auf Heinz zugesprungen. Heinz strich sich die Haare aus dem Gesicht. Dann schlug er die Richtung ein, in der Hanna davon-gelaufen war. Über dem Bahndamm stand zeternd der Chor der Frösche. Aus dem Gehöft kam das Meckern einer Ziege. Heinz knöpfte an seinem Hemd-fragen. Der Hund sprang ihm bellend voraus.

VII

„Seit wann hörst du darauf, was in der Stadt ge-redet wird?“ Anita Leuschner drehte den silbernen Löffel zwischen den Fingern. „Du wolltest doch nicht mal auf Georg und deine Stellung Rücksicht nehmen, als ich mit dir gehen sollte. Und jetzt fragst du nach

den Leuten, nach irgendeiner Waschfrau, die in Lauterbach über uns schwaßt."

Martin Höfner legte den Kopf zurück und sah in das Geäst der Rotbuche, hinter der die Sonne stand. „Um die Leute kümmere ich mich gar nicht, aber um dich. Du hast mich ja selbst gebeten, mehr Rücksicht zu nehmen. Tag für Tag hast du von ihm geredet, und daß du wegen der Kinder bei ihm bleiben mußt. Ich handle nicht anders, als du von mir verlangst."

Ein verdorrtes Blatt tropfte auf den Gartentisch. Anita schob es vor dem Löffel zum Rande, bis es auf den Rasen fiel. „Du hast ja sonst meine Bitten nie ernst genommen. Jetzt sind sie dir ein billiger Vorwand."

„Wofür, mücht ich nur wissen."

Anita sah zu der Veranda hinüber. In den blanken Scheiben spiegelte sich der Himmel. Eine weiße Wolke zog über die tintenblauen Glasfelder. „Quäl mich nicht noch, du verstehst mich schon. Seitdem du weißt, daß ich hierbleibe, ist dir jeder Vorwand recht, um mich allein zu lassen. Was hat sich denn zwischen uns geändert? Ich habe dir nie gesagt, daß ich Georg verlassen will. Vom ersten Tage an hast du gesehen, daß ich hier nicht mehr wegkomme. Als wir das erste Mal zum Falkensee fuhren, habe ich dir alles erzählt. Damals saatest du, daß du ohne mich nicht mehr leben kannst. Bitte, unterbrich mich nicht. Von mir aus hat sich nichts geändert. Plötzlich willst du mich nicht mehr in meinem Hause sehen, und weil ich dir nicht folgen kann, vergift du alles. Alles, was zwischen uns

gewesen ist. Du hättest mich lieber in Ruhe lassen sollen, dann..“

„Aber Anita, ich bitte dich, ich bin doch hier. Du sprichst, als wollte ich morgen Lauterbach verlassen.“

„Du liebst mich nicht mehr, das ist es.“

Martin Höfner faltete die Hände über seinem Kopf und bog die Ellenbogen zurück. „Kannst du denn nicht begreifen, daß ein Mann nicht immer und zu jeder Stunde seine Gefühle sprechen läßt? Seit Hoffmann weg ist, hab ich die ganze Arbeit allein. Die neue Sekretärin hat sich noch nicht eingearbeitet. Und das bei dieser Hitze. Hab doch ein Einsehen.“

„Du konntest wenigstens anrufen.“

„Ich hab es versucht.“

„Ja, ein ganzes Mal. Als du wußtest, daß ich in Görllitz war. Zwei Wochen läßt du mich warten, bis ich dich heut morgen endlich in der Stadt treffe. Anstandshalber bist du nun ja auch gekommen, wirklich groß von dir. Gib mir doch wenigstens deine Hand, so, und sieh mir in die Augen: Ist es wirklich nur deine Arbeit? Nichts anderes?“

Er sah sich ängstlich um. „Du bist unvorsichtig. Jeden Augenblick kann Fräulein Bischoff kommen.“

„Dann laß sie kommen. Ach, ich mag dich gar nicht mehr sehen.“ Sie zog ihr Taschentuch. „Nur, um nicht mit mir allein zu sein, hast du sie herbestellt. Was soll sie hier?“

„Heute morgen hast du mir doch selbst gesagt, daß du sie einladen willst. Als ich mittags in der Hütte war, hab ich sie getroffen. Gut sah sie nicht grade aus,

kein Wunder. Als ich ihr zu dem Erbonkel gratulierte, zuckte sie nur geringschätzig mit den Achseln. Viel war nicht mit ihr anzufangen. Na, und da hab ich ihr gesagt, daß du sie erwartest."

„Das hast du fein hingefriegt. Mich wundert nur, daß du jetzt so viel Zeit hast."

Martin Höfner hob den Ball auf, der ihm vor die Füße gelaufen war. Dann lehnte er sich zurück und warf ihn Klaus zu, der auf den Verandastufen spielte. „Sag mal, hat sie eigentlich noch von Haus was, daß sie so stolz ist?"

Anita preßte die Hände gegen ihre Schläfen. „Annemarie? Man sagt so. Ich glaub aber nicht recht. In den letzten Jahren hat ihr Vater alles durch die Kehle gejagt, und was noch blieb, trug er nach Berlin. Eher glaub ich schon, daß sie noch was von ihrer Mutter bekommen hat. Frau Bischoff war ja eine Federstolpe und hatte eigenes Vermögen. Sag mal, wollen wir nicht lieber von was anderm reden?"

„Aber bitte. Warum sprichst du nur so gereizt? Kann ich dir noch einschenken?"

„Danke. Du bist heute so aufmerksam. Ich kenn dich gar nicht wieder. Ist dein Wagen wieder in Ordnung?"

Als Annemarie kam, bot Martin Höfner ihr seinen Stuhl an. Er wollte sich verabschieden. Anita schickte ihn jedoch in die Küche nach einer Tasse. Er blieb.

Annemarie zog ihre graue Jacke aus. Sie trug eine blaue Sportbluse. Nach einiger Zeit brachte sie das Gespräch auf Heinz. „Heute hab ich seine Papiere in

die Hände bekommen. Er wohnt bei einer aus der Hütte. Ich hab die Mädels bei mir gefragt. Die eine wußte von der Sprengerin, bei der er sein Zimmer hat. Eine Schwester von deiner verfloßenen Perle. Der Mann liegt in der Klinik, da guckt ihr niemand auf die Finger. Sie soll schnell mal mit einem anderen Manne gehen. Na, da braucht sich Heinz nicht erst die Beine auszurennen. Von mir aus . . Ich möcht bloß wissen, wo er noch mal landet."

„Hat sich Onkel Walter denn beruhigt?"

„Eigentlich hab ich ihn noch nie so vergnügt gesehen. Was soll ich bloß machen, Anita, mit diesem komischen Testament?"

Martin Höfner reichte Zigaretten herum. „Der Rektor wird wohl nur so geredet haben. Damit er seinen Neffen klein kriegt."

„Gestern war er bei meinem Schwager", sagte Anita. „Er hat es eilig gehabt. Schon alles fix und fertig. Wie kommst du dir denn so vor, Annemarie?"

Als Annemarie Bischoff aufbrach, verabschiedete sich auch Martin Höfner.

„Aber wollt ihr nicht zum Abendbrot bleiben?" Anita sah Martin Höfner fest in die Augen.

„Ich muß noch vor sieben auf die Post." Er wich ihrem Blick aus. „Aber morgen bin ich ja wieder da. Also bis morgen."

Er ließ den Motor an. „Wollen Sie denn wirklich schon nach Hause, Fräulein Bischoff?"

Annemarie drehte die Scheibe herunter und zündete sich eine Zigarette an. „Wie das klingt, nach Hause. Wenn Sie wüßten, wie es bei mir aussieht. Kennen Sie meine Tante?“

Martin Höfner steuerte den Wagen langsam durch die Stadt. „Ich bin ihr damals vorgestellt worden, als die Besichtigung von der Schule war. Ist sie denn wirklich so schlimm?“

„Sie wissen ja, wie solche Jungfern sind. Hören auf jeden Klatsch und glauben alles. Und nirgends wird so viel geredet wie in diesem Lauterbach.“

„Ich kann Ihnen davon ein Lied singen.“

„Und meine Tante glaubt alles. Seit einer Woche haben wir nicht mehr zusammen gesprochen. Sie fing schon an zu packen, weil sie doch nach Berlin übersiedeln will. Damit droht sie mir immer, wenn ich diesen.. Aber wollten Sie hier nicht halten? Wir sind schon an der Post vorbei.“

Martin Höfner winkte ab. „Das hat auch bis morgen Zeit. Warum drohte Ihre Tante?“

„Ach, das tut nichts zur Sache. Sie will mich da irgendwie verheiraten. Ich mag aber nicht. Sie war also seit Tagen im Aufbruch. Und wie sie von dem Testament des alten Ibel hört, ist sie plötzlich wie verwandelt. Fällt mir um den Hals und fängt an zu weinen. Gemein, wie das bißchen Geld die Menschen zurichtet.“

„Ist sie denn so wild drauf?“

„Aufs Geld nicht. Aber jetzt weiß sie doch, daß ich eine gute Partie machen kann. Darum ging ja der

ganze Streit. Sie wollte mich an den ersten besten bringen, der mit einem dicken Konto aufwarten konnte. Einer schien ihr gerade richtig, und weil ich den nicht mochte, wollte sie fortziehen und mich einfach aus- hungern. Aber jetzt bin ich ja eine Partie, und da hat sie wieder Mut gefaßt. Gott, muß das in dem Gehirn von so einem alten Mädchen aussehen."

"Und jetzt läutet sie die kostbare Erbnichte in den Straßen aus. Na, dann machen Sie sich man auf was gefaßt. Kennen Sie den, der da am Zaun steht und winkt?" Er hielt.

"Natürlich. Wir sind ja bei Pumpi. Ich hab gar nicht mehr auf den Weg geachtet."

Sie setzten sich in die Laube. Der Glasmacher brachte eine Flasche Erdbeerwein und drei Seegläser. „Sie müssen sich schon damit behelfen. Alles gibt's in meinem Hause, nur keine Gläser. Das war schon immer so. Sie sitzen ja unbequem, Fräulein Bischoff. Ich werde Ihnen ein Kissen holen."

"Er ist rührend." Annemarie kostete von dem Erdbeerwein.

Martin Höfner sah, wie der Glasmacher den Tisch absuchte, bald nach den Blumen und bald nach der Straße ausschaute und nicht wagte, seine Augen zu Annemarie zu heben. Sie hatte ihre Jacke wieder abgelegt und den Hut auf einen Fliederzweig gehängt.

"Prost Pumpi!"

"Oh, sehr zum Wohle, sehr zum Wohle, Fräulein Bischoff."

Martin Höfner sagte nichts. Er erinnerte sich an das Gespräch, das er vor einigen Stunden mit dem Buckligen in der Hütte hatte. Der Zufall wollte es, daß er dem Glasmacher in den letzten Tagen sehr oft begegnete. Er bemerkte, daß die Gedanken des Zwerges immer wieder um den Weidmann kreisten, und er ahnte, daß dahinter mehr als eine berufliche Unzufriedenheit steckte. Martin Höfner berechnete, wie gut sich der Bucklige verwenden ließ. Man brauchte ihn nur auf die richtige Spur zu setzen, und er fand sein Ziel mit verbundenen Augen. Im gegebenen Augenblick konnte Pumpi das Werkzeug sein, das er schon lange suchte.

„Laßt euch nicht stören“, entschuldigte sich Martin Höfner. „Ich will nur mal nach dem Motor sehen. Ich muß wohl die Kerzen auswechseln.“ Er nahm noch einen Schluck von seinem Glase, dann ging er auf die Straße und machte sich an seinem Wagen zu schaffen. Der Motor lief ohne jedes Geräusch. Martin Höfner wußte es. Ihm war nur darum zu tun, die beiden allein zu lassen. Umständlich zog er die Haube hoch und beugte sich über den Motor.

Als er vom Tisch ging, warf ihm der Bucklige einen dankbaren Blick zu. Martin Höfner hatte ihn längst durchschaut. Daß der Bucklige in Annemarie vernarrt war, nahm er nicht ernst. Um so mehr kam ihm die gefährliche Eifersucht gelegen, mit der dieser Posselt den Weidmann verfolgte. Martin hatte eine alte Rechnung mit dem Direktor zu begleichen, und genau wie damals sah es auch jetzt aus. Wieder stellte sich ihm

der Weidmann in den Weg, um seine Pläne zu durchkreuzen. Diesmal sollte Weidmann in der eigenen Schlinge hängen bleiben. Martin Höfner war zufrieden. Auf Pumpi konnte er sich im gegebenen Augenblick verlassen.

Aus Oberschlesien stammte Martin Höfner. Sein Vater arbeitete als Häuer in der Grube. Was der Alte nach Hause brachte, reichte für die siebenköpfige Familie nicht aus. Zum Sonntag gab es Heringe, und in der Woche waren sie schon zufrieden, wenn sie die Kartoffeln in Salz stippen konnten. Die Mutter hatte vollauf mit der Küche und den Kindern zu tun. Die älteren Geschwister gingen in die Grube. Was Martin außer dem Hause trieb, konnte sie nicht sehen und auch nicht der Vater, der ihn jeden Sonntag mit in die Kirche nahm. Martin hielt sich zu den Jungs, die den ganzen Tag auf der Straße lagen. Die Väter waren im Kriege, und in der Schule fehlte es an jungen, energischen Lehrern. Was die Jungs nicht zu Hause bekamen, holten sie sich auf andere Weise. Martin wollte nicht zurückstehen.

Vierzehn Jahre war er alt, als er zum ersten Male in die Halden kroch und Kohlen aus dem Schutt sammelte. Wer dabei erwischt wurde, kam wegen Diebstahls vor den Richter. Anfangs ging Heinz den Kameraden zur Hand, die ihre Beute auf kleppernden Leiterwagen nach Einbruch der Dunkelheit heimfuhren. Sie halfen ihren Müttern, denen nichts weiter übrig blieb, als sich über die billige Kohle zu freuen. Bei

Höfners fehlte es nicht an Heizung. Der Vater brachte genug von der Grube mit. Martin entdeckte bald, daß er die Beute seiner Abendstunden auch verschauern konnte. Von den Groschen kaufte er sich, was ein Bierzehnjähriger eben so braucht. „Geschenkt bekommen“, erklärte er dem Vater, der ihn nun noch häufiger mit in die Kirche nahm.

Martin kam bald dahinter, wie man die Speisekammer mit einem Dietrich öffnet. Er hatte Hunger, und Mutter hatte stets noch einige Würste und Speck zu hängen, die sie von den Verwandten aus den Dörfern bekam. Die Mutter wunderte sich, wie schnell die Vorräte ausgingen. Unruhig beobachtete sie die Jungs, aber auf Martin fiel kein Verdacht. Der Älteste baute eine Truhe. Martin fand heraus, wo die Mutter den Schlüssel aufhob. Sie mußte sich keinen anderen Rat mehr, als täglich das Versteck zu wechseln. Martin kam auch dann noch nicht in Verlegenheit, als der Schlüssel unter dem Kopfkissen der Mutter seinen Platz fand. Jetzt lernte er beobachten, wie ein schlafender Mensch atmet, und wie er die Luft ausstößt, wenn er sich nur verstellt. War alles sicher, so stieg er aus dem Bett, schob die Hand unter das warme Kissen und schlich mit dem Schlüssel in die Küche.

Gleich neben der Schlafzimmertür stand die Truhe. Martin fand das Schloß im Dunkeln und drehte den Schlüssel so vorsichtig herum, daß nicht mal die Katze wach wurde. Das Messer brauchte er nicht erst im Schub zu suchen. Er hatte es mit ins Bett genommen. Im Dunkeln fühlte er die Kerben, mit denen die

Mutter den Speck und die Wurst zeichnete. Martin aß sich satt, dann setzte er sorgfältig die gleichen Einschnitte an den Rand der Wurst. Bald war es nicht nur der Hunger, der ihn jede Nacht in die Küche trieb. Er maß sich mit den Erwachsenen, die ihn zu schlagen begannen.

Nicht nur im Haus stahl Martin. Gelegentlich beschwerten sich die Nachbarn. Der Vater verprügelte ihn, daß sein Schreien noch an der nächsten Ecke zu hören war. Die Nachbarn gewöhnten sich daran. Wo gestohlen wurde, kam Martin in Verdacht. Sehr oft war er unschuldig. Prügel bekam er trotzdem. Er widersprach nicht mehr. Ob er Prügel bekam oder nur Schelte, stets antwortete er seinem Vater mit einem verstockten Lächeln und fing an, dem Blick der Erwachsenen auszuweichen. Wer ihn damals traf, sah einen schmalen, blassen Jungen, der mit seinen Augen beständig auf dem Boden suchte. Diese Augen waren flink. Martin sah mehr, als die Erwachsenen den Kindern zutrauen.

Die Mutter band den Schlüssel in einen Knoten und trug das Tuch nachts um den Hals. Bei der Hochzeit des Bruders stahl sich Martin davon und lief nach Hause. Den Boden der Truhe stemmte er ab und schraubte ein gleich starkes Brett an, das er zuvor bereitgelegt hatte. Diesen Boden konnte er jetzt mit wenigen Handgriffen geräuschlos aufklappen. Der Schlüssel kostete ihm keine Nachtruhe mehr. Sobald die Alten schliefen, war ihm seine nächtliche Mahlzeit sicher.

Um vier Uhr ging der Älteste zur Hütte. Um halb vier begann für die Mutter der Tag. Legte sie sich abends hin, so fielen ihr die Augen zu, auch wenn sie noch so angestrengt nach der Küche hörte. Weniger fest schlief Franz. Als Martin eines Nachts aus der Küche zurückkam, saß der jüngere Bruder aufrecht im Bett. Martin legte sich hin, als wäre nichts geschehen. Am nächsten Morgen belauschte er, worüber Franz mit dem Alten sprach. Es war ein Sonntag. Martin zog es vor, gleich durch das Fenster zu springen. Der Vater lief hinter ihm her, und Martin wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er hinter dem Hause in eine Pappel stieg. An diesem Tage versäumte der Vater sogar die Kirche. Die Nachbarn sammelten sich. Als Martin abends hungrig herabstieg, erhielt er vor der ganzen Nachbarschaft seine Prügel.

Zu Hause rührte Martin nichts mehr an, und außerhalb stahl er nur noch mit großer Vorsicht. Er wurde still und sonderte sich ab. Nicht alles Geld vernaschte er. In seinem Schub lagen Stifte und weiße Blätter. Die Mutter hielt den Vater zurück, als er den Jungen auch dafür verprügeln wollte. Wenn Martin nicht von den fremden Ländern träumte, sah er große Bilder in schweren Rahmen, die über die ganze Wand gingen. Sie waren in dicken und leuchtenden Farben gemalt, und in diese Welt paßte weder das Grau der Grubenhäuser noch das verhärmte Gesicht des Vaters.

In der Kirche sah er nur die Bilder, die über den Altären hingen. Die Pfaffen haßte er, weil der Vater

so viel auf sie gab. Von diesen Bildern verstand der Vater nichts. Schon darum liebte es Martin, Marktweiber und Pferde und alte Torbögen aufs Papier zu bringen.

Es half ihm nicht viel. Als er bei einem Tischler in die Lehre kam, fühlte er sich nur noch unglücklicher. Ein Lehrer interessierte sich für seine Zeichnungen und sprach von einem Breslauer Lithographen, bei dem er in die Lehre gehen sollte. Die Besatzung kam jedoch, und Martin brannte seinen Eltern und dem Meister durch. Trotz seiner sechzehn Jahre war er noch so winzig, daß er unbehindert durch die Absperrungen kam. Bei einem deutschen Grenztrupp traf er einen Schulkameraden, der ein Wort für ihn einlegte. Martin beschwor, daß er schon siebzehn war. Man steckte ihn in eine Uniform, die ihm um Hände und Beine schlotterte. Gab es eine Besichtigung, so durfte er sich nicht blicken lassen. Die Kameraden mochten ihn gern. Ihm genügte schon, daß er von Hause weg war, und so konnte er den ganzen Tag lachen. Er zeichnete die Kameraden, die seine Bilder nach Hause an die Bräute schickten.

Als die Truppe aufgelöst wurde, suchte Martin seinen Leutnant auf. Der Offizier war ein ehemaliger Kunstschüler, und Martin erfuhr von ihm, wie man bei der Breslauer Akademie ankam.

Drei Jahre studierte und hungerte Martin in Breslau, dann fuhr er nach Berlin. Es ging ihm schlecht, abgerissen lief er herum. Als er in der Wohnung einer Majorswitwe die Zimmer strich, lernte er Josef Weid-

mann kennen, einen Honorarprofessor von der Universität. Weidmann war verheiratet. Er kümmerte sich nicht viel um seine Frau, die wie das Idealbild einer nordischen Schönheit aussah. Er war von einem Hang nach Geselligkeit besessen, hörte sich auch im privaten Kreise gern reden und liebte einen guten Tropfen. Im Lehrkörper der Universität war er der jüngste Professor. Seine Schriften über die Hochrenaissance waren in viele Sprachen übersetzt. Er war begabt und verblüffte durch seinen schlagkräftigen und geistvollen Redefluß. Vor allem aber war er eitel. In Martin Höfner traf er den unterhaltsamen Anhänger, der ihm jedes Wort von den Lippen laß. Martin fand zum ersten Male Anschluß an die gute Gesellschaft, die er bisher nur von außen kannte. Er kaufte sich neues Zeug, lernte Tennis spielen und wurde in dem Kreis von Josef Weidmann ein ständiger Gast. Überall machte er sich nützlich. Bald entwarf er eine Anrichte, bald porträtierte er eine Geheimrätin, und nach diesen Erfolgen kam er auch zu Aufträgen. Eine Württemberger Fabrik kaufte ihm den Entwurf zu einem Schreibservice ab. Zum Malen kam er nicht mehr, dafür rückte er Hobelbänke und Drehtische in sein Atelier und brachte es zu einer überraschenden Fertigkeit in allen kunstgewerblichen Arbeiten.

Professor Weidmann war froh, daß er für seine Autoausflüge einen Begleiter gefunden hatte, der sich zu jeder Stunde freimachen konnte. Bisher war er auf seinen Neffen Ludwig angewiesen, der Philologie studierte. Ludwig war jedoch zu phlegmatisch und

hatte bisher noch keine Anstalten getroffen, sich von der freigebigen Beredsamkeit seines Onkels entflammen zu lassen. Als Martin Höfner auftauchte, hielt Eudwig mit seiner Abneigung gegen den hergelaufenen Maler nicht zurück. Der Onkel warf ihm diese kindische Eifersucht vor und nannte ihn undankbar, so daß sie sich nur noch wenig sahen.

Die Frau des Professors blieb im Hause und begleitete den Professor nur bei offiziellen Angelegenheiten. Martin Höfner fuhr mit seinem Gönner an die See und ins Gebirge, und um ihn zu entlasten, lernte er auch fahren. Schon als Junge hatte Martin Höfner von einem eigenen Wagen geträumt. Damit wollte er eines Tages vor den Häusern der armen Leute erscheinen, unter denen er aufgewachsen war. Als er nach Breslau kam, suchte er mit zwei Freunden den Autofriedhof auf. In Bruchstücken trugen sie zusammen, was sie zu einem Wagen brauchten. Sie verfrachteten sich, und Martin hatte das alte Eisen längst wieder verschauert, als die andern beiden ihren Anteil zurückverlangten. Der Traum vom eigenen Wagen ließ ihn nicht mehr los. Jetzt war er so weit, daß er die Limousine des Professors allein fahren durfte. Weidmann bezahlte an den Tankstellen, er zahlte in den Hotels und beim Trinken, und Martin Höfner verehrte ihn.

Als sich Frau Weidmann vergiftete, fand der Professor in Martin seinen zuverlässigsten Verteidiger. Das Gerücht von einem Gattenmord ging um, bis die Staatsanwaltschaft selbst die Haltlosigkeit dieses Vor-

wurfes bestätigte. Kurz vor dem Tode seiner Frau hatte Weidmann eine Schauspielerin kennengelernt. Margit Soot, eine Anfängerin, war eitel genug, an dem Professor Gefallen zu finden. Nach den fünf Jahren stummen Ehelebens warf sich Weidmann mit der Hemmungslosigkeit eines ersten Semesters in das Abenteuer. Martin Höfner hielt aus. Er wußte, daß der zweite Platz im Wagen bald wieder ihm gehören würde. In dieser Zeit befreundete er sich mit Ludwig Weidmann, dem Neffen des Professors. Sie vergaßen ihre Eifersucht und entdeckten, daß sie sich in Grunde nichts streitig machten. Schadenfroh verfolgten sie, wie die Kokette Margit den Professor nach ihren Saunen tanzen ließ. Martin tröstete ihn freundschaftlich, wenn er bleich und verstimmt von den Besuchen bei Margit zurückkam, und sie tranken in diesen Tagen noch mehr als zuvor.

Es war schon morgens nach drei Uhr, als der Professor bei Martin klopfte. Aus dem Speiseschrank nahm Josef Weidmann zwei Eier und trank sie aus. Dann bat er Martin um Wäsche. An seinen Unterhosen klebte Blut. Er verbrannte sie im Ofen. In Eile erzählte der Professor, wie weit ihn Margit getrieben hatte. Sie reizte ihn mit anderen Männern, und als er sie mit einem Journalisten im Bett erwischte, lauerte er ihr auf. In dieser Nacht war es bei Margit in der Küche zu einer Auseinandersetzung gekommen, und Weidmann hatte nach einem Korkenzieher gegriffen, den er mit einem Hammer gegen ihre Schläfe schlug. Ehe er dann nach dem Krankenwagen

läutete, wuschte er sich die Hände an der Unterhose ab. Er brachte Margit in die Klinik, und den Kriminalbeamten erzählte er gewandt, wie er seine Verlobte nach dem geheimnisvollen Überfall vorfand. Seine Legitimation erweckte Vertrauen, und man ließ den besorgten Professor wieder frei.

Martin gab ihm zweiundachtzig Mark, den Rest an Bargeld, den er in der Wohnung hatte. Mit dem Frühzuge fuhr Weidmann nach Wien, und die erste Karte bekam Martin aus Sofia.

Margit ließ es bei den Aussagen des Professors. Sie widersprach nicht. Martin suchte sie auf und bewies, daß Weidemann die Tat zu Ende führen würde, sobald er ins Reich zurückkäme. Dem Professor schrieb er, daß Margit keine Ruhe gäbe, ehe sie ihn nicht im Zuchthaus wüßte. In einem Nachsatz bat er um die zweiundachtzig Mark, die ihm Weidmanns Schwester inzwischen bereits zurückgezahlt hatte. Martin Höfner wußte, warum er die Rückkehr Josef Weidmanns verhinderte. Er dachte an die verwaiste Limousine, die ihm zu treuen Händen anvertraut war.

Weidmann antwortete nicht, und da nannte ihn Martin im nächsten Brief einen Mörder und Betrüger. Noch verfügte er über den Wagen. Der Garagenbesitzer hatte keinen Grund, ihm den Zugang zu verweigern, zumal er die Miete bezahlte. Bald war er so umsichtig, den Unterstand zu wechseln. Ludwig Weidmann war ihm dabei behilflich. Den Wagen wollte Martin so lange behalten, bis er das Geld

zurückbekam. Der Student widersprach ihm. Sie gingen gereizt auseinander.

Eines Tages war die Simousine fort. Ein Ausländer war gekommen, so sagte der Garagenbesitzer, und hatte ihm eine Urkunde mit der Unterschrift des Professors vorgelegt, wonach der Wagen an den Fremden verkauft war. Martin ging auf dem nächsten Wege zu Ludwig. Er warf ihm vor, den Verkauf hinter seinem Rücken vermittelt zu haben. Martin nannte ihn einen Betrüger und drohte mit der Polizei. Nicht mal auf Ludwigs Mutter nahm er Rücksicht, die bei dem Gespräch im Zimmer war.

Mit Ludwig Weidmann kam er nicht mehr zusammen, und auch von dem Professor hörte er nichts. Später schickten ihm Bekannte einen Zeitungsausschnitt aus einem Wiener Blatt, wonach der Professor in den dinarischen Alpen tödlich verunglückt war. Niemand zweifelte daran, daß Weidmann diesen Tod gesucht hatte.

Martin Höfner ließ sich bei den Bekannten und Verwandten des Professors nicht mehr blicken. Seine abgerissenen Sachen brauchte er jedoch nicht mehr aus dem Schrank zu holen. Die Verhandlung mit einer süddeutschen Porzellanfabrik kam zum guten Abschluß. Erst brachte er seinen Entwurf für ein Seeservice unter, und bald darauf ein ganzes Tafelgeschirr. Er kaufte sich einen Zweiflüßler. Im Westen mietete er eine kleine Wohnuna. Gläser entwarf er zum ersten Male für eine rheinische Klafonfabrik. Seine Arbeiten wurden in Fachkreisen bekannt, und als die B&W den Posten

eines künstlerischen Leiters ausschrieben, steckte er seine Papiere in die Tasche und fuhr selbst nach Lauterbach.

Mit einem staubgrauen Wanderer bog er in den Hof der Oberleitung ein. Seine anschniegsame Art und sein praktischer Kopf halfen ihm mehr als die Empfehlungen. Noch ehe er fest im Vertrage stand, war er mit überzeugenden Vorschlägen für ein neues Laboratorium zur Hand. Er war erst zwei Monate in Lauterbach, als er seinen Wagen dem ersten Ingenieur überließ und sich dafür einen weißen Mercedes kaufte. Seine Entwürfe fanden auf dem Markte Anklang, und auf der Leipziger Messe schnitten die B&W mit den Markengläsern besser ab als je zuvor.

Als man von dem neuen Direktor der Aktienhütte sprach, dachte sich Martin Höfner nicht viel dabei. Den Dr. phil. Ludwig Weidmann erkannte er erst, als er ihm im Laboratorium einen Besuch machte. Die Modelleure waren zugegen, so daß sie sich höflich die Namen nannten und flüchtig die Hand reichten.

Srafen sie sich allein, so kannten sie sich nicht, und vor anderen sprachen sie im geschäftlichen Tone. Höfner hätte es gern zu einer Auseinandersetzung getrieben. Der Direktor gab ihm jedoch keine Gelegenheit. Dieses Schweigen verletzte ihn noch mehr als die selbstsichere Höflichkeit, mit der Weidmann ihn abspießte. Wie er durch Pumpi erfuhr, legte Weidmann alles darauf an, seine Entwürfe unannehmbar zu machen. Die Entscheidung lag zwar bei der Oberleitung. Ehe Georg Leuschner einen Entwurf annahm, holte er bei der Achse eine Kostenkalkulation ein. Für Weidmann war

es leicht, diese Berechnung nach oben zu drücken. Martin war überzeugt, daß der andere Männer arbeiten ließ, wo die billigere Arbeit der Frauen gereicht hätte, und daß er statt des ergiebigeren Affords nur Stundenlöhne einsetzte. Nicht so sehr aus künstlerischem Ehrgeiz hing Martin Höfner an seinen Gläsern, sondern aus Verdienstgründen. Neben seinem Gehalt erhielt er einen guten Anteil an jedem Tausend seiner Entwürfe, die Lauterbach verließen. Weidmann verdarb ihm mit seinen überspannten Kalkulationen das Geschäft. Von den Glasmachern, die mit Weidmann unzufrieden waren, wurde er jedenfalls fortlaufend über die Intrigen des neuen Direktors unterrichtet, und Martin glaubte allen, die den anderen verdächtigten.

Er zweifelte nicht daran, daß Weidmann auch die Sache mit dem Spiegel durchschaut hatte. Immer wieder fühlte er sich beobachtet. Wenn der Direktor ihn bei Leuschner wegen der Beziehung zu Anita bloßstellte, konnte er gehen. Anfangs versuchte er, Anita zu einer Scheidung zu bewegen. Sie besaß eigenes Vermögen, und die Eleganz ihres Auftretens war von der Sicherheit, die über alle Zweifel erhaben ist. Wenn er sie heiratete, konnte niemand mehr seine gesellschaftliche Stellung angreifen.

Anita war jedoch nicht von ihrem Manne zu trennen. Damit verlor Martin Höfner sein Interesse an ihr. Die erste Leidenschaft war ohnehin schon längst verflogen, und das ständige Versteckenspielen wurde ihm unbequem. Er konnte es leichter haben, und nach dieser Möglichkeit sah er sich jetzt um. Noch ehe Anita

davon erzählte, mußte er um die Testamentsänderung des Rektors. Als er Anita nach zwei Wochen Trennung in der Stadt traf, erkannte er sofort die günstige Gelegenheit, über sie auf unverdächtige Art Annemarie näherzukommen. Zwar wäre es ihm nicht schwer geworden, Annemarie wie zufällig vor der Hütte zu treffen. Nach dem Entschluß des Rektors war jedoch leicht zu erraten, wie wenig sie um Bewerber in Verlegenheit war, und wie rasch sie gegen plötzliche Neigungen Verdacht schöpfen mußte.

Außerdem konnte er vor der Hütte den Weidmann treffen. Daran war ihm nichts gelegen. Es genügte ihm, wenn er selbst dem anderen in die Karten sah. Daß der Direktor auf die Kleine veressen war, wußte er schon lange. Annemarie machte sich nichts aus ihm, dagegen war sie hinter dem Maler her. Martin traute sich zu, ihr diesen Irrtum sehr schnell abzugewöhnen. Schließlich, was war dieser Tillack schon. In Berlin lebte der Tillack von den Kunsthändlern. Mit dieser Groschenfuchseri hatte er gar nicht erst angefangen. Nun zeigte sich ja auch, wozu die ganze Kleckseri half: In die Hütte ging der Maler.

Diese Wendung kam ihm sehr gelegen. Die Familie wollte nichts mehr von dem Tillack wissen, und der Onkel gab ihm das Geld vor der Nase weg. Wenn der Maler nun aber auf den Gedanken kam, sich das Geld über das Standesamt zu holen? Martin nahm sich vor, ihn noch heute abend in der Siedlung aufzusuchen. Um jeden Preis mußte er den Tillack über seine Pläne ausholen.

Die größte Gefahr lag jedoch bei dem Weidmann. Die „soliden Absichten“ des Direktors standen ihm im Wege. Auch konnte man nie wissen, wie genau ihm der andere auf die Finger sah. Weidmann war nach seinem Examen durch Fürspruch einflussreicher Verwandten in einen Berliner Glühlampenzern gekommen und rasch in die Höhe geklettert. So erzählte Anita. Nachdem die Aktienmehrheit der Sauterbacher Werke in Berliner Hände gewechselt war, erschien Weidmann in der Achse. Für Martin war es nicht schwer, die Zusammenhänge zu erraten. Er haßte ihn schon darum, weil der Aufpasser ihm täglich einen Knüttel zwischen die Füße werfen konnte.

Die Höfnerschen Gläser waren anerkannt. Durch einen Zufall konnte jedoch die Ähnlichkeit mit den Mustern offenbar werden, die zum Beispiel in den schwedischen oder in den amerikanischen Blättern standen. Weidmann war gottlob zu stur, um auch nur ein deutsches Fachblatt aufzuschlagen. Ausstellungen besuchte er nur, wenn sie in Berlin stattfanden. Martin holte seine Vorbilder von weit her, und dann war er immer noch geschickt genug, den Henkel oder den Stil um einen Dreh zu versetzen. Nur den Burgunderfelch hatte er unverändert übernommen, und diese Unvorsichtigkeit machte ihm noch heute Gedanken. Vor Jahren bot ihm ein stellungloser Wiener Modelleur die Zeichnung an. Martin lehnte ab, und bald darauf fand sich der Burgunderfelch „Spätlese“ unter den Markenäläfern der BEW. Kam es heraus, so würde sich Weidmann diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Georg Zeuschner war ihm zwar gewogen, aber der ehemalige Rittmeister war so benommen von seiner preussischen Tradition, daß man ihm bei faulen Geschäften nicht mal mit dem Auge zuzwinkern durfte. Zeuschner würde ihn erbarmungslos fallen lassen.

Aberhaupt, es war höchste Zeit, daß er wieder mal das Geld wechselte. Auf die Dauer konnten diese Sachen nicht gut gehen. Nahm er Annemarie mit sich, so brauchte er sich um die nächsten Jahre keine Sorgen zu machen. Bekam sie das Geld von dem Onkel, so konnte er frei arbeiten, ohne bei den BWB um Brot betteln zu müssen. Er konnte ja auch mit Kunstgewerbe handeln, oder mit Bildern. Das Zeug dazu hatte er schon.

Vorläufig stand jedoch der Weidmann im Wege. Martin war begeistert, als er Pumpis Haß entdeckte, der sich von Tag zu Tag steigerte. Nur auf die Spur brauchte er ihn zu setzen, ihm das Wild zu zeigen: Da, faß zu, und Pumpi würde sich wie eine Dogge auf ihn stürzen. Noch hieß es, den günstigen Augenblick abzuwarten.

Inzwischen war es gut, wenn sich Pumpi bei ihm für jede Stunde mit Annemarie bedankte. Er nahm sich vor, den Buckligen noch oft mit der Kleinen zu besuchen. Eine halbe Stunde hatte er nun schon im Werkkasten geräumt und am Vergaser gepuht, jetzt hatten sie sich wohl genug gesagt.

„Die ganze Flasche ist schon leer“, kam ihm der Glasmacher selig entgegen. „Sehen Sie nicht, wie

das Fräulein vergnügt ist? Wo Sie den schönen Wagen haben, Herr Höfner, da kommen Sie doch oft mal vorbei. Ich hab das nächste Mal auch gute Gläser, wissen Sie, Ihren Burgunderkelch werde ich morgen für uns blasen. Aber wollen Sie denn schon gehen?"

VIII

Martin Höfner ließ seinen Wagen vor dem Sedigenheim stehen und bog zu Fuß in die ungepflasterte Straße ein, die zwischen den Siedlungshäuschen hinauf zum Sägewerk führte. Neben dem Briefkasten stand der Heizer von der Oberleitung. Martin fragte ihn nach dem Hause, in dem eine Frau Jurk wohnt. Zum ersten Male kam er in die Siedlung. Die Fenster standen offen. Aus jedem Hause kam die Blechmusik vom Breslauer Sender. Vor den Türen waren Bänke, und die Leute folgten ihm schweigsam mit den Augen. Die Gesichter waren ihm fremd. Von den meisten wurde er begrüßt. Sie nannten seinen Namen, und vor jeder Laube konnte er seine Hand heben.

Im Flur war ein grünes Ausgußbecken, und als er die Treppe hinanstieg, knarrten die Bretter. Es roch nach Leinöl und Windeln. Halbstock öffnete sich eine niedrige Tür. Sie wurde sogleich wieder zugezogen, und Martin Höfner hörte die Wasserleitung rauschen. Unter dem blanken Messingschild fand er die Klingel. Es meldete sich niemand. Der Schlüssel steckte. Wieder ging die niedrige Tür auf, und eine kleine schwarze Frau kam die Stufen herauf.

„Herr Dillack ist nebenan in der Laube, bei meinem Bruder. Gleich zur linken Hand, wenn Sie auf die Straße kommen.“

Er erinnerte sich, daß er in der Laube Gesichter gesehen hatte und auch begrüßt worden war. Als er stehen blieb, kam Hanna aus dem Garten. Der Zwischenfall bei Anita fiel ihm ein. Die Begegnung war ihm peinlich.

„Herrn Dillack möchte ich sprechen.“

„Guten Abend“, sagte Hanna und ging zur Laube. Bald darauf kam Heinz. Er trug noch sein blaues Zeug aus der Hütte.

Martin Höfner zog sein silbernes Zigarettenetui und gab ihm Feuer. „Ich habe da einen Entwurf für ein Brunnenglas und hätte Sie morgen gern mal im Laboratorium gesprochen. Oder es kann auch übermorgen sein. Ich will diesmal nur Transparentfarben nehmen. Kennen Sie unser altes Muster?“

Sie standen in der Gartentür. „Deswegen haben Sie sich doch kaum auf den Weg gemacht, Herr Höfner. Schickt Sie mein Onkel?“

„Aber, wo denken Sie hin! Mir Junggesellen soll man bloß nicht mit Familiensachen kommen. Natürlich komme ich nicht nur wegen des Brunnenglases. In diesem verlassenen Nest ist man froh, wenn man wieder mal einen Menschen findet, mit dem sich auch über anderes als Geschäfte und Tratsch reden läßt. Und wie ich Sie kenne, lieber Kollege, hätte ich auf Ihren Besuch lange warten können. Einer muß den Anfang machen. Wir können ja ein Stück laufen.“

Auf dem dreieckigen Rasenfleck zwischen dem Tennisplatz und dem Heldenfriedhof fanden sie eine leere Bank. Die Kieswege waren durchgelaufen. Der Aschenschotter lag bloß. Über dem Rasen stand ein Holzschild: „Schützt Blumen und Sträucher.“ Schwalben zogen ihre singenden Kreise, und ein leerer Leiterwagen fuhr pelternd über das Kopfsteinpflaster. Vor ihnen lag die Stadt. Die Häuser drängten sich schläfrig zusammen.

„So dürfen Sie meine Worte nicht auffassen“, sagte Martin Höfner. „Wenn ich Pionier sage, meine ich doch nicht Hasardeur. Sie wollen vorangehen, wenn ich Sie richtig verstehe. Sie wollen ein Beispiel geben.“

Heinz schüttelte den Kopf. „Ein Beispiel geben, das hieße, sich vor alle hinstellen und mit erhobenen Händen die Wundmale zeigen: Alle mal hersehen, das mache ich hier durch. Mein Weg ist gerade entgegengesetzt. Ich gehöre nicht mehr zu denen, die sich um jeden Preis herausheben wollen. Ich verschwinde hier. Mir wird es genau so ergehen, wie den Gläsern unter dem Pantographen. Die Maschine kennt nur ein Muster, das in die Tafel vorgezeichnet ist. Wie der Führungsstift über das Muster läuft, so fahren auch die Nadeln über die gewachsenen Glaswände. Jeder Strich auf dem Muster gibt den gleichen Strich auf vierundzwanzig Gläsern. Vierundzwanzig Gläser erhalten in einem Arbeitsgang das gleiche Gesicht. Die Hütte ist der große Panto, der uns alle zeichnet. Da gibt es kein Ausweichen und kein Herausheben. Der große Panto arbeitet unerbittlich.“

„Das wäre ja zum Aufhängen. Menschen so unterschiedslos wie Seegläser oder Ziegelsteine. Wo bleibt denn da überhaupt der Mensch? Vielleicht ritzt Ihr Panto auch das Innenleben in unser Brustfell. Der eine Strich gibt Heiterkeit, aus dem Bogen springt Sehnsucht, und wo sich zwei Linien kreuzen, heißt es bei allen: Liebe.“

„Vielleicht sind diese Dinge gar nicht so wichtig wie Sie meinen. Belanglos wie die Risse und Blasen, die einen Ziegelstein vom andern unterscheiden, und die für das Haus dennoch keinen Sinn haben. Jedenfalls stören sie nur, sobald sich die Ziegelsteine unähnlich werden. Zueinander passen sollen die Ziegelsteine, weiter nichts. Die Persönlichkeit liegt beim Hause. Können Sie sich vorstellen, daß sich so etwas wie eine Gruppenpersönlichkeit bildet? Wo nicht der einzelne das Gesicht trägt, sondern die Gemeinschaft?“

„Aber es wird doch nie dazu kommen, daß wir akkurat wie die Maschinen gleichmäßig husten und schimpfen und lieben. Keiner stottert mehr, und es gibt nur noch eine Einheitssehe im Dinformat.“

„Wenn eine Maschine hustet, holt man den Mechaniker, oder sie kommt zum alten Eisen. Und wenn eine Maschine stottert – stellen Sie sich eine Notenpresse vor, die zu stottern anfängt und die Geldscheine falsch zählt und verkehrt numeriert, was dann alles passieren kann. Wenn die Maschine versagt, stellt man sie erst mal zur Seite. Natürlich, wir sind keine Maschinen. Haben wir damit etwa Grund, mit unseren Fehlern und Sonderheiten so viel Unfug zu treiben? Um

unsere alltägliche Arbeit ist es still. Aber es braucht einer nur mal krank zu sein oder fünfzig Jahre alt zu werden oder einen Titel zu bekommen, schon ist das eine große Wichtigkeit. Das sind private Dinge, die vor der Arbeit ihren Wert verlieren."

"Sie drehen die Beispiele, wie es Ihnen gerade paßt. Es gibt noch andere Dinge als den fünfzigsten Geburtstag. Nehmen wir die Erfindung der Glühbirne. Edison ist doch ein Mann, von dem man wohl noch reden darf."

"Aber sicher. Hier handelt es sich unbestritten um eine Leistung. Damit war Edison durchaus nicht aus den Wolken gefallen. Generationen haben ihm die Hilfsmittel und Erkenntnisse zugetragen, aus denen er seine Erfindung aufbaute. Warum spricht man nicht von dem Glasmacher? Das Leben eines jeden Kelchbläfers bedeutet für die Gesellschaft Millionen Trinkgläser. Ist das nichts?"

"Sie vergessen die Gedankenleistung, die in einer Erfindung steckt."

"Und der Mann aus der Fabrik ist dumm. Ich kenne den Vers. Ständen jedoch nicht diese Heerscharen von Dummen für die Auswertung der Erfindung zur Verfügung, so wäre die ganze Glühbirne nichts wert. Bekanntlich wurde die Glühbirne schon zehn Jahre vor Edison von einem Deutschen erfunden. Die Erfindung blieb tot. Der Apparat fehlte, der den Einfall Edisons zu einer Leistung erhob."

Es wurde kühl. Martin Höfner legte sich den Mantel über die Schultern. „Die Entdeckung des

Deutschen war auch ohne Industrie eine geniale Leistung."

„Wenn also heut jemand einen Zirkel für den Gebrauch der Marsbewohner konstruiert, oder eine bessere Strickleiter ausknobelt, die vielleicht den Normannen weiter geholfen hätte, dann ist das Ihrer Meinung nach eine geniale Leistung. Nein, Herr Höfner, auch für die sogenannte Genialität gibt es nur einen Maßstab: Was gibt sie der Gesellschaft? Allein diese Frage bestimmt den Wert einer Leistung und dessen, was Sie eine Persönlichkeit nennen. Nehmen Sie unsere Sprengerin, die in einer Schicht beispielsweise fünftausend Stämper in die Stichflammen setzt. Sie wissen nicht, was das für Brandblasen und Schnittwunden bedeutet, wie das Stehen über den heißen Flammen anstrengt. Ich weiß es jetzt. Solange man von diesen Frauen schweigt, darf man von Herrn Edison bestenfalls flüstern. In dieser Überschätzung der Gedankenleistung liegt eine verantwortungslose Verachtung des Menschen, der seinen Körper einsetzt. Solche Irrtümer gehören zu dem überlebten Erbe aus der Zeit des Liberalismus. Wer heute ein Mittel gegen den Krieg findet, bringt nicht mehr, als die Leute in der Hütte schon lange im Herzen tragen. Die Menschen sind sich schon sehr ähnlich, lieber Herr Höfner, und man braucht nicht immer auf Galilei zu zeigen, um die Nichtachtung des Straßengelehrten zu rechtfertigen. Es sind auch nie die Erfinder und die sogenannten Bahnbrecher, die sich an die Rampe stellen. Am lautesten

berufen sich die auf eine geheiligte und einmalige Persönlichkeit, die weit ab von aller Arbeit stehen.

Ich denke nur an meinen Vater, der so stolz auf seine Geschäftstüchtigkeit war und nichts anderes verstand, als sich den Waren auf ihrem Wege zu den Kunden in den Weg zu stellen und Brückengelder einzuziehen. Kaschuben hießen bei ihm die Arbeiter aus der Hütte, oder Suffköppe. Ihr Geld nahm er aber gern. Und er war sehr stolz, daß er es zu was gebracht hatte.

Meinen Sie, daß ein Mann wie Georg Leuschner viel von seiner Persönlichkeit hermacht? Ihm können Sie nicht einreden, daß die Welt ohne ihn wieder aus der Hand trinken muß. Was er außer seiner Leistung darstellt, spielt keine Rolle. Nicht anders als bei dem Glasmacher. Ob der Posselt, von dem Sie vorhin erzählten, zu Hause schläft oder mit Narmeln spielt, bleibt sich für die Hütte gleich. Er bläst seine Kelche, oder er tritt ab. Der große Panto reicht nur so weit, wie er die Leute für seine Zwecke braucht. Ob der Mann nach Feierabend weint oder lacht, ist so wichtig wie die Blase auf dem Ziegelstein. Dem Stein eine Persönlichkeit anzuhängen, weil die Blasen hier so und dort anders liegen, ist sinnlos. Der große Panto bestimmt das Gesicht der Glasmacher. Hier gibt es kein Herausheben."

„Aber Sie sind doch auch noch Maler, Herr Tillack. Vorhin sagten Sie selbst, daß Sie erst hier Ihren eigentlichen Beruf finden werden."

Am Himmel standen die Sterne. Heinz zündete sich eine Zigarette an. „Solange ich mich absondere, werde ich die Sprache dieser Menschen nie verstehen. Erst wenn ich zu ihnen gehöre, wenn mich die Achse ganz verschluckt hat, werde ich die Welt der Glasmacher begreifen und zu allen reden können, die arbeiten. In der Hütte werde ich lernen, was uns die Akademie nie geben konnte: Das Leben. Die großen Kunstparolen helfen hier nichts. Wer damit in den Betrieb geht, hängt seine Malerei bald an den Nagel. Ich will hier überhaupt erst malen lernen, ich will meine Bilder mit den Augen des arbeitenden Menschen sehen, und dann wird sie auch der Glasmacher verstehen. Darum bleibe ich in der Hütte. Für diese Menschen zu malen, ist eine Aufgabe. Denn von ihren Händen lebt die Gesellschaft, und ihnen gehört die Kunst. Daran ändert es nichts, daß der Arbeiter heute noch zum Ritsch greift. Bisher hat man ihm noch nicht die Bilder gezeigt, die in seiner eigenen Sprache gemalt wurden. Die Stimme aus den Salons dringt nicht bis in die vier Wände der Glasmacher. Und das ist gut so. Sie verstehen es zu unterscheiden, ob der Künstler ihre Not teilt, oder ob ihm zum Glück nur der Ledersessel fehlt.“

„Sie übertreiben diese Leute aus der Hütte. Wenn es nach Ihnen ginge, liefen wir alle wie die Glasmacher herum.“ Höfner lachte.

„Vielleicht kommen wir eines Tages so weit. Dann sieht die Welt besser aus. Wer von seiner Arbeit lebt, ist genügsam und greift nicht nach dem Anteil seines Nachbarn. Der Panto erzieht zur Gemeinschaft. In

der Bibel hieß das Nächstenliebe. Für Krieg und Nordbrennerei ist in der Welt der Glasmacher kein Platz. Nehmen Sie dagegen den Besitzhunger der anderen, die auf den Glasmacher herabsehen. Übersetzen Sie die Methoden der Gewinnsspekulanten ins Politische, so bedeutet das Krieg und Raub. Der Glasmacher weiß nichts von diesem Fluche. Darum bin ich in die Hütte gegangen."

Martin Höfner klopfte ihm auf die Schulter. „Warten Sie noch eine Weile, bis Ihnen die rauhe Wirklichkeit diesen Zahn gezogen hat. Vorläufig reden Sie wie ein Ästhet.“

Heinz schüttelte den Kopf.

„Oder wollen Sie behaupten, daß Sie wie die anderen aus wirtschaftlichem Zwang in die Hütte gehen? Sehen Sie, darum werden Sie unter den Glasmachern stets ein Fremder bleiben. Sie haben es ja gar nicht nötig, in der Achse zu arbeiten. Überall finden Sie Ihr gutes Geld, und sogar bequemer als hier. Für Sie ist die Arbeit kein Muß. Also können Sie nie sagen, daß Sie die Nöte des Glasmachers teilen.“

Über der Stadt schlug die Rathausuhr zehn Mal. „Es gibt noch eine andere Not. Sie werden mich darin kaum verstehen. Ihnen gefällt es in einem Hause wie bei meiner Kusine. Ihnen war schon in Berlin sehr viel an einem guten Umgang gelegen. Warum nicht? Die Menschen sind verschieden. Mir ist es heute zum Ersticken, wenn ich an die Seegesellschaften zurückdenke. Sie werden mich nicht verstehen,

und auch das hat seinen guten Sinn. Mich langweilt das Blendwerk dieser Menschen, die nicht mehr als ein Bufett aus Komplexen, Eitelkeiten und schlechten Nerven sind. Ich brauche Stoff in meinen Fingern, den ich gestalten kann, aber nicht Watte. Nicht diese Gesichter, die leer, glatt und steif wie gestärkte Manschetten sind. Aber warum rede ich davon. Ich werde es eines Tages mit dem Pinsel sagen, und wenn mich der eine oder andere in der Hütte versteht, habe ich recht. Sie haben mich überhaupt wieder auf die Tour gebracht, von mir zu reden. Wenn ich noch lange mit Ihnen sitze, bekomme ich zum Schluß wieder eine Persönlichkeit. Kommen Sie, in sechs Stunden muß ich ausgeschlafen sein."

"Ich wüßte eine", sagte Martin Höfner auf dem Heimweg, „die Ihnen den Kopf geradefetzen könnte. Und die vielleicht auch das richtige Mittel hätte, Sie aus dieser Verbannung zu locken. Annemarie Bischoff."

"Jetzt weiß ich wenigstens, mit welchem Auftrage Sie mich aufgesucht haben. Nein, Sie brauchen es nicht abzustreiten, ist ja auch keine Missetat von Ihnen. Dann richten Sie man Ihrer Auftraggeberin aus, ich wüßte einen, der bestimmt nicht auf dieses richtige Mittel und überhaupt nicht anbeißt. Na, und dann suchen Sie uns ein paar schöne Transparentfarben aus. Sie werden wohl ohne mich fertig werden."

Es war elf Uhr, als Heinz schlafen ging. Schade um die Zeit, überlegte er. Eine Quatscherei wie im Romanischen Café. Willi hätte den Höfner von vorn-

herein stehen lassen. Oberhaupt Willi . . Und Hanna. Damit schließ er ein.

Als Martin Höfner heimkam, brannte im Zimmer seiner Wirtin Licht. Während er sonst der gesprächigen Alten auswich, bat er sie heute noch um Tee. Er ging sogar in die Küche und ließ sich den letzten Klatsch erzählen. Frau Klepke nahm die Gelegenheit wahr und fing von Marga Klenner an, die wieder mal von sich reden machte. Die Abteilungsleiterin vom Modehaus Meißner hatte sich den Fuß verstaucht, und anstatt in die Klinik zu gehen, ließ sie den Arzt in die Wohnung des Notars kommen.

Frau Klepke stellte eine Sammelkasse aufs Tablett. „Wenn sie wieder bei Meißner ist, muß ich selbst mal ins Geschäft gehen. Man sagt, daß sie schon einen Ring trägt. Ich glaub es aber nicht. So eine nimmt Herr Doktor Leuschner sich bestimmt nicht.“

Martin Höfner verstand es, durch Kopfnicken und erstaunte Ausrufe Teilnahme vorzutäuschen, während er überhaupt nicht zuhörte. „Na eben“, warf er gelegentlich ein, oder „Sehen Sie mal an“, und indem er seine Worte dem Tonfall von Frau Klepke anpaßte, fühlte sie sich stets von ihm verstanden. Auswendig kannte er die Geschichte ihrer Mädchenjahre und die Erzählung vom seligen Herrn Klose, der in ihren Armen gestorben war. Sicherlich hat er zu viel von ihrem Gerstenkaffee getrunken, ergänzte er im stillen.

Als der selige Klepke unter den Lastzug kam, klagte die Wirtin. Sie erwartete eine Rente, die ihr jedoch

bestritten wurde. Der Prozeß ging über ein Jahr und verschlang die letzten Ersparnisse. Von der Wohnung wollte sich Frau Klepke nicht trennen, und so vermietete sie an den künstlerischen Leiter der VEW zwei Zimmer. Der möblierte Herr fuhr seinen eigenen Wagen, und die Leute aus dem Hause grüßten ihn schon aus weiter Entfernung. Die Wirtin erkannte, daß sich ihr Ansehen durch das Zimmervermieten nur noch gehoben hatte. Da sie mit dem Aufräumen schnell fertig wurde, wußte sie mit der Zeit nichts anzufangen. Von den Nachbarn hielt sie nicht viel. Sie stand in dem Nuße, den bösen Blick zu haben. So war sie froh, wenn Höfner ihr zuhörte. Er wohnte noch nicht lange bei ihr, als sie ihn nach seiner Meinung über Geister und geheime Kräfte fragte.

„Sehen Sie mal an“, antwortete er, während er sich rasierte. „Aber natürlich, Frau Klepke.“

Martin Höfner erfuhr von dem Verein „Zum andern Leben“, und fortlaufend wurde er über die Botschaften aus dem Jenseits unterrichtet. Er wußte auch, daß Pumpi Mitglied war. Als der Verein aufgelöst wurde, erzählte die Wirtin von den Sitzungen, die jetzt in der Kochstube einer Friseurin stattfanden.

Als Martin Höfner an diesem Abend die Witwe reden ließ, verfolgte er einen bestimmten Zweck. Sie brachte ihm den Tee in das Zimmer, und er bot ihr sogar einen Stuhl an, ohne daß er sich plötzlich an wichtige Arbeiten erinnerte.

Frau Klepke fuhr über ihren glatten, dünnen Scheitel: „Verlassen Sie sich drauf, es geht so nicht weiter.“

Die Menschen werden schlecht. Weil sie nicht mehr an Gott glauben. Früher gab es Hungersnöte, Überschwemmungen, strenge Winter oder Seuchen, wissen wir überhaupt noch davon? Es geht ihnen gut, und sie haben vergessen, daß wir nur Werkzeuge sind in der Hand eines anderen. Jetzt ist es der Böse, der uns führt. Aber bald wird das Gericht unter uns fahren, und dann . . . Haben Sie nicht auch das Gefühl, es muß etwas passieren?"

Martin Höfner wurde aufmerksam. Das Gespräch nahm den gewünschten Weg. „Sehen Sie, gerade heut nacht habe ich davon geträumt, wie ein Mann mit einem flammenden Schwerte durch die Hütte geht und die Schuldigen sucht.“

Die Wirtin legte ihre Hand vor den Mund. „Können Sie sich genau erinnern, durch die Hütte?"

„Wundern Sie sich darüber? Bei uns geschehen seltsame Dinge, auch am Tage. Zeichnungen verschwinden, unsichtbare Hände schreiben auf meiner Tafel, und die Glasmacher wissen von einem Fremden, der nachts in der Hütte erscheint und ihre Pfeifen vertauscht. Es soll einen geben, der ihnen die Arbeit verderben will. Auch in der Direktion wird schon davon gesprochen.“

„Und was meinen Sie dazu, Herr Höfner?" Ihre Finger schlossen sich verängstigt um den Teewärmer.

„Ich kann dazu nicht viel sagen. Wenn Sie zu keinem Menschen davon sprechen wollen, ich habe eine Beobachtung gemacht. In der Direktion gibt es nur einen, der sich so stellt, als gingen ihn diese Dinge

nichts an. Verstehen Sie? Das ist doch mehr als sonderbar. Ich will nicht gesagt haben, daß er . . Verstehen Sie mich?"

Frau Klepke begriff sofort und nickte energisch. „Und wer ist das?"

Martin Höfner war aufgestanden und band sich den Schlips ab. „Mehr darf ich Ihnen unmöglich sagen. Aber ich kann Ihnen helfen. Es gibt einen, der diesen Unheimlichen besser durchschaut hat als ich. Der Posselt. Ihnen ist es doch leicht, die Rede bei einer Sitzung wie zufällig darauf zu bringen. Lassen Sie ihn wissen, daß man eine Tat von ihm erwartet, irgend etwas gegen diesen unheimlichen Besucher oder so. Wenn Sie ihn dann geschickt fragen, wissen Sie alles. So, nun muß ich aber zu Bett."

„Der Posselt wird auf mich hören", meinte Frau Klepke, während sie das Bett aufdeckte. „Vielleicht werden wir ihn dann austreiben."

„Wen?"

Frau Klepke stand schon in der Tür. Sie hielt das Tablett mit dem Teegeschirr. „Den Bösen, der hinter all dem steht. Vielleicht können wir ihn befreien."

IX

Mittags aß Heinz im Ledigenheim. Die Mahlzeiten waren gut und billig. Früher wurde das Haus von den unverheirateten Gehilfen bewohnt. Daher hieß es unter den Glasmachern noch immer das Bullenkloster. Seit einigen Jahren waren in den geräumigen Schlaf-

sälen die Jungs untergebracht, die als Einträger oder Anfänger den Meistern halfen. Heinz sah zu, wie sich die Knirpse vor den Küchenfenstern anstellten und ihren Napf bekamen. Er setzte sich zu ihnen an die langen Holztische. Die meisten stammten aus Oberschlesien. Von der Schulbank kamen sie in die Hütte. Fragte Heinz, wo es nun besser wäre, hier oder zu Hause, so sagten sie nicht viel. Sie waren schweigsam und unzugänglich. Viele von ihnen versteckten sich hinter dem Mißtrauen des Oberschlesiers.

Heinz verglich den frühen Ernst dieser Glasmacherlehrlinge mit der Sorglosigkeit seiner Gymnastastundenjahre. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er sich mit fünfzehn Jahren in dieser harten Welt zurechtgefunden hätte. Weder die See noch das Gebirge lernten die Zöglinge kennen. Ihr Platz an der Sonne war schmal. Dafür hatten die Jungs einen Vorteil. Alle besaßen gleich wenig, und keiner wurde zu der verderblichen Geschäftstüchtigkeit erzogen, die ihn damals aus dem Hause trieb. Niemand hängte ihnen Scheuklappen um: Das schickt sich nicht, und dieser Raschube ist kein Umgang für dich. Keiner erfuhr, daß man zwischen gut und schlecht angezogenen Menschen unterscheiden muß. Weder das Elternhaus noch die Schule schloß ihre Erziehung ab, sondern die Hütte. Sie schrieb den Rhythmus vor, nach dem die Arbeit, der Schlaf und das Essen abliefen. Hundert Jungs wurden von der Hütte geformt, von dem großen Panto.

Seit zwei Wochen aß Heinz im Ledigenheim, Tisch an Tisch mit den Jungs. Er sprach mit ihnen, und es

gelang ihm nicht, sie zum Erzählen zu bringen. Die mütterliche Hand fehlte ihnen, und ihre Erzieher fanden nicht den väterlichen Ton, der weiter hilft als eine herzlose Anstaltsdisziplin. Einträger und Gehilfen waren sie, aber keine Knaben mehr. Die Generation war noch nicht herangewachsen, die diesen Erziehungsweg zu gestalten vermochte und die Jungs nicht nur zu Werkzeugen, sondern auch zu Menschen heranzubildete. Dennoch lag die Zukunft bei diesem Heim und nicht bei denen, die darin einen Übergriff des Staates oder der Organisationen sahen.

Heinz sprach mit dem Jugendführer. Er brachte den Jungs an einem Sonntag Hefte und Zeichenliste mit. Schon am nächsten Mittag legten sie ihm ihre Zeichnungen vor. Auf Sonnabend nachmittag setzte er eine Stunde an, und die meisten folgten ihm in den Wald. Durch die Kiefern führte ein Schmalspurgleis. Hinter dem Gatter des gräflichen Wildparkes stand ein Zug Holzloren. Heinz machte halt. Er ließ sie zeichnen. Es gab Kiefern, Birken, und vor der Schonung lag ein Schilftümpel. Die meisten versuchten sich an dem Holzzug. Sehr bald verloren sie die Lust und verdrückten sich in die Schonung. Zwölf Jungs hielten aus. Er verabredete sich mit ihnen für den nächsten Sonnabend.

Georg Leuschner empfing ihn, als hätte er ihn noch nicht anders als in der blauen Schürze gesehen. Er hörte zu, dann setzte er die Summe fest, die das Werk für den Unterricht zur Verfügung stellte.

„Du willst also bleiben?“, fragte Georg Leuschner. „Das mußt du selbst wissen. Ich glaube, du wirst deinen Entschluß nicht bereuen. Offen gesagt, ich habe dir das nicht zugetraut. Bisher warst du ein Windhund, mein lieber Junge, und darum habe ich dir keine goldenen Brücken gebaut, als du wieder nach Lauterbach kamst. Anita wollte dich durchaus in der Oberleitung sehen, und noch mehr Onkel Walter. Anita denkt, ein bißchen Erziehung und gutes Auftreten genügt für unsere Arbeit. Naja, du kennst sie. Ich hab mir mein Teil gedacht.“

Du wirst verstehen, daß ich abwarten mußte. Was du an deinem Vater getan hast, Heinz, habe ich nicht begriffen, heute noch nicht. Nicht er war schuld. Du hast vergessen, daß er an dir so lauter handelte, wie nur selten ein Mensch.“

„Darum ging es nicht, ich . . .“

„Nein, laß mich erst ausreden. Dein Vater hat in Jeschkendorf die Dorfschule besucht. Was er von deinem Großvater mitbekam, das waren die Weisheiten eines ordentlichen, ehrlichen Schmiedes. Das selbe gab ihm die Schule und der Pastor. Sparen, arbeiten und ehrlich bleiben. Mit diesen guten Worten ließ man ihn auf die Stadt los.“

Er hatte Glück. Das Geschäftsleben dieser Stadt ging auf wie ein Hefekuchen. Die Leute brachten Geld mit und verdienten noch mehr dazu. Was ihnen in der Hütte ausgezahlt wurde, trugen sie zu den Kaufleuten. Vergiß nicht, dein Vater hat klein angefangen. Er glaubte an die harten Tugenden, die er von dem Dorfe

brachte, und er hatte Erfolg. Natürlich war er überzeugt, daß alles Geld nur durch seinen Fleiß und durch seine Sparsamkeit zusammenkam. Von Konjunktur und Spekulation verstand er nicht die Spur. Du erinnerst dich ja selbst an seine altväterliche Art, wie er von früh bis abends in einem Geschäft stand, das ohne ihn genau so gut ging. Dein Vater war kein Heuchler und kein Pharisäer. Er glaubte an das Zaubermittel der Sparsamkeit und der harten Entbehrung. Darum gab er dir sein Bestes mit, als er dich hart und härter anfaßte.

Natürlich griff er fehl. Dein Vater verdiente gut seine tausend Mark im Monat. Trotzdem erzog er dich, als lebte er von einer Jeschkendorfer Hufschmiede. Das ging natürlich nicht. Dann hätte er dich auf der Klippschule lassen müssen."

„Er hat sich meiner Malerei in den Weg gestellt. Das konnte ich ihm nicht verzeihen. Alles andere verstehe ich heute."

„Versetz dich doch in deinen Vater. Er war in seinem Herzen das Kind eines Dorffschmiedes geblieben. Jedenfalls, was das Mißtrauen gegen unsichere Berufe anlangt. Malerei war für ihn soviel wie Seiltänzerei oder Straßenmusik. Brotlose Kunst, wie er sagte. Das Mißtrauen eines Dorffschmiedes gegen fahrendes Volk.

Hinzu kam, daß er sein Lebenswerk in Gefahr sah. Du solltest alles übernehmen. Nur ein Pfennigfuchser hatte in seinen Augen das Zeug, ein Vermögen zusammenzuhalten. Du bleibst dennoch bei deiner Malerei.

Das ist mir verständlich. Du hast ihm dann jedoch die Tür vor der Nase zugeworfen, ohne jeden Dank. Das mußt du mit dir selbst abmachen. Richtig war es nicht. Und wenn die letzten Jahre deines Vaters trostlos waren, so bist du allein schuld. Denn an dir lag es, einen versöhnlichen Ausweg zu finden. Ich glaube nicht, daß du ein zweites Mal mit dieser Rücksichtslosigkeit brechen würdest."

"Nein, heute nicht mehr", sagte Heinz. „Vater beging nur einen Fehler. Mich wollte er zu dem geraden und bescheidenen Menschen erziehen, nach dem Bilde von Großvater, dem anspruchslosen Schmied. Gleichzeitig aber erwartete er von mir den Ehrgeiz eines gewinn- und geschäftsbefessenen Kaufmanns. Diese Erziehung mußte zu einem Bruch führen. Eins konnte nur anschlagen. Das Vorbild des Jeschkendorfer Großvaters, oder der Geldhunger seines Sozjus, dem er in allen geschäftlichen Sachen beinahe hörig war. Alfons Baumann war ein Pros, der typische Parvenu aus der Vorkriegszeit. Den schlimmsten Unrat stellte er sich ins Zimmer, wenn er nur nach Geld stank. Diese Unsauberkeit hat ihm Vater gottlob nicht abgesehen, um so mehr die Geschäftstüchtigkeit. Ich bin nach dem Großvater geschlagen, und nun wunderte sich Vater, daß mir aller Sinn für Geld und Karriere fehlte.

Heute stehe ich da, wo der Enkel eines Schmiedes hingehört: In der Fabrik. Mich hat dieser Umweg genug gekostet. Schuld trifft weder Vater noch mich, sondern eine Gesellschaft, die meinem Vater mit dem Gelde ein falsches Ideal gab. Mit diesem Erziehungs-

ideal hatte mich Vater aus der Bahn gedrängt. Wenn es auch nur Emailfiguren sind, die ich jetzt male: Diese Arbeit führt mich zu den Glasmachern, und die Hütte wird mich so gründlich von meiner falschen Erziehung heilen, daß ich auch bald wieder gesunde Bilder malen kann.

Du hast recht, Vater hatte es gut gemeint, aber dieser gute Wille ist nicht entscheidend. Überhaupt, der Konflikt gehört nicht mehr in unsere Zeit. Die Jungs aus dem Ledigenheim wachsen gesünder auf, wenigstens in diesem Punkte. Großvater aus Jeschkendorf wäre ihnen ein guter Heimleiter gewesen. So etwas fehlt ihnen."

Georg Leuschner dachte nach. „Meinen Jungs könnte noch geholfen werden, wenn ich sie später mal ins Heim schicke. Was sie da lernen, hilft ihnen vielleicht mal weiter als das Abitur. Wenn man so könnte . . ."

„Und Anita?"

„Anita", wiederholte er und ließ den Rauch in Ringen zur Decke steigen. „Dann zeig mir also noch mal die Kosten, die du ausgerechnet hast."

Edith Jurk sprach mit Heinz über den Geburtstag ihres Mannes. „Was soll ich ihm nur schenken." Sie seufzte. „Es ist schwer, für einen Kranken."

„Ich werde dich malen", sagte Heinz. „Du nimmst ihm das Bild mit. Dann hat er dich immer vor Augen."

Er zeichnete sie mit Kohle, wie sie mit verschränkten Armen auf dem Küchenstuhle saß. Am nächsten Tage nahm er den Aquarellkasten mit in die Hütte, und nach Feierabend ging er in die Rauchsleiferei. Es waren Überstunden angesetzt. In der langen, einstöckigen Halle ging es noch lauter zu als bei den Feinschleifern. Heinz setzte sich neben den Stand, an dem Edith zur Arbeitete. In einem tiefen Kasten lagen die Gläser, wie sie aus dem Ofen kamen. Die goldgelben Eißtampfer trugen noch die Kappe. Edith bediente zwei rotierende Scheiben, auf die sie die Gläser setzte. Jeder Stamper lief gegen vier bläuliche Stichflammen. Edith rißte das heiße Glas gegen ein Stahlrad. Der Stamper sagte Klicks, und die Kappe sprang ab. Das Ansaßstück flog in den Abfallkasten. Die gekappten Gläser baute die Sprengerin neben ihrem Tisch auf. Sie bewegte unausgesetzt die Hände.

Die rotierende Scheibe und die Hitzkraft der Gasflammen bestimmten das Tempo ihrer Arbeit. Zögerte sie, so wurde das Glas überhitzt. Dann verbrannte sie sich die Finger, oder das Glas sprang in Scherben von der Scheibe.

Der Kästelträger holte die gesprengten Gläser ab und brachte sie an den nächsten Stand. Heinz sah, wie der raue Glasrand versäumt und von der Maschine durch Verkollern rund geschmolzen wurde. Darauf gingen die Kästen einen Stock höher in Hannas Feinschleiferei oder zu ihm in den Malersaal.

Edith arbeitete schweigsam. Der Lärm ließ keine Unterhaltung zu. Beim Wechseln der Gläser fand sie

knapp so viel Zeit, den Kopf nach seiner Arbeit zu drehen. Als es fünf Uhr war, hatte Heinz zwei Bilder fertig, mit der Sprengerin im Vordergrund und einem Ausschnitt aus der Halle.

Untermwegs wollte er zum Abendbrot einholen. Edith nahm ihn aber mit zu ihrer Schwägerin, wo sie täglich nach der Arbeit aß. Es gab Erbsen. Er mußte zulangen. Else redete auf ihn ein. Mit dem Schnittenfuttern könnte er nicht durchhalten. Ein Glasmacher brauchte nach der Arbeit eine warme Mahlzeit. Heinz ließ sich gern überreden. Am Freitag gab er Else sein Kostgeld, genau wie Edith und Hanna. Else kochte dafür, und mittags brachte sie ihnen den Essenkorb zur Hütte. In der Kantine saß er mit Willi und den beiden Schwestern um die hohe Henkelfanne.

Die Hauptmahlzeit gab es in der Küche bei Willi. Auf dem Heimwege holte er Hanna ein. Sie arbeitete einen Stock tiefer, so daß er aus seinem Dachgeschoß stets später in den Hof kam. Seine Begleitung wurde selbstverständlich, zumal er ja bei ihrer Schwägerin aß. Bald brauchte er sich nicht mehr zu beeilen. Hanna ließ sich Zeit, so daß er sie noch im Schleifersaal traf.

Beim Essen wurde nicht geredet. War der Topf leer, so ging Heinz wieder und suchte sein Zimmer auf. Oft lief er noch in den Wald, oder er blieb zu Hause und malte aus dem Kopfe. Jeden Tag legte er sich um acht ins Bett, nur Sonnabend suchte er mit Willi die Wälze auf. Eine Woche sah aus wie die andere. Der Juli war nichts anders als der Juni, nur daß es

heißer wurde, und im August war es in dem Dachgeschloß der Glasmaler kaum noch auszuhalten.

Hanna traf er jeden Abend in der Laube. Im Garten saß sie ihm für ein Bild. Ein Gewitter überraschte sie, und da bei Willi keine Stube frei war, kam sie mit auf sein Zimmer. Der Himmel wurde schwarz, und es lohnte sich nicht mehr, das Bild auf die Staffelei zu setzen.

„Gib mir deine Jacke mit, Heinz. Aber das Loch im Armel ärgere ich mich schon seit einer Woche.“

„Das bißchen da?“ Er schüttelte den Kopf. „Damit werd ich selber fertig. Wozu ist man denn Junggeselle, wenn man nicht mal stopfen kann.“

„Das ist keine Männerarbeit.“

„Ich hab es aber nicht gern, wenn mir eine Frau mit dem Nähzeug kommt.“

„Schadet das einer Frau?“

„Das nicht, aber ich komme mir dann so verheiratet vor.“

Hanna saß auf dem Fenstersims. Das Gewitter war abgezogen. Ein Sturzregen ging nieder. „Weiberfeind bist du also geworden. Sowaß hab ich mir schon gedacht. Und dann nimmst du mich mit auf deine Bude?“

„Du bist hier mein Modell, nichts weiter. Außerdem bin ich kein Weiberfeind. Wie kommst du darauf?“

„Nur eben so. Du darfst jetzt deinem Modell Kaffee vorsetzen. Das kann ich wohl für die Sitzerei ver-

langen. Hast du in Berlin deine Modelle auch immer dursten lassen?"

„Eigentlich nicht.“ Er grinste.

In der Küche nahm sie ihm die Kaffeemühle aus der Hand. „Hannchen Feuerbacke hast du wohl auch nicht dursten lassen am Sonnabend, wie?"

Er spülte die Kanne aus. „Bei mir hat sie sich nicht beklagt. Etwa bei dir?"

„Jedenfalls weiß es die ganze Hütte.“

„Die ganze Hütte? Das bist wohl du allein.“
Hanna nahm die henkellose Tasse aus dem Schrank, die als Zuckerdose diente. „Ich? Was hab ich mit deinen Liebschaften zu tun.“

„Sehr viel sogar. Laß mich, den Kaffee gieß ich allein auf. Du hast mich ja damals ins Schützenhaus geschickt, damit ich mir eine aussuche.“

„Hörst du immer so auf mich?"

Er nickte. Sie trugen das Geschirr in sein Zimmer.

„Dann gib mir mal deine Jacke.“ Aus Ediths Kammer holte sie das Nähzeug. Sie begann zu stopfen. Draußen hatte es aufgehört zu regnen.

Heinz überlegte. Edith mußte bald zurückkommen. „Übrigens habe ich mit Hannchen Feuerbacke nicht mal getanzt.“

„Auch das ist mir gleich.“ Sie hielt die eingefädelte Nadel zwischen den Zähnen.

„Das tut man nicht, die Nadel im Munde.“

Sie sprach mit zusammengebissenen Zähnen: „Wenn man dich so reden hört . . , jetzt komm ich mir selbst

ganz verheiratet vor. Soll ich dir die Hausschuhe bringen?"

„Nimm dich in acht. Wenn ich nun Ja sage?"

Sie nahm die Nadel aus dem Munde, und leise wiederholte sie „Ja“.

„Ja?" Die großen Augen und zwei volle Lippen, mehr sah er nicht.

„Ja, Heinz.“

Er nahm ihre Hände, und die dunklen Augen kamen näher. „Ich mag dich aber nicht, Hanna.“

Sie lächelte. „Ich dich auch nicht, Heinz.“

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ich konnte dich schon am ersten Tage nicht leiden.“

„Und du warst mir von Anfang an zuwider.“

Ihre Lippen fanden sich. Vom Dach fielen noch Tropfen. Sie klopfen auf das blecherne Fenster Sims.

Sie ließen sich erst wieder los, als im Flur Schritte laut wurden. Jemand kam und ging wieder. Heinz sah nach. Es war die Zeitung.

Hinter sich schloß er die Zimmertür.

Wieder gab sie ihm ihre vollen Lippen.

„Warum hast du mich so lange warten lassen?"

„Warum bist du nicht gekommen?"

Es wurde dunkel.

Der Schein einer Laterne zeichnete die Giebelwand des Ledigenheims gegen den Nachthimmel ab.

„Ich will jetzt gehen, Heinz. Edith muß jeden Augenblick hier sein.“

„Ich werde das Zimmer abschließen und sagen, daß ich schon im Bett liege.“

„Nicht Heinz, laß mich gehen.“

Er verschloß ihre Lippen.

„Nicht Heinz, nicht heute. Es geht nicht, weißt du? Nein, morgen auch noch nicht. Aber Sonnabend komm ich zu dir, Sonnabend, hörst du, Heinz?“

Als Heinz am Freitag aus der Hütte kam, zog er sich um. Mit Hanna wollte er in die Klinik gehen. Else sagte ihm, daß ihre Schwester vor einer Viertelstunde gegangen war. Heinz beeilte sich. In der Klinik machte ihn Hanna mit Hans Jurk bekannt. Das Gesicht des Graveurs war spitz. Blaue Schatten lagen unter den Augen des Kranken.

„Ich freue mich, daß ich dich auch mal kennenlernen“, sagte Hans Jurk und machte eine Pause. „Sie erzählen ja alle von dir. Wie ist es denn..“

„Du hast heute schon zu viel gesprochen, Hans“, sagte Hanna leise.

„.. in meinem Zimmer? Sieht man noch an der Decke, wo es durchgeregnet hat?“

„Er hat es gar nicht gut“, sagte Hanna vor der Klinik. „Aber willst du nicht lieber nach Hause gehen? Auf mich kannst du jetzt nicht warten. Da vergeht eine Stunde und mehr.“

„Mußt du denn zur Friseurin?“ Er begleitete sie in die Stadt.

„Aber natürlich. Wo ich doch Sonnabend zum Geburtstag eingeladen bin.“

„Du? Morgen?“

„Hab ich dir das nicht gesagt? Bei meiner Kollegin, aber natürlich habe ich es dir gesagt.“

Als er sie an die Verabredung erinnerte, sagte sie nur: „Du träumst wohl. Ich weiß davon nichts.“

Heinz holte Willi ab und ging mit ihm in die Wälze. Es war Freitag, die Schankstube war voll.

„Du säufst ja heute wie ein Eoch. Was hast du denn?“

„Nichts. Ist eben Freitag.“

„Erzähl mir nichts. Hast du jemand getroffen? Ich meine, von deinen Leuten? Auch nicht. Ich will dir sagen, was du brauchst. Für dich wird es Zeit, daß du dir ein kleines Mädchen aussuchst. Na, nun friß mich man nicht auf. Und laß die Kornsauferei endlich nach. Ich bin jetzt satt.“

Am nächsten Morgen mußte Edith ihn dreimal wecken. Die Morgensonne blendete. Um Hanna nicht zu treffen, ging er hinter dem Ledigenheim vorbei. Eiskörbecher warteten neben seinem Platz. Er bemalte sie mit roten Sternen und blauen Tupfen, und davon wurde ihm auch nicht besser. Heinz war froh, als Hannas Stuhl beim Essen leer blieb. Er fühlte sich noch immer zerschlagen. Nach Tisch legte er sich ins Bett. Bis fünf Uhr schlief er, dann ging er in die Küche essen. Edith hatte für ihn eingeholt.

Sie setzte sich zu ihm und erzählte. „Wir machen uns nicht viel aus Lokalen. Hans ging selten weg. Abends haben wir immer Halma gespielt, jeden Abend. Wer verliert, gibt einen Groschen in die Kasse, und die Kasse ist für Weihnachten. Kennst du Halma? Nein? Das mußt du unbedingt lernen. Paß mal auf. Es ist ganz leicht.“

Heinz war es gleich, wie er die Zeit bis zum Schlafen totschlug. Er lernte Halma. Bei jedem Spiel zahlte er einen Groschen. Hanna feierte Geburtstag. Nach einer Stunde verlor Edith das erste Spiel, und sie warf ihren Groschen in das Porzellanschwein, und das Porzellanschwein war für Weihnachten. Hanna tanzte wohl inzwischen, denn für die Freundin allein wäre sie kaum zur Friseurin gegangen. Und es wäre besser gewesen, er hätte sich wieder in die Wälze gesetzt. Nach den nächsten fünf Spielen steckte Heinz einen Fünzfziger in die Kasse, und die Kasse war . .

Es klopfte, und Hanna trat in die Tür. „So erwartest du deine Gäste, Heinz?“ Sie trug das dunkelblaue Eeinenkleid. „Nicht mal einen Kragen um. Und keinen Kuchen auf dem Tisch?“

Heinz fuhr mit der Hand nach dem Kinn. Er war unrasiert.

Edith räumte die Steine ein. „Warst du im Kino?“

Hanna schüttelte den Kopf. „Ich hab Else beim Plätten geholfen, und dann haben wir die Mädels gebadet. Schläft der Kleine schon?“ Sie setzte sich zu ihnen an den Tisch. Edith räumte das Spielbrett ab. Sie gähnte.

„Geh man ruhig schlafen“, sagte Hanna. „Heinz hat genug von deinem Halma.“

„Aber nicht doch“, lenkte er ein.

Hanna sah ihn groß an. „Was hast du denn? Soll meine Schwester die halbe Nacht mit uns aufsitzen? Spät genug. Edith, du bist doch nicht böse, wenn wir dich in den Kahn schicken?“

Die Sprengerin lachte. „Ich bin hundemüde. Aber ihr müßt solange nebenan gehen. Der Junge wird wach, wenn ich mich bei mir ausziehe.“

Heinz schaltete in seinem Zimmer das Licht ein und zog die Vorhänge vor. „Hanna, du bist unflug. Edith glaubt kein Wort.“

„Natürlich glaubt sie es nicht.“

„Wollen wir lieber noch mal runter gehen und ums Viertel laufen?“

„Gib mir deine Pantoffeln, Heinz. Mich drücken die neuen Schuhe. Warum sollen wir denn Theater spielen? Was ich tue, ist meine Sache, und Edith quält sich nicht darum. Ist es denn ehrlicher, wenn wir uns auf den Promenadenbänken herumdrücken?“ Sie strich das Haar aus ihrer Stirn. „Du hast mir noch gar nicht Guten Abend gesagt.“

Sie hörten, wie in der Küche das Licht ausgeknipst wurde. Edith klopfte, wünschte Gute Nacht und ging in ihre Kammer. Heinz rückte den roten Sessel unter die Lampe. Hanna trat vor das Bett. Sie schlug die Decke zusammen und legte sie über den Stuhl. Vor dem Nachttisch baute sie ihre Schuhe auf. Die Nadel legte sie auf das Fensterbrett, dann zog sie das Kleid über den Kopf.

„Hast du einen Bügel?“ Sie rollte die Strümpfe zusammen.

„Ich bin unrasiert“, sagte Heinz. Mehr fiel ihm nicht ein. Dann hängte er das Kleid in den Schrank und suchte seinen schwarzen Schlafanzug hervor. Er warf ihn ihr zu.

Schließlich zog er seine Schuhe aus, dann löschte er das Licht.

„Nein, laß bitte brennen, Heinz. Ich bin nicht gern im Dunkeln.“

Einen Stoß tiefer spielte das Radio einen Schlagert. Hanna summte mit.

Sie rückte zur Seite. „Hast du genug Platz? Du hast eine Haut wie ein Mädchen. Warum sagst du nichts?“

Er sah, wie sich ihre Brüste unter dem schwarzen Stoff hoben und senkten.

„Vielleicht ist es nicht richtig, Heinz, daß ich so . . . so einfach bei dir bin. Aber ich komme doch gern, Heinz. Ich komme gern zu dir. Ist das schlimm, sag . . .“

Aber der Stadt heulte eine Lokomotive.

„Heinz, machst du jetzt das Licht aus? Es ist ja nicht mehr dunkel.“

Als er von der Tür zurückkam, zog er den Vorhang auf und öffnete die Fensterflügel. Über der Giebelwand standen die Sterne. Von den Feldern kam der Nachtwind. Es roch nach Heu.

X

Bei einer Tasse Kaffee erfuhr Annemarie von dem sonderbaren Entschluß des Direktors. Sie saßen in seinem Garten unter dem Birnbaum. Der alte Ibel wartete, bis die dicke Anna in die Stadt ging. Dann

ging er unvermittelt an, von seinem Testament zu reden.

Annemarie wollte lachen wie zu einem guten Wit. Dann wurde ihr unheimlich zumute. Sie hörte die Zahlen und konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Argwöhnisch beobachtete sie den Rektor, aber er gab sich nicht anders als sonst. Er rechnete, las vor und machte überhaupt nicht den Eindruck eines Menschen, der den Verstand verloren hat. Schließlich war es durchaus nicht so absonderlich, daß sie der Rektor als Erbin einsetzte. Davon hatte sie oft genug gelesen. Die meisten Filme begannen oder schlossen mit einer unerwarteten Erbschaft.

Sie verabschiedete sich sehr bald von dem alten Ibel. Jetzt brauchte sie Zeit, die Überraschung zu begreifen. Zu Hause schloß sie sich ein. Erst wollte sie das Tagebuch zu Hilfe nehmen und beim Schreiben ihre Gedanken ordnen. Im Schrank fand sie jedoch ein Paket Briefe, die sie in eine blaue Schleife geknüpft hatte. Sie zündete die Tischlampe an und begann zu lesen.

Die letzten Schuljahre wurden vor ihren Augen lebendig, und die selige Zeit, als Heinz zu schreiben begann. „Denk immer daran, daß du mir nicht mehr die Primanerliebe bist, sondern das große Erlebnis, das meiner Arbeit einen Sinn und ein Ziel gibt. Ich bin bereits für die Freie Ausstellung vorgeschlagen worden, und wenn meine Fortentwicklung weitergeht wie bisher, dann habe ich es spätestens in einem Jahre geschafft, mein geliebtes Mädchen.“ Nur in den ersten Briefen war von einer gemeinsamen Zukunft die

Rede. Später schwieg Heinz davon. Um so häufiger nannte er sie seinen guten Engel, sein besseres Gewissen oder seine Muse. „Allmählich sehe ich die Konturen meiner kommenden Aufgaben. Die Geburt des eigenen und einmaligen Ich ist schmerzhaft und geht nicht von heute auf morgen. Ich spüre aber jetzt schon, wie alles Zufällige hinter mir bleibt, wie ich in mich selbst hineinwache und immer mehr ich selbst werde. Manchmal habe ich das Gefühl, als stiege ich eine endlose Reihe Stufen hinan. Man wächst in eine gefährliche Einsamkeit hinein, in der es nur noch ein Ziel gibt: Sich selbst finden. Aber ich bin nicht allein, denn ich habe ja stets dein Bild vor Augen. Ich küsse deine beiden kleinen Händchen“, schloß der Brief, und im nächsten hieß es: „Ich küsse deinen Scheitel, geliebte Seele, und bin dir nahe wie nie zuvor.“

Die Tante rief zum Abendbrot. Annemarie ließ sich nicht stören. Sie hatte in die andere Welt zurückgefunden, die sie bereits verloren glaubte. In diesen Zeilen lebte ihr Heinz. Er saß neben ihr und hielt sie umfangen wie damals im Waldhaus. Sie spürte seine Lippen, die ihr heiße Worte zuflüsterten. Sie glaubte an seine Umarmungen. Daß er dann plötzlich davonlief, begriff sie nicht. Aber war er nicht ein Künstler, und gehörten solche Ausfälle nicht zu einem richtigen Künstler? Weidmann hätte sie nicht allein gelassen, Weidmann war bieder und ordentlich. Aber sie haßte diese langweilige Welt, in der alles proper war. Sie brauchte das große Abenteuer und den Mann, der sie von Lauterbach befreite. Heinz war der Draufgänger,

der ihr die Tür zur großen Welt aufschlagen würde. Sah es ihm nicht ähnlich, daß ihn seine Künstlerlaune sogar in die Hütte trieb? Ein Weidmann brachte das nicht fertig.

Zwölf Jahre hatte sie auf Heinz gewartet. Es blieb sich also gleich, ob noch ein halbes Jahr verging. Sie war ja nicht mehr irgendwelche Kontoristin. Jetzt konnte sie ihm helfen. Geschmack hatte sie genug, und eines Tages würde sie ihm von der Erbschaft im Westen Berlins das Künstlerheim einrichten, von dem jeder Maler träumt. Schon lange hatte sie sich für den Stil eines Bauernhauses entschieden. An den Wänden hingen Kupferkessel und bunte Teller. Die Zimmer waren mit schwerem Bouclé ausgelegt, damit es in dem Künstlerhause lautlos zuing. Oft hatte sie an Kinder gedacht. Aber wie sie Heinz kannte, wollte er von dem Geschrei nichts wissen, und schließlich, sie wurde nun bald neunundzwanzig. Nein, ein Mann wie Heinz konnte keine Kinder gebrauchen, und das war entscheidend. Eine Künstlerehe verlief nach ihrer Auffassung nie gut, solange die Frau noch eigene Wünsche hatte, und Annemarie hatte sich schon seit Jahren in der Aufzählung der Dinge geübt, auf die sie leicht verzichten konnte. Alles wollte sie ihm geben und nichts verlangen.

Er brauchte nur zu bestimmen, und sie folgte ihm. Täglich sah sie, wie er mittags über den Hof zum Ledigenheim ging. Nach Feierabend stand sie am Fenster. Ein Lächeln hatte sie für ihn bereit, aber er hob nicht mal den Kopf. Anfangs kam er meist allein.

Später sah sie ihn mit Kameraden im Gespräch, und dann erkannte sie an seiner Seite die Blonde, die bei Anita in Stellung gewesen war. Oft kam er auch mit einer Schwarzen oder mit beiden, und Annemarie erkundigte sich beiläufig beim Pförtner. Sie beruhigte sich bei dem Gedanken, daß es nur die Schwestern seines Freundes waren.

Wenn er sich aber nichts mehr aus ihr machte? Annemarie lief diesem Gedanken davon, sie wollte ihn nicht zu Ende denken. Dann war alles vorbei, alles sinnlos, dann . . . weiter kam sie nicht.

Sie wußte, daß Heinz im Ledigenheim aß. Das Zusammenleben mit der Tante wurde unerträglich. Annemarie entschloß sich, fortab mittags in das Heim zu gehen. Als sie mit den Jungs über die Straße lief, sah sie sich mehrmals um. Heinz kam jedoch nicht. Sie mußte sich anstellen, und die Jungs machten mit ihrem Geschirr einen Heidenlärm. Sie schoben die Holzbänke zurück, die mit lautem Quietschen über die Steinfliesen glitten. Die blassen Gesichter waren ihr neugierig zugekehrt, und Annemarie wich den stumpfen Blicken aus.

Es gab Lungenmus, das Leibgericht der Glasmacher. Annemarie wollte die Schüssel nicht stehenlassen. Alle sahen ihr auf die Finger, so kam es ihr vor.

„Das sollten sie jeden Tag machen“, sagte eine kleine Arbeiterin neben ihr. „Glauben Sie, Fräulein, das kriegen Sie in Berlin auch im feinsten Restaurant nicht besser.“

Die andern holten sich nach, Annemarie ging.

Sie aß wieder bei der Tante, kam aber nur noch zu den Mahlzeiten und zum Schlafen heim. Daß Martin Höfner sie jetzt oft im Wagen mitnahm, war ihr angenehm. Es ging sie nichts an, was zwischen ihm und Anita spielte. Er verschwieg nicht, wie wenig ihm an ihr gelegen war. Oft erzählte er von seiner Berliner Zeit, und mit kameradschaftlicher Offenheit sprach er von früheren Freundinnen und Liebchaften. Sie wunderte sich über den Eifer, mit dem er beichtete. Wollte er dann von Anita erzählen, so winkte sie ab. Sie wußte genug. „Wir werden ihr besser nicht sagen, daß wir uns jetzt oft sehen“, bat sie ihn.

„Aber natürlich.“ Er lächelte. „Können wir nicht auch mal ein kleines Geheimnis haben?“

Martin Höfner war ein unermüdlicher Erzähler. Annemarie bekam den Eindruck, daß er bisher nur von Jungenstreichen gelebt hatte, und sie war ihm für die Ablenkung dankbar. Martin Höfner war aufmerksam und zurückhaltend. Besonders freute sie, daß er ihre Anhänglichkeit zu dem buckligen Glasmacher verstand. Sie brauchte ihn gar nicht mal zu bitten. Nach jedem Ausflug fuhr er noch bei dem schwarzen Holzhaus vor, und sie setzten sich für kurze Zeit in den Garten.

Gelegentlich ging Annemarie allein zu dem Buckligen. Er redete in letzter Zeit nicht mehr so freiweg wie früher. Oft kam er nicht auf das richtige Wort. Dann verlor er den Faden, fing an zu stammeln und lief unter irgendeinem Vorwand in die Küche. Annemarie übernahm es jetzt selbst, die Gläser zu füllen.

Eines Tages fragte sie ihn, ob er nicht mal zum Arzt gehen wollte.

Er sah sie aus seinen vertränten Augen an, und dann meinte er, daß seine Gesundheit noch für fünfzig Jahre hielte, ja für hundert. „Natürlich, wäre ich in den Wäldern geblieben, dann könnte ich jetzt noch wie ein Junger springen. Diese Fabrik frißt einen Menschen auf. Dafür habe ich meinen Garten und mein Haus. Sonst wäre ich schon längst weg. Lange mach ich aber nicht mehr mit. Dann zieh ich fort.“

„Ich möcht auch schon weg“, sagte Annemarie.

„Sie auch, Fräulein Bischoff? Sehen Sie, ich möchte da wieder in Siebenbürgen sein, wo ich aufgewachsen bin, und dort in einer alten Hütte arbeiten. Eigene Werkstelle haben, eigenes Werkzeug, und dann nur noch Glas machen, wie es mir gefällt. Schleifen würde ich, wie man es heute nicht mehr kennt. Wissen Sie, so . . . nein, ich kann es Ihnen nicht erklären. Ich bin dann wieder mein eigener Herr, verdiene dreimal so viel wie hier, und keine Stadt ist in der Nähe. Würde Ihnen das nicht auch Spaß machen?“

Annemarie trank von ihrem Glas. „Sie haben es gut, Herr Posselt. Wenn Ihnen die Welt nicht mehr paßt, dann ziehen Sie fort. Sie sind eben ein Mann.“

Pumpi band die Schleife seiner Schürze auf, und er knüpfte sie wieder zu. „Walderdbeeren gibt es dort, so groß wie hier die Kirschen. Und es ist viel wärmer. Sagen Sie, wenn Sie nun nachkämen? Ich meine, wenn ich dann dort bin, kann ich Ihnen ja mal schreiben. Sie sehen sich alles an, und . . .“ Er griff

nach dem Glas. Seine Hände zitterten so stark, daß er es wieder absetzte.

Annemarie sah nachdenklich auf ihre Fingernägel. „Es kann schon sein, Herr Posselt, daß ich eines Tages von Lauterbach nichts mehr wissen mag, und dann . . . Ist es wahr, so große Walderdbeeren gibt es in Siebenbürgen? Aber natürlich“, sie lachte plötzlich hell auf, „natürlich komme ich mit, und gerade jetzt hätte ich solchen Appetit auf Walderdbeeren. Gibt es da auch keine Wölfe, Herr Posselt? Sags gehe ich gern in den Wald, aber wenn es dunkel ist, fürchte ich mich. Würden Sie mich nachts auch nicht allein lassen?“

Ludwig Weidmann traf sie gelegentlich auf dem Tennisplatze. Mit schwärmerischen Augen umfing er sie schon von weitem. Er gab ihre Finger nicht frei, und sie mußte ihm die Hand jedesmal unsanft entziehen. Annemarie fand kein Mittel, ihn von seiner Neigung zu heilen. Übersah sie ihn, oder wandte sie sich mit betonter Herzlichkeit andern zu, so verdoppelte er seine Anstrengungen. Blumen und Briefe schickte er ihr, und sie zankte ihn wie einen Schuljungen aus. Nur dem Konfekt konnte sie nicht widerstehen. Die Tante lud ihn oft zum Essen. Dann war er schon zufrieden, wenn er neben ihrem leeren Stuhl saß. Die Mittelschullehrerin ermunterte ihn unverhohlen, und er glaubte noch immer daran, daß ihm Annemarie eines Tages wie eine reife Frucht zufiel. Er brauchte sie nur im Auge zu behalten, damit sie nicht in Nachbarns Garten geriet.

Annemarie fand Gefallen daran, ihn mit Martin Höfner zu reizen.

„Dieser Höfner imponiert mir nicht“, sagte er geheimnisvoll. „Und wenn es darauf ankommt, kann ich ihn mit meiner Schublade verjagen. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen zu jeder Stunde den Beweis dafür erbringen.“

Sie hörte, daß Heinz wieder malte, daß er in der Bälze mit den Arbeitern trank, und daß er die billigen Tanzlokale besuchte. In der Woche sah sie ihn täglich. Gelegentlich grüßten sie sich, und zweimal hatte es sogar bis zum Handschlag gereicht. Heinz war jedoch stets in Eile, und sie war überzeugt, daß ihm das Wiedersehen jedesmal peinlich war.

An einem heißen Augustsonnabend traf sie ihn in den Anlagen, die zwischen dem Tennisplatz und dem Heldenfriedhof lagen. Er stand vor seiner Staffelei und malte den grauen Fluß der Häuser, die in der Hitze des Nachmittags zitterten. Glänzende Schieferdächer und gelbe Schornsteine gaben der zähen Steinmasse Leben. Der Kiefernsaum versank hinter dem Dunst der Stadt. Kinder sahen ihm in scheuer Entfernung zu. Von dem Tennisplatz kam das trockene Klopfen der Bälle.

Das rote Polohemd war aus seinem Gürtel gerutscht. Er trug eine dunkelgrüne Leinenhose. Als er Annemarie sah, legte er die Palette auf die Bank und wischte sich die Finger an einem Lappen ab.

Sie sprachen über die Hitze. Annemarie setzte sich, Heinz blieb stehen. Als er den Pinsel aus der

Hand legte, gingen die Kinder wieder ihren Spielen nach.

„Davongelaufen bin ich dir nicht.“ Heinz hing den Lappen auf die Staffelei. „Ich hatte dir nichts zu sagen, das ist der ganze Grund.“

„Im Waldhaus hast du anders geredet.“ Sie zog einen Spiegel aus der Tasche und fuhr mit der weißen Puderquaste über das Gesicht.

„Ich habe dich nicht im Zweifel gelassen, wie ich zu dir stehe, Annemarie.“

„Aber du warst anders zu mir.“

„Warum sprichst du davon? Es gibt Dinge, von denen man schweigt. Sie sind gut, solange man sie nicht zerredet.“

Annemarie balancierte den Tennisschläger auf ihrem Handrücken. „Aber ich will davon reden. Kannst du dir nicht denken, was für mich diese Stunden bedeuteten? Ich hatte auf dich gewartet, und . . . Ach, zwing mich doch nicht, alles zu sagen. Du weißt, daß ich vorher noch nie . . .“

„Annemarie, mit keinem Wort habe ich dich jemals gebeten, daß du dich für mich aufhebst. Irgendwann ist es für jeden das erste Mal, auch für eine Frau. Kein Grund, davon zu reden. Es gibt Dinge, die durchaus nicht so wichtig sind, wie du meinst. Es tut mir leid, daß wir überhaupt davon sprechen. Aber wenn du mir vorhältst, das erste Mal gäbe einer Frau besondere Ansprüche . . .“

„Ansprüche, warum brauchst du solch ein Wort. Sagt es dir nichts, daß ich dir alles gegeben habe?“

Heinz wischte sich den Schweiß von der Stirn.
„Wenn ich deinen Worten glauben soll, hast du kalkuliert, sozusagen auf lange Sicht gehandelt.“

„Heinz . . .“

„Warum so große Worte? Ich habe dich nicht gezwungen. Wir sind beide jung und ungebunden, nichts natürlicher, als daß wir eine Nacht . . . nun eben eine Nacht sein ließen. Alles war gut, bis auf deine Worte, die du jetzt hinterherschickst.“

Annemarie war aufgestanden. „Du sprichst, als hättest du so eine Schleiferin vor dir.“

„Wie meinst du das?“ Er zündete sich eine Zigarette an. „Du rauchst?“

Sie überfah seine Zigaretten. „Mich kannst du nicht wie eine aus dem Schützenhaus behandeln, mit der man schnell mal in den Wald geht. Und ich bin auch nicht wie diese Klenner, mit der man dich jetzt jeden Tag sieht.“

„Ja, sie ist anders, Annemarie.“

„Dann heirat sie doch.“

„Möglich.“ Er wusch den Pinsel aus und nahm die Palette wieder auf.

Annemarie hielt das Taschentuch vor die Augen und setzte sich wieder auf die Bank. Heinz strich den Himmel an.

„Heinz, ist das wirklich dein letztes Wort?“

„Schade.“

„Was ist schade?“ Sie sah mit großen Augen zu ihm auf.

„Ich meine, schade, daß wir so auseinandergehen. Aber es ist wohl besser so. Jedenfalls klarer.“

„Sag, ist das dein Ernst, Heinz? Willst du dich mit der verheiraten?“

„Ja, ich will mich mit der verheiraten. Wenn ich mich nicht täusche, wartet drüben im weißen Anzug Doktor Weidmann auf dich. Er steht schon seit zehn Minuten da. Vermutlich wird er dich besser unterhalten.“

„Wird er auch,“ sagte sie im Gehen. „Benigstens hat er Kinderstube. Und viel Glück zu deiner Auswählten!“

„Wir danken.“

Am Ausgang der Parkanlagen wartete Dr. Weidmann. Annemarie begrüßte ihn mit einem hellen „Ahoi“ und hatte den erstaunten Direktor unter. Sie war überzeugt, daß Heinz ihnen nachsah.

„Warum tragen Sie den Binder nicht öfter, Herr Doktor? Er steht Ihnen ganz prächtig. Aber warten Sie, so trägt man doch keinen Schlips. So, sehen Sie, jetzt sitzt er.“

„Kann ich Ihnen den Schläger tragen? Eigentlich ist es reichlich heiß heute zum Spielen. Wir sollten in den Wagen steigen und uns den Wind um die Ohren blasen lassen.“

„So wollen Sie mich mitnehmen, in diesem Aufzuge?“

„Aber Fräulein Bischoff...“

„Und Sie werden mir auch nichts tun, bestimmt nicht, Sie Herzensbrecher?“

Abends ging sie mit ihm tanzen, und am Sonntag fuhr sie mit ihm nach Görlitz essen.

Nach Büroschluß brachte er sie heim, und er wurde täglicher Gast im Hause der Tante. Wenn er kam, blieb Annemaries Stuhl nicht mehr leer. Am Donnerstags rief er sie in der Buchhalterei an, er hatte noch zu tun. Spät abends holte sie ihn in seinem Bürozimmer ab.

„Schauen Sie sich das an, Fräulein Annemarie.“ Sie legte die Hand auf seine Schulter und beugte sich mit ihm über das Aktenbündel. „Hier sind die Entwürfe, und da, die Unterschrift von Martin Höfner. Der Burgunderfelch „Spätlese“. Schön, nicht? Peinlich nur, daß er nicht von Herrn Höfner stammt. Diesmal kostet ihm der Schwindel den Kopf. Grad jetzt muß die Bombe platzen. Wir haben eine plötzliche Bestellung auf 1900 Stück Burgunderfelche. In Berlin tagt die Internationale Handelskammer, und für die Empfänge fehlen Gläser. Eher konnte man wohl auch nicht darauf kommen. Gestern läuft der Auftrag ein, Lieferungsstermin Donnerstag nächster Woche. Die Wiener Konkurrenz hat von dem Geschäft Wind bekommen, und hier ist schon der Einspruch mit allen Unterlagen. Den Entwurf hat ein gewisser Josef Scheidler an die Wiener verkauft, nachdem sein Angebot vor einigen Jahren von uns, also von Martin Höfner, abgelehnt worden war. Hat der Bursche also den Josef Scheidler wieder nach Hause geschickt und den Entwurf einfach geklaut. Na warte, mein Junge. Es wird schon an allen Öfen über den Kelchen ge-

arbeitet. Wir hatten ja nur zweihundert auf Lager. Reuschner ist in Berlin, ich muß also schleunigst hin, damit die Sache aus der Welt kommt. Sonst müssen wir ein Heibengeld an die Wiener zahlen."

"Nach Berlin fahren Sie?"

"Sonntagabend mittag. Ich hab eine Idee: Sie kommen mit. Gemacht?"

Die Mittelschullehrerin schwamm im Glück, und sie teilte mit jedem, der davon hören wollte. Annemarie hatte nichts dagegen, daß ihre Tante das laute Geheimnis in die Stadt trug. Mochten es alle wissen, alle . .

Freitag abend fand sie noch so viel Zeit, den Buchligen zu besuchen. In der Gartenpforte rief sie seinen Namen. Sie traf ihn neben dem Herd. Wie immer sang sie ihr Guten Tag. Als sie sein Gesicht sah, wurde sie jedoch stiller. Streichhölzer lagen über der Holzdielen verstreut. Der Buchlige las sie mit zitternden Händen zusammen. Annemarie schien er nicht gehört zu haben. Die schlafwandlerischen Bewegungen seiner Hände begleitete er mit einem Knurren, das abwechselnd zu gurrenden Kopfstößen hochschlug. Er bemerkte Annemarie erst, als sie neben ihm kniete und auf sammeln half. Das Brummen brach ab. Ein Faden Speichel fiel über sein Kinn, er fing ihn mit dem Handrücken auf.

"Er ist hier gewesen und hat alles durcheinander geblasen", sagte Pumpi und suchte weiter. "Aber er ist zum letzten Male gekommen, und morgen blase ich ihn aus, so: Pff, pff." Er lachte jetzt. Es machte ihm

Spaß, immer wieder die Hängebacken aufzupusten und den feuchten Atem auszustößen. „Heute mittag war er sogar in der Hütte und hat mich mit nach Hause genommen. Für den Bademärter hat er sich ausgegeben, und mir sagt er, ich hätte zu viel getrunken. Aber morgen werde ich ihn erledigen, so: Pff, pff.“

Auf dem Tisch stand eine Seltersflasche, die bis zur Hälfte mit einer wasserklaren Flüssigkeit gefüllt war. Es roch nach Spirit.

Annemarie redete ihm gut zu, und er setzte sich in den Sessel. Sie legte ihm eine Decke über die Knie. „Ich komm auch mit nach Siebenbürgen“, sagte sie ihm zum Abschied. „Aber nur, wenn Sie mir vorher nicht alle Walderdbeeren wegessen.“

„Sie kommen mit?“

Sie schloß die Tür hinter sich, und durch das Fenster kam in regelmäßigen Zügen sein pff, pff.

In der Hütte traf sie noch den Bademeister. Der Mann tröstete sie. „In letzter Zeit hat er es öfters. Aber das gibt sich wieder. Montag steht er am Ofen, als wäre nichts geschehen.“

Zu Hause packte sie ihren Koffer. Obenauf legte sie den weißseidenen Pyjama, den ihr Anita zum Geburtstag geschenkt hatte. Ehe sie zu Bett ging, nahm sie die Briefe und verbrannte sie mit dem blauen Bändchen im Herd. Es wurde unerträglich heiß in der Küche, und sie war auch schon sehr müde. Sie blieb jedoch, und während die Flämmchen träge und lautlos um den Papiervulst krochen, sang sie. Ihre Stimme klang so laut, daß die Tante mit einer weißen Nacht-

haube in der Tür erschien. Sie schüttelte den Kopf, und da sie schon das Gebiß abgelegt hatte, zog sie sich lautlos wieder zurück.

Es roch süß und stechend nach verkohltem Papier.

XI

In Böhmen verbot während des siebzehnten Jahrhunderts eine gräßliche Verordnung den Glasmachern, „sich einer Zunft oder Zechen zu unterwerfen gleich den gemeinen Handwerkern, sondern es ist ihnen eine eigene Künstlerzunft zu setzen. Zum andern werden sich die Glasmacher sonst in allem ehrbar verhalten, nicht barfuß oder ohne Halstuch, ohne Handschuh und Stecken, sondern also gehen, wie es Künstlern geziemt.“

Der deutsche Glasmacher wollte kein Handwerker sein. Er sträubte sich gegen die Zunftgemeinschaft der Städte. Das offene Feuer bedrohte die Holzhäuser. Die Stadtmauern wurden ihm verschlossen, und so ging er dorthin, wo Sand und Holz vor seiner Tür lagen: In die Wälder. Er wurde zum Eigenbrötler, zum Einzelgänger. Wenn er auch mit den Städtern handelte, so sträubte er sich zu allen Zeiten gegen ihre Lebensformen, und die Liebe zum Allhergebrachten wurde zur Charaktereigenschaft.

Die Glasmacher sahen auf die Herdenarbeit der Handwerker herab und blieben unabhängige Künstler. Die Fürsten begriffen den Nutzen, den die Arbeit der Glasmacher dem Lande brachte. Sie stellten ihn unter

ihren persönlichen Schutz und lockten ihn durch Privilegien ins Land. Gesiegelte Hüttenbriefe befreiten die Glasmacher von Zins und Robot. Innerhalb der Landesgrenzen waren sie freizügig. In Frankreich gab es die „gentilhommes verriers“, die Glasjunker. Die Venezianer schlossen ihre Glasmacher auf der Insel Murano ein und schenkten ihnen mit den Adelsrechten ein Gesetz, wonach auf die Flucht von der Hütteninsel der Tod stand. Die Fürsten brachen bei Nacht in die Wälder der Nachbarn und raubten den Glasmacher. Gab er seine Kunstgeheimnisse nicht preis, so griff man zur Folter.

Die Glasmacherei blühte und versank, sie folgte dem wechselnden Glanz der Höfe und den Spuren der reichen Kaufleute. Die Glasmacher packten ihre Bündel, löschten die Glut, und mit den Pfeifen und Sangleisen trugen sie auch ihren Berufsstolz in die neuen Länder. Sie wanderten noch, als der Handwerker schon längst den Weg in die Fabrik gefunden hatte. Erst der Weltkrieg vertrieb die letzten Glasmacher aus ihren Wäldern. Hundert Hände schafften mehr Ware und billigere Gläser als die verlorenen Einsiedler in der Holzhütte.

Wie die Glasmacher sich ehemals Künstler nannten und sich von den Handwerkern absonderten, lehnten sie in der Fabrik die Gemeinschaft mit dem Arbeiter ab. Jetzt rechneten sie sich zu den Handwerkern. Auch die Einstufung als Sacharbeiter war ihnen zumider. Sie waren Glasmacher. Die Reihen der Alten lichteteten sich, und der Nachwuchs kam aus den Städten.

Die Jungen wußten nichts von dem Geheimnis der Wälder. Von den Meistern hatten sie gelernt, was das Werk verlangte, und wenn die Alten ihre verkannten Fertigkeiten priesen, dachten sie sich ihr Teil. Die jungen Meister sorgten sich um Frau und Kinder, und solange sie der Freitag nicht enttäuschte, rührte sie das Klagelied der Grauföpfe wenig. Es störte sie nicht mal, daß in ihrem Arbeitsbuch „ungelernter Arbeiter“ stand.

Pumpi schüttelte den Kopf. Die jungen Leute taugten nichts. Für die Massenartikel reichte es, aber von der Kunst des Glasmachens verstanden sie nichts. Es war Zeit, daß er nach Siebenbürgen zurückkehrte. In Sauterbach war er leicht zu ersetzen. Der Verdruß schlug sich auf seine Hände, und er konnte das Akkordtempo nicht mehr durchhalten. Auch daran war die Fabrik schuld.

Nachts schlief er immer weniger. Hatte ihn Annemarie besucht, so war die leere Nacht zu ertragen. Oft blieb sie jedoch aus. Dann tanzten die Gedanken in kreisenden Rädern vor seinen Augen. Dießen seine Hände noch mehr nach, so mußte er zu den Ersparnissen greifen. Um keinen Preis wollte er sich krank schreiben lassen. Gab er die Arbeit auf, so mußte er sich auch Annemarie aus dem Kopf schlagen.

Raum war er eingeschlafen, als ihn die Stimme aus dem Schlaf riß. Eine glühende Sonne stand vor seinen Augen, die das Zimmer und alles um ihn verschlang. Die Stimme sprach zu ihm. Tagsüber quälte er sich damit ab, den Sinn der nächsten Erscheinung

zu deuten. Der Geist gab ihm Aufträge. Er konnte nicht folgen, weil er seine Worte nicht verstand.

Eines Tages erzählte ihm sein Gehilfe von der neuen Braut des Direktors. Pumpi verstand jetzt, warum Annemarie schon drei Tage nicht mehr bei ihm gewesen war. Weidmann und die Hütte waren für ihn eins. Die Fabrik nahm ihm nun auch noch das Letzte. Darum also war die Stimme jede Nacht zu ihm gekommen, und er hatte die Warnung nicht verstanden. Vielleicht war es noch nicht zu spät, und er konnte sie noch retten. „Jetzt muß du handeln.“

Kings um den Ofen wurde an den Burgunderfeldchen gearbeitet. Der Direktor kam selbst auf die Bühne und sprach mit dem Hüttenmeister. Der Bucklige drehte ihm den Rücken zu und starrte in den Ofen. Die Blut zerfloß vor seinen Augen und strömte in roten Ringen auf ihn zu, und die Ringe wurden immer größer. Er mußte sich setzen, und als ihn der Gehilfe anstieß, war Weidmann nicht mehr in der Hütte.

Wohin Pumpi auch die Augen wandte, die roten Ringe wanderten mit. Sobald er die Lider schloß, sah er Annemarie. Sie schritt mit Weidmann durch das kreisende Feuer. Auf dem Heimweg verlief er sich, weil er den beiden zweimal begegnete. Als er sie im Walde wieder sah, ging er auf das Paar zu und spürte erst mit den Fingerspitzen, daß er vor einer Birke stand. Am nächsten Morgen trat der Direktor in einem weißen Kittel neben seinen Stuhl, nahm ihn beim Arm und fuhr ihn nach Hause. Im Wagen gab sich

Weidmann für den Bademeister aus. Pumpi durchschaute ihn. Er fühlte sich jedoch so schwach, daß er nicht mal widersprach.

Als es dunkel wurde, lief er in die Stadt. In der Kochstube der Friseurin traf er Frau Klepke. Durch die roten Ringe sah Pumpi, wie sie im Sofa saß und plötzlich zurückfiel. Dann begann sie mit geschlossenen Augen zu sprechen, wobei sie die Hand nach ihm ausstreckte. „Es ist einer unter uns, der den Bösen kennt und ihm Obdach gibt. Das ewige Licht wird jedoch unsern Bruder erleuchten, und er wird hingehen und den Bösen in sich ersticken. Folge dem Licht, geliebter Bruder, das du in dir spürst, folge ihm und befrei uns von der bösen Macht. Ich spreche zu dir durch diesen Mund, damit du dich an deine Pflicht als Christenmensch erinnerst und die Finsternis von uns nimmst. Brich auf und denk an meine Worte. Folge dem Lichte, und du wirst ihn finden.“

Das Medium verfiel in Zuckungen und bekam einen Hustenanfall. Die hagere Friseurin eilte zum Sofa und klopfte der Witwe auf die Schultern.

Sie sangen das Lied „Gieh, unser Herr“, und Pumpi schloß seine Augen. Die feurigen Ringe umspielten das glühende Ofenfenster. Frau Klepke brachte ihn bis vor seine Tür.

Auf dem Sessel schlief er ein. Ins Bett legte er sich erst, als es längst wieder hell war. Die Bilder jagten sich, und er konnte sich nicht rühren. Als er wach wurde, fiel ein Schimmer von der Straßenlaterne auf sein Bett. Der Bucklige schnitt sich Brot

ab und trank aus der Kornflasche. Der Waschtänder fiel um, und die Blechschüssel klirrte.

Durch das Fenster sah er, wie ein Mann im weißen Anzug unter dem Holunderbaum wartete. Der Bucklige griff nach dem Schüreisen und trat vor die Tür. Die weiße Gestalt verschwand zwischen den Bäumen. Pumpi hatte gerade noch den Leinenanzug des Direktors erkannt. Er folgte ihm auf die Straße. Die Laterne blendete ihn, und als er ins Dunkle kam, flammten wieder die roten Ringe vor seinen Augen auf. Sie drehten sich zu Spiralen, und wo sie verliefen, sah er die weiße Figur. Er schloß die Gartentür. Atemlos hielt er sich in der Mitte der menschenleeren Straße und wich den Laternen aus, damit ihn der andere nicht entdeckte.

Ein Lastwagen verließ die Hütte, und während der Pfortner das hohe Eisentor schloß, eilte Pumpi durch die Seitentür und erreichte im Schatten des Fahrradstandes den Hof. Die weiße Figur verschwand hinter dem Gemengeschuppen. Pumpi folgte. Er wußte, daß der andere zum Ofen lief und die Pfeifen vertauschte.

Die Halle war matt erleuchtet. Pumpi stürzte hinter den glühenden Ringen her, die sich immer enger um den Flüchtenden schlossen. Auf der Bühne holte er ihn ein. Pumpi fand auf seinem Stuhl das Hesteisen. Er hob es auf und holte aus. Der andere lief auf die Ofenöffnung zu und tauchte in den Glutschein.

Pumpi schlug zu. Das schwere Eisen riß ihn nach vorn, und er fiel. Riesengroß schoß plötzlich das glühende Auge des Ofens auf ihn zu.

„Dann heirat sie doch“, hatte Annemarie zu ihm gesagt. Bisher war Heinz noch nicht auf diesen Gedanken gekommen. Er ließ ihn nicht mehr los. Während ihm Hanna für das Bild saß, sah er sie nicht nur mit den prüfenden Augen des Malers.

„Heinz, du träumst ja.“

„Du hast recht, ich male meinen Traum.“

Zwei Wochen brauchte er für das Bild. Figur und Haltung waren ihm schon am ersten Tage gelungen. Seitdem sie sich näher kannten, wurden die Sitzungen jedoch immer unergiebig. Heinz fand, daß er ebenso gut in seinem Zimmer malen konnte. Niemand störte sie. Schließlich wurde das Bild fertig, und Heinz hatte in das flammende Rot ihres Kleides alles gelegt, was ihre Lippen nicht sagen durften.

Das Bild hingte er in sein Zimmer. Sobald er morgens aufstand, begrüßten ihn von der Wand ihre dunklen Augen. Wenn sie dann aus dem Hause kam, winkten ihm auch ihre vollen Lippen. Auf dem Wege zur Hütte sagten sie sich auch jetzt nicht viel. Meist ging Willi mit ihnen oder Edith. Heinz folgte ihrem Blick, wenn sie an den Blumenbeeten der Vorgärten vorbeikamen, und wandte sie den Kopf zurück, so begegneten sich ihre Augen. Dann wußte er, daß sie sein war. Mit den andern drängten sie sich durch das Hüttentor. Ihre Schultern und ihre Ellenbogen gestanden sich, was sie auf dem grauen Hofe nicht mehr sagen konnten. Der hastende Zug drängte sich zwischen

der Wanne und dem Motorenhaus. Hanna wurde von den Kolleginnen fortgezogen, und sie verloren sich. Der Hüttenweg führte durch eine Gleisfenke. Während Heinz mit seinem Nachbarn sprach, folgte er ihren hohen Schultern, die zwischen fremden Köpfen, Mänteln und Mützen ihren Weg suchten. Ehe Hanna in die Schleiferei trat, warf sie ihm einen verschwiegenen Blick zurück.

Die Stunden schlichen, und es wollte nicht zwölf werden. Den Pinsel führte er noch flinker, denn so gelang es ihm am leichtesten, die träge Zeit vorwärts zu treiben. Die fatten Emailfarben leuchteten, grüne, blaue und rote Sonnen setzte er auf die Glaskrüge, grüne, blaue und rote Küsse für Hanna. Seine Gedanken wanderten mit den Gläsern, und er sah sich mit Hanna in einem Kirchgarten unter einem ockerfarbenen Sonnenschirm. Sie saßen um den gesprengelten Krug, schnitten lange Streifen von einem hohen Streuseltuchen und trieben dummes Zeug. Hanna konnte zu jeder Zeit essen, das hatte sie wohl von den Klenners. So gewöhnte sich Heinz daran, in alle seine Wunschbilder eine gefüllte Bratenschüssel zu stellen. In einer großen Bauernstube saßen sie, die nach mürben Äpfeln und frischer Milch roch. Hanna deckte den Tisch, oder vielmehr, schon vorher stand er neben ihr am Herd. Er mußte ja eine ganze Menge vom Kochen. Ob Hanna überhaupt mit der Küche fertig wurde?

In der Kantine ging es mittags laut her. Der Lautsprecher dröhnte. Es wurde viel gelacht, und man mußte die Stimme anstrengen wie in der Schleiferei.

Else nahm das Tuch vom Korb, während Hanna die Zeller verteilte und die Löffel über den Tisch schob. Heinz wollte ein zweites Bier für Hanna bestellen, aber er traute sich nicht. Das Geheimnis durfte durch keine Vertraulichkeit preisgegeben werden. Er wartete mit seinem Glase, bis Hanna sich entschied, ob sie mit ihm oder aus dem Krug der Geschwister trank.

„Schmeckt“, sagte sie nur und schob ihm das Bier zurück. Er drehte das Glas. Mit seinen Lippen fand er die Rundung, von der sie getrunken hatte.

„Du hast einen Bart“, sagte sie nebenher, und mit seinem Handrücken wischte er den Schaum und ein Lächeln von seinem Munde.

Eine halbe Stunde nach Feierabend saßen sie bei Willi um den Küchentisch, und Heinz achtete besorgt darauf, was für den Abend besprochen wurde. Ging er dann zu sich hinüber, so wußte er, wo er sie treffen konnte. Vor dem Bäcker, oder auf dem Wege zu Willis Schwiegereltern, oder in der Laube. Saßen sie alle zusammen, so fand Heinz stets einen Vorwand, um mit ihr aufzubrechen.

Willi schien sich nicht darum zu kümmern. Er hatte seine Schwestern noch nie nach ihren Wegen gefragt. „Wir wollen ja gar nicht wissen, wo du mit Hanna hingehst“, lachte er. „Seht bloß zu, daß ihr fortkommt.“

Heinz hatte den Eindruck, daß er rot wurde, und er lachte nun auch. „Ich meinte ja nur, ich dachte eben, daß du auch mal mit zur Post kommst. Wo es heute so schön zum Laufen ist.“

„Geh mir ab mit Laufen, Heinz. Ich bin froh, wenn ich hier sitzen kann.“

Sie gingen dann natürlich nicht zur Post, und Heinz war überzeugt, daß niemand an seinen Worten gezweifelt hatte. Er überlegte sich lange, ob es nicht besser war, mit Willi offen zu reden. Dann fiel ihm jedoch die Kaltschnäuzigkeit seines Freundes ein, und er wußte die Antwort im voraus. Es war schon besser, sie brachten ihre Heimlichkeiten nicht dem allgemeinen Gespräch zum Opfer.

Hanna dachte anders. „Was hast du nur immer mit der Post. So viel schreibt doch kein normaler Mensch. Sag doch einfach, wir gehen in den Wald, oder wir setzen uns zu dir. Oder besser, schweig ganz.“

„Ich dachte nur, wo Willi dein Bruder ist.“

„Was geht mich jetzt Willi an. Ich hab dich. Und alles andere ist gleich.“

Es war an einem Sonnabend, als ihn der Meister beim Frühstück mit einem Augenzwinkern in die Seite stieß. „Die Klennerhanna hat es Ihnen wohl ordentlich angetan, wie? Na, ich hab ja nichts gesagt. Dann sehen Sie man zu, daß Ihnen der Buchhalter das Mädchen nicht vor der Nase wegnimmt.“ So erfuhr Heinz von der Heiratspolitik des alten Gutsche.

An diesem Vormittag hingen die Krüge wie Blei in seinen Händen, und die roten und gelben Tupfen tanzten vor seinen Augen. Die Gedanken drehten sich im Kreise, und seine Finger wurden müde. Den Lappen gebrauchte er ebenso oft wie den Pinsel. Plötzlich wußte er, wie nahe ihm Hanna stand. Er hatte sie

nicht nur gern. Es war mehr. Aber seine Palette fielen schmale Sonnenstreifen und blieben haften, zähe wie die Zeiger seiner Uhr, die nicht vorwärtsrücken wollten.

Für Nachmittag verabredete er sich mit Hanna.

„Ich komme aber nur, wenn du ein freundlicheres Gesicht machst. Hörst du, Heinz?“

Hinter dem Dominium schlugen sie den Waldweg ein, der zum Jagdschloß führte. Es war trübe, die Luft stand, und in der blühenden Heide summten die Bienen.

„Ich muß dich etwas fragen, Hanna. Du hast mir bisher nie davon erzählt, daß jemand auf dich wartet. Ich dachte die ganze Zeit, du wärst frei.“

Hanna bückte sich nach einem Tannenzapfen und warf ihn in den schmalen Wassergraben, der am Wege lief. „Ich habe dich auch noch nicht gefragt. Und ich meine, das hat auch nichts mit uns zu tun. Wir haben uns gern, und das gibt dir noch lange keinen Grund, hinter mir herzuspionieren.“

„Ich habe niemand gefragt. Nachdem ich es aber erfahren habe, steht es zwischen uns.“

„Der Buchhalter Gutsche?“ Sie wurde ernst. „Ich dachte nicht, daß du so leicht zu verärgern bist. Wenn du glaubst, daß ich die ganze Zeit Theater gespielt habe, dann . . . schade.“ Sie senkte den Kopf.

Drei Rehe wechselten vor ihnen in langen Sätzen über den Weg. „Ich mache dir keinen Vorwurf. Aber wenn du ihn heiraten willst . . . schließlich, ein Buchhalter ist ein Buchhalter.“

Hanna lief schneller. „Du willst mich beleidigen. Wenn mir ein Mann gefällt, frage ich nach nichts, das weißt du. Und schon gar nicht danach, ob er Geld hat.“

„Es geht ja nicht um gefallen oder nicht gefallen, sondern darum, ob du ihn heiraten wirst.“

Sie blieb stehen. „Sei doch vernünftig. Du redest von Buchhaltern und vom Heiraten. Was hat das mit uns zu tun. Komm, du hast mir noch nicht gesagt, wie es gestern mit den Jungs war.“

Heinz erzählte von dem Zeichensaal, den er im Ledigenheim einrichtete. Mitten im Satz unterbrach er sich. „Wieso ist das so lächerlich, wenn ich mit dir vom Heiraten spreche. So hast du vorhin gesagt.“

Eine Langholzfuhrer kam ihnen entgegen. Sie verließen den Weg und liefen quer durch die Kiefern. Hanna nahm seine Hand. „Ich meine ja nur, ob ich den Gutsche heirate, hat mit uns nichts zu tun.“

„Und wenn ich dich nun heiraten will?“

„Will, sagst du?“ Sie lachte. „Vorher mußt du mich wohl fragen.“ Sie las einen kahlen Fichtenzweig auf und schlug nach den grünen Wedeln der Farnkräuter. „Was hast du heute nur für einen Tag. Ist es denn wirklich so heiß?“

„Meine Frage ist ernst, Hanna.“

„Dann frag also.“

„Gut: Wir wollen heiraten.“

„Das war keine Frage, Heinz.“

„Ich möchte dich heiraten.“

Sie blieb lachend stehen. „So ist es auch noch nicht richtig.“

Ehe sie sich wehren konnte, küßte er sie. „Hast du mich jetzt verstanden, Hanna?“

„Nur zur Hälfte.“

Er küßte sie wieder.

„Und nun das Ganze noch mal, Heinz.“

Dann sagte sie ihm: „Jetzt bin ich ganz durcheinander von deinem vielen Reden. Du darfst mit solchen Sachen nicht nachmittags um vier kommen, und dann bei dieser Wärme.“

„Du redest, Hanna, so obenhin, als wenn du jeden Tag danach gefragt würdest.“

„Deine Frage ist mir auch nicht neu.“

„Und wer?“

„Ich selbst, Heinz, ich hab mich schon gefragt, ob wir zusammen passen.“

„Und?“

„Ist denn meine Antwort so wichtig? Nein, du mußt mich erst anhören. Sieh mal, ich glaub schon, daß wir uns gut verstehen, ich glaub es ganz bestimmt. Aber verlangst du nicht mehr?“

„Ist das nicht viel, wenn wir uns verstehen?“

„Heinz, du bist Maler. Ich sehe doch, wie du alles um dich vergißt, wenn du vor deiner Staffelei stehst. Und ich bin glücklich darüber, daß du wieder zu deinen Bildern zurückgefunden hast. Du sollst nicht glauben, daß ich dir im Wege stehen werde. Wir sind es ja hier gewohnt, daß der Mann seiner Arbeit nachgeht. Achtung vor der Arbeit, das wirfst du bei dem Mädchen

aus einer Glasmacherfamilie nicht vermissen. Ich will dir auch gern alles abnehmen, was dich bei deiner Malerei stört. Aber, bin ich dir darum auch genug, ich meine, wenn du aus der Hütte kommst und malst, und ich bin in der Küche und verstehe so wenig von deinen Bildern und . . . Heinz, ich kann das nicht so ausdrücken, aber . . .”

„Liebe Hanna: Dein Bruder Willi lebt doch wirklich glücklich mit Else. Sie weiß nicht viel davon, wie am Ofen Glas geblasen wird, sie weiß nur, daß Willi ein guter Kelchmacher ist. Das sieht sie an den Gläsern und an seiner Stellung in der Hütte. Die Ehe von Willi und Else ist gut, ohne daß Else viel von der Glasmacherei versteht. Warum soll es also nicht bei uns gehen, wenn ich meine Farben allein mische? Meine Bilder gefallen dir ja, wie du sagst. Ist das nicht genug?”

„Vielleicht brauchst du aber eine Frau, die dich, die dir . . .”

„Und das fragst du? Wenn du dich über meine Bilder freust, gibst du mir Anregung genug. Mehr Mut brauche ich nicht zum Malen. Überhaupt, wenn ein Maler alle Anregung bei der Frau und in der Ehe sucht, dann ist nicht viel los. Ich brauche genau so viel Selbständigkeit wie ein Glasmacher, und das ist nur gut für eine Ehe.”

„Ja, und dann wirst du später mal mit der Hütte aufhören und von Lauterbach weg wollen . . .”

„Ich kann mir heute nicht vorstellen, Hanna, daß es eines Tages in Lauterbach für mich nichts mehr zu

malen gibt. Und wenn es so wäre, meinst du, ich würde dann allein ziehen?"

„Was willst du denn mit einer Schleiferin draußen anfangen?"

Er küßte sie. „Hast du mich nun verstanden?"

Sie gingen durch das Wildgatter. Hinter der Schoonung setzten sie sich in das weiche Moos.

„Und wir werden glücklich sein", flüsterte er.

„Wir werden immer glücklich sein."

Eine Holztaube gurrte über ihnen, und in der Ferne läutete das Dengeln einer Sense.

Ein leichter Abendwind kam auf, und als die Kiefernstämme im Schatten des Waldes versanken, fielen die ersten Tropfen.

Hanna stand auf. Sie rollte ihre Strümpfe hoch. „Sieh dir das an, wie mich die Mücken gestochen haben." Sie kämmte ihr Haar, und Heinz las die Nadeln von seinem Anzug. Schweigend schritten sie durch den feuchten Sand, und erst, als sie die Straße erreichten, sagte Hanna: „Sie werden schon längst gegessen haben."

Heinz nahm die Mütze ab. Die kühlen Tropfen liefen ihm über das Gesicht. Er begann zu pfeifen, Töne, wie sie ihm gerade einfamen, und dann verfiel er in die Melodie „Hochzeit machen, das ist wunder-schön".

Hanna legte ihm den Finger auf den Mund. „Bis morgen wirst du wohl noch warten können. Wenn sie dich so pfeifen hören, wissen sie alles. Denn so ahnungslos sind sie nun doch nicht, wie du glaubst."

Auf dem Herd standen Bratkartoffeln.

„Nun wird's Zeit“, sagte Willi, ohne von der Zeitung aufzusehen.

Hanna nahm die Flasche, die vor ihm auf dem Tisch stand, und trank sie leer. „So gut hat es mir noch nie geschmeckt. Hast du nicht noch eine hier?“

Willi schüttelte den Kopf. „Ihr könnt wohl nicht bis morgen warten. Zu meinem Geburtstag soll auch noch was im Hause sein.“

„Was, nicht mehr als diese zwei Kästen?“ Hanna warf Heinz einen verstohlenen Blick zu. „Ich glaube nicht, daß es reichen wird.“

Willi legte die Zeitung zusammen. „Kaum, wenn sie alle so saufen wie du. Wer feiert eigentlich morgen, du oder ich?“

Hanna lachte. „Wir werden ja sehen.“ Sie füllte die beiden Teller mit Bratkartoffeln. „Und weiter habt ihr nichts? Else, davon werden wir nicht satt.“

„Die Waldluft macht hungrig“, erklärte Heinz.

„Jaja, die Waldluft“, sagte Willi und suchte nach seinem Zafak.

Sie wollten schon zu Bett gehen, als es klopfte. Der alte Gutsche kam. „Pumpi haben sie vor dem Ofen gefunden. Er hat sich den Kopf aufgeschlagen, hier, über dem Ohr. Die Männer von dem Rettungswagen haben gesagt, daß es wohl mit ihm vorbei ist.“

„Hat es ihn erwischt“, sagte Willi.

Heinz legte den Löffel aus der Hand. „Ist das nicht der Bucklige?“

Hanna schnitt Scheiben vom Brot. Else setzte den Kessel auf den Herd.

„Wird er wohl abnippeln.“

„Keinen Kaffee, Else“, sagte Willi. „Hol mal die Flasche vom Treppengang. Es ist doch bald zwölf, und da können wir ja noch solange aufbleiben.“

Der alte Gutsche wehrte ab.

„Nur anstoßen“, bat Willi. „Morgen ist ja Sonntag. Und dann nehmen wir einen auf Pumpi. Vielleicht hilft es ihm. Hanna, mach doch mal für Herrn Gutsche Brot zurecht. Und für mich auch.“

Der alte Gutsche drehte sich eine Zigarette. „Hat er Pech. Wie es eben hinhaut.“

„Er hätte schon längst aufhören sollen mit Arbeiten“, meinte Willi.

„Der konnte noch gut seine zehn Jahre Glas machen. Schuld sind bloß die verrückten Weiber vom Grünen Baum. Die haben ihn im Kopfe ganz verrückt gemacht.“

Willi zog die Kornflasche auf. „Nanu, Herr Gutsche, seit wann sind Sie denn geheilt?“

„Mein Gott, ich bin doch schon seit Jahren nicht mehr hingegangen. Das war ja auch nur Humbug. Ich kam mit meiner Frau damals als einer von den letzten zu, und die Geister sprachen immer nur zu den alten Mitgliedern. Das ist doch nicht richtig. Unserer einer hat schließlich auch Verwandte, von denen er wieder mal hören will. Wenn ich auch nicht viel auf Familie und so gebe, so konnte doch wenigstens mal die Großmutter von meiner Frau reden. Aber nichts

davon, und die Geister fragen doch nicht danach, ob eins schon lange Mitglied ist oder eben erst dazu kommt. Dann hat mir nicht gepaßt, daß ich keine materiellen Fragen stellen sollte. Schließlich will man doch was Genaues wissen. Immer nur von Wahrheit und Treue hören, das genügt mir nicht. Ich will wissen, was jetzt zum Beispiel der Mussolini denkt. Oder ob mein Radioaktiv hilft. Aber nichts davon. Nur die alten Mitglieder dürfen materielle Fragen stellen, und dann hat der Geist meistens das Falsche gesagt. Dem alten Neubert hat er geraten, daß er seinem Schwiegersohn eine Uhrmacherei einrichtet. Gleich nach der Hochzeit fing der Schwiegersohn an zu saufen, der Laden ging in Konkurs, und mit der Ehe war es auch aus. Ja, denn Prost. Der schmeckt."

Sie tranken. Hanna aß noch immer.

„Und dann glaub ich auch nicht, daß sich die Geister so schnell umstellen. Als der Umbruch kam, wollten sie plötzlich nichts mehr von Politik wissen. Da ging es überhaupt nur noch von Erlösung und Liebe-beinen-Nächsten. Da kann ich doch auch zu Hause bleiben, und ich bin dann auch nicht mehr hingegangen."

Kurz vor zwölf Uhr kam noch Fritz Klenner. „Weil bei dir noch Licht brannte“, sagte er. Der Graveur kam von der Klinik. Pumpi war gleich nach der Einlieferung gestorben.

„Die Klepfen kam auch hin“, erzählte er. „Es gibt ja nichts, was die nicht schon vorher weiß. Diesmal hat sie es aber doch überrascht. Nicht das mit Pumpi

etwa. Der Höfner ist plötzlich fortgemacht, der bei ihr wohnt. Um fünf Uhr hat er seine Sachen in die Koffer geworfen, und eine Stunde später schon war er mit seinem Angeberwagen weg."

"Darum also", sagte Willi. „Heute hat sich einer die Hütte angesehen, und der Hüttenmeister wollte wissen, daß wir einen Neuen für die künstlerische Leitung bekommen. Einen Professor. Der muß es gewesen sein, beweglich wie so ein Junger, und dabei silbernes Haar. Der versteht was, hat mir sogar gezeigt, wie man eine Schnauze ansetzt, die nicht tropft."

"Der? Mit mir hat er auch gesprochen." Der alte Gutsche nickte. „Als ich ihm sagte, daß wir Alten bisher von dem Künstlerischen überhaupt noch nicht gefragt worden sind, hat er nur den Kopf geschüttelt. Die Hand hat er mir sogar gegeben. Professor ist er?"

Willi sah auf die Uhr. „Hol doch noch mal aus dem Keller, links hinter den Gurkentöpfen."

Hanna band sich die Schürze vor. „Heinz, du kannst mir unten leuchten."

Willi sah ihnen nach. „Ich weiß nicht, die beiden . . ."

„Man muß nicht alles wissen", schnitt ihm Else das Wort ab.

„Naja, jeder macht feins."

„Was?“, horchte der alte Gutsche.

„Sie haben es." Willi zeigte mit dem Daumen nach der offenen Küchentür.

„Dann hab ich doch richtig gesehen", seufzte der Schleifer. „Wird also doch nichts mit Karl. Eine Schlafmütze ist das, darum sitzt er ja auch in der

Bohnbuchhalterei. Da ist der Tillack ein anderer Kerl. Ich kann sie verstehen."

Die Uhr schlug. „Jetzt sind sie immer noch unten, und es ist zwölf.“

„Die Uhr geht vor“, sagte Else. „Laß mich mal nachschauen gehen.“ Leise ging sie in den Flur zur Kellertür, und auf Zehenspitzen kam sie wieder zurück. „Die Minute können wir ja noch warten.“ Sie lächelte geheimnisvoll.

„Hast sie wohl gerade überrascht“, flüsterte Fritz.

Else nickte. „Sie sitzen auf der Kartoffelliste und essen von meinen sauren Gurken. Na, es sind noch mehr unten.“

Die beiden blieben jedoch. Willi nahm die Kornflasche in die eine Hand, die Gläser in die andere und stieg in den Keller hinunter. Die anderen folgten ihm.

„Wenn ihr mal einen Augenblick Zeit habt, dann können wir ja anstoßen“, sagte er unten.

Die Bierflaschen sprangen auf, sie tranken. Das Licht flackerte, breite Schatten zuckten über die grauen Kellermände.

„Die Gurken sind ja ganz gut geworden“, sagte Hanna. „Nur der Essig ist zu schwach.“

„Der Essig ist gut so“, widersprach Else.

Heinz räusperte sich. In seiner Verlegenheit fiel er in eine alte Gewohnheit zurück, mit der er früher alle wichtigen Reden einleitete. Er warf den Kopf in den Nacken, als wollte er die Haare aus dem Gesicht schütteln. Aber der Friseur hatte ihm schon längst die

Mähne abgenommen. Nachdenklich setzte er die Flasche ab und griff nach seinem Schlips.

Willi bemerkte seine Unruhe. „Ist dir was, Heinz?“

„Eigentlich, ja, wir haben uns nämlich entschlossen, Hanna und ich, wir möchten . . .“

„Ach, laß nur“, half ihm Hanna, „Heinz will sagen, daß ihr zu unserer Hochzeit Gurken vorgesetzt bekommt, wie wir sie mögen, Sillack und Frau. Heinz sind sie nämlich auch zu lasch.“

Sie stießen an.

„Hanna, wenn du schon jetzt so hinter sauren Sachen her bist“, sagte Else, „wird es bestimmt ein Junge.“

„Na, denn gib mir noch eine.“

Willi lachte. „Pumpi ist kaum hinüber, und ihr sprecht schon von dem neuen Glasmacher. Dann wird wohl der Ofen nicht ausgehen.“

„Immer dasselbe.“ Der alte Gutsche senkte den Kopf und sah über die Brille auf sein Glas. „Der Laufkreis läuft immer gleich, wie mein Freund Bauer aus Utikasch sagte. Ich möchte wissen, wo der jetzt steckt.“

FRIEDRICH LINDEMANN

Sohn seiner Firma

Roman eines hanseatischen Kaufmanns
426 Seiten. In Leinen gebunden RM. 6,—

Ein Buch von Schifffahrt und Weltweite. In einer Zeit, in der Großdeutschland sich anschickt, den ihm gebührenden Platz in Welthandel und Weltschifffahrt einzunehmen, gewinnt dieser Kaufmannsroman besondere Bedeutung. Der Roman strömt Weltweite und Hanseatengeist des bremischen Kaufmanns Hermann Henrich Meier aus, des Begründers des Norddeutschen Lloyd. So wird er zu einer spannenden Entwicklungsgeschichte des berühmten deutschen Schifffahrtshauses in Bremen. Uns Heutigen ist der mit tiefer psychologischer Einführung in Zeitverhältnisse und Menschenschicksale geschriebene Kaufmannsroman ein Gleichnis: So wie sich H. H. Meier nach vielen Lebenserfahrungen und schicksalhaftem Erleben vom einfachen Handlungsgehilfen zum Begründer des großen Bremer Schifffahrtshauses emporarbeitete, so wollen auch wir wieder aus der Enge des Landes in die Weltweite der Meere und des Welthandels und -lebens. Die sich anbahnende neue Ordnung gibt uns die Gewißheit, daß Deutschland wieder groß und see- und handelsmächtig wird. Der Roman „Sohn seiner Firma“ begeistert durch die frische Art des Erzählens und den tiefen Gehalt der Idee.

„Mecklenburgische Zeitung“, Schwerin

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

I M V I E W E G - V E R L A G

MARIA PEREMANS-VERHUYCK

Ewig unruhvolles Herz

Roman

Ins Deutsche übertragen von Günther Mariaanen
383 Seiten. In Leinen gebunden RM. 5,50

. . . Das kluge, geruhig erzählende Buch erweist die Verfasserin als große Kennerin der Geschichte und Vergangenheit ihres Landes, die ebenso anschaulich wie lebenswahr zu gestalten versteht. Es wird gerade heute, da Flandern erneut in den Blickpunkt der ganzen Welt gerückt worden ist, auf lebhaftes Interesse stoßen.

Wolfgang Federau in „Danziger Neueste Nachrichten“

Dieser Roman einer geborenen Erzählerin gibt einen Überblick über das gesellschaftliche Leben der Niederlande in den Vorjahren der Französischen Revolution, wie es so bunt und lebendig nur von dem gezeichnet werden kann, der die Geschichte und Kultur dieses Landes genau kennt . . . Ein glänzend geschriebener Roman mit einer schwungvollen und packenden Handlung.

„Chemnitzer Tageszeitung“

Maria Peremans-Verhuyck gehört in ihrer Heimat zu den Repräsentanten des flämischen Schrifttums, das wir in Deutschland wegen seiner Ursprünglichkeit, inneren Wahrheit und Echtheit bewundern und lieben, und das wir wie zu uns gehörig empfinden.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

I M V I E W E G - V E R L A G